

SEBASTIAN
FITZEK

Splitter

PSYCHOTHRILLER
DROEMER

Sebastian Fitzek

Splitter

Psychothriller

Droemer

Für Clemens

"Was denkst du?"

"Na ja, ich finde sie etwas, sagen wir ... gewöhnungsbedürftig?"

"Grottenhässlich trifft es wohl eher." "Hast du sie geschenkt bekommen?" "Nein, gekauft."

"Moment mal. Du hast Geld dafür bezahlt?"

"Ja."

"Für eine babyblaue, batteriebetriebene Delphin-nachttischlampe, die du selbst hässlich findest?"

"Grottenhässlich."

"Okay, dann klär mich auf Wenn das Frauenlogik ist, dann kapier ich sie nämlich nicht."

"Komm her."

"Ich lieg doch schon fast auf dir drauf" "Trotz dem, noch näher."

"Sag mir nicht, du willst die Lampe in unser Liebesspiel integrieren."

"Spinner."

"Hey, was ist los? Wieso schaust du mich auf einmal so an?"

"Versprichst du mir ..." "Was?"

"Versprichst du mir, immer ein Licht anzulassen?"

"Ich ... ich verstehe nicht ganz. Hast du plötzlich Angst vor der Dunkelheit?"

"Nein, aber ... " "Aber?"

"Na ja. Ich hab darüber nachgedacht, wie unerträglich es wäre, wenn dir etwas zustößt. Halt, warte, bleib da. Ich will dich ganz fest halten."

"Was ist denn ... weinst du etwa?"

"Hör zu, ich weiß, es hört sich jetzt etwas verrückt an, aber ich will, dass wir eine Abmachung treffen."

"Okay?"

"Sollte einer von uns beiden sterben - halt, lass mich bitte ausreden. Dann soll der, der gegangen ist, dem anderen ein Zeichen geben."

"Er soll die Lampe anmachen?"

"Damit wir wissen, dass wir trotzdem nicht alleine sind. Dass wir an uns denken, auch wenn wir uns nicht sehen können."

"Schatz, ich weiß nicht, ob ... " "Schhhhhh. Versprichst du mir das?" "Okay."

"Danke."

"Ist sie deshalb so hässlich?" "Grottenhässlich. "

"Stimmt, so gesehen eine gute Wahl. Das Monstrum werden wir niemals aus Versehen anschalten."

"Also versprichst du es mir?"

"Na klar, Süße."

"Danke." "Aber was soll uns denn schon zustoßen?"

SPLITTER

*It's either real or it's a dream There's nothing
that is in between "Twilight",
Electric Light Orchestra*

Der Zweck heiligt die Mittel, Lebensweisheit

1 Kapitel

Heute

Marc Lucas zögerte. Ließ den einzigen noch unversehrten Finger seiner gebrochenen Hand lange auf dem Messingknopf der alten Klingel ruhen, bevor er sich einen Ruck gab und drückte.

Er wusste nicht, wie spät es war. Die Schrecken der letzten Stunden hatten ihm auch das Zeitgefühl geraubt. Doch hier draußen, mitten im Wald, schien Zeit ohnehin keine Bedeutung zu haben.

Der eisige Novemberwind und der Schneeregen der letzten Stunden hatten etwas nachgelassen, sogar der Mond schimmerte kurz durch die aufgerissene Wolkendecke. Er war die einzige Lichtquelle in einer

Nacht, die ebenso kalt wie dunkel schien. Nichts deutete darauf hin, dass das efeuberankte, doppelstöckige Holzhaus bewohnt war. Selbst der viel zu groß dimensionierte Schornstein auf der Spitze des Giebeldachs schien nicht in Betrieb. Marc roch auch nicht den typischen Duft verbrannten Kaminholzes, der ihn heute Vormittag im Haus des Arztes geweckt hatte - um kurz nach elf, als sie ihn zum ersten Mal hierher in den Wald zum Professor gebracht hatten. Schon da hatte er sich krank gefühlt. Sterbenskrank. Und doch hatte sich sein Zustand seither dramatisch verschlechtert.

Vor wenigen Stunden noch waren seine äußerlichen Verfallserscheinungen kaum sichtbar gewesen. Jetzt tropfte Blut aus Mund und Nase auf seine verdreckten Sportschuhe, die zersplitterten Rippen rieben beim Atmen aneinander, und sein rechter Arm hing wie ein schlecht verschraubtes Ersatzteil am Körper herab.

Marc Lucas drückte erneut den Messingknopf, wieder ohne ein Klingeln, Summen oder Schellen zu hören. Er trat einen Schritt zurück und sah zum Balkon hoch, hinter dem das Schlafzimmer lag, von dem man tagsüber einen atemberaubenden Blick auf den kleinen Waldsee hinter dem Haus hatte, dessen Oberfläche in windstillen Momenten an Fensterglas erinnerte - eine glatte, dunkle Scheibe, die in tausend

Teilchen zersplittern würde, sobald man einen Stein hineinwarf.

Das Schlafzimmer blieb dunkel. Selbst der Hund, dessen Namen er vergessen hatte, schlug nicht an, auch alle anderen Geräusche blieben aus, die normalerweise aus einem Haus dringen, dessen Bewohner mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen werden. Keine nackten Füße, die die Treppe heruntertrampeln; keine Hausschuhe, die über den Dielenboden schlurfen, während ihr Besitzer sich nervös räuspert und versucht, seine zerzausten Haare mit beiden Händen und etwas Spucke zu glätten.

Und dennoch wunderte Marc sich nicht eine Sekunde, als plötzlich wie von Geisterhand die Tür geöffnet wurde. Viel zu viel Unerklärliches war ihm in den letzten Tagen widerfahren, als dass er auch nur einen Gedanken daran verschwendet hätte, weshalb der Psychiater vollständig bekleidet vor ihm stand, im Anzug und mit korrekt gebundener Krawatte, als halte er seine Sprechstunden grundsätzlich mitten in der Nacht ab. Vielleicht hatte er ja im hinteren Teil seines verwinkelten Häuschens gearbeitet, alte Patientenakten gelesen oder einen der dicken Wälzer über Neuropsychologie, Schizophrenie, Gehirnwäsche oder multiple Persönlichkeiten studiert, die überall

umherlagen, obwohl er schon seit Jahren nur noch als Gutachter praktizierte.

Marc fragte sich auch nicht, weshalb das Licht aus dem Kaminzimmer erst jetzt zu ihm nach draußen drang. Ein Spiegel über der Kommode reflektierte die Strahlen, so dass es für einen Moment so wirkte, als trage der Professor einen Heiligschein. Dann trat der alte Mann einen Schritt zurück, und der Effekt war verschwunden.

Marc seufzte, lehnte sich erschöpft mit der gesunden Schulter an den Türrahmen und hob die zertrümmerte Hand. "Bitte ... ", flehte er. "Sie müssen es mir sagen." Seine Zunge schlug beim Reden an lose Schneidezähne. Er hustete, und ein dünner Blutstropfen löste sich aus der Nase.

"Ich weiß nicht, was mit mir geschieht."

Der Arzt nickte bedächtig, als fiele es ihm schwer, den Kopf zu bewegen. Jeder andere wäre bei seinem Anblick schockiert zusammengezuckt, hätte vor Angst die Tür zugeschlagen oder zumindest sofort medizinische Hilfe gerufen. Doch Professor Niclas Haberland tat nichts dergleichen. Er trat lediglich zur Seite und sagte mit leiser, melancholischer Stimme: "Es tut mir leid, aber Sie kommen zu spät. Ich kann Ihnen nicht mehr helfen."

Marc nickte. Mit dieser Antwort hatte er gerechnet. Und er hatte sich darauf vorbereitet.

"Ich fürchte, Sie haben keine andere Wahl!", sagte er und zog die Pistole aus seiner zerrissenen Lederjacke.

2. Kapitel

Der Professor ging voran, den Flur entlang zum Wohnzimmer. Marc blieb dicht hinter ihm, die Waffe unablässig auf Haberlands Oberkörper gerichtet. Dabei war er froh, dass der alte Mann sich nicht umdrehte und daher seinen drohenden Schwächeanfall nicht wahrnahm. Kaum hatte Marc das Haus betreten, war ihm schwindelig geworden. Der Kopfschmerz, die Übelkeit, die Schweißausbrüche ... all die Symptome, die die psychischen Qualen der letzten Stunden noch verstärkt hatten, waren mit einem Mal zurückgekommen. Jetzt wollte er sich am liebsten an Haberlands Schultern festhalten und sich von ihm ziehen lassen. Er war müde, so unerträglich müde, und der Flur schien unendlich viel länger als bei seinem ersten Besuch. "Hören Sie, es tut mir leid", wiederholte Haberland, als sie das Wohnzimmer betraten, dessen hervorstechendes Merkmal ein offener Kamin war, in dem ein schwächerndes Feuer

langsam ausbrannte. Seine Stimme klang ruhig, fast mitleidig. "Ich wünschte wirklich, Sie wären früher gekommen. Jetzt wird die Zeit knapp."

Haberlands Augen waren völlig ausdruckslos. Wenn er Angst hatte, konnte er sie ebenso gut verbergen wie der greise Hund, der in einem kleinen Rattankörbchen vor dem Fenster schlief. Das sandfarbene Fellknäuel hatte noch nicht einmal den Kopf gehoben, als sie eingetreten waren. Marc ging in die Mitte des Raumes und sah sich unschlüssig um. "Die Zeit wird knapp? Wie meinen Sie das?" "Sehen Sie sich doch an. Sie sind in einem schlimmeren Zustand als meine Wohnung."

Marc erwiderte Haberlands Lächeln, und selbst das tat ihm weh. Die Inneneinrichtung des Hauses war in der Tat ebenso ungewöhnlich wie die Lage mitten im Wald. Kein Möbelstück passte zum anderen. Ein überfülltes Ikearegal stand neben einer eleganten Biedermeierkommode. Fast der gesamte Boden war mit Teppichen ausgelegt, von denen einer unschwer als Badezimmerläufer zu erkennen war, der auch farblich nicht mit dem handgeknüpften, chinesischen Seidenteppich harmonierte. Man musste unweigerlich an eine Rumpelkammer denken, und dennoch schien nichts an diesem Arrangement zufällig. Jeder einzelne Gegenstand, vom Grammophon auf dem Teewagen bis zur Ledercouch, vom Ohrensessel bis zu den

Leinenvorhängen, wirkte wie ein Souvenir aus vergangenen Zeiten. So als hätte der Professor Angst, die Erinnerung an eine entscheidende Phase seines Lebens zu verlieren, würde er ein Möbelstück weggeben. Die medizinischen Fachbücher und Zeitschriften, die sich nicht nur in den Regalen und auf dem Schreibtisch, sondern auch auf den Fensterbrettern, dem Fußboden und sogar im Holzkorb neben dem Kamin fanden, wirkten wie ein Bindeglied zwischen all dem Krempel.

"Setzen Sie sich doch", bat Haberland, als wäre Marc immer noch ein willkommener Gast. So wie heute Vormittag, als sie ihn bewusstlos auf die bequeme Polstercouch gelegt hatten, in deren Kissen man zu ertrinken drohte. Doch jetzt hätte er sich am liebsten direkt vor das Feuer gesetzt. Ihm war kalt; so kalt wie noch nie zuvor in seinem Leben. "Soll ich noch etwas nachlegen?", fragte Haberland, als habe er seine Gedanken gelesen.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er zum Holzkorb, zog ein Scheit hervor und warf es in den Kamin. Die Flammen schlugten hoch, und Marc spürte ein nahezu unerträgliches Verlangen, die Hände mitten ins Feuer zu strecken, um endlich die Kälte aus seinem Körper zu vertreiben. "Was ist mit Ihnen passiert?"

"Wie bitte?" Er benötigte eine Weile, um seinen Blick von dem Kamin abzuwenden und sich wieder auf Haberland zu konzentrieren. Der Professor musterte ihn von oben bis unten.

"Ihre Verletzungen? Wie ist das geschehen?" "Das war ich selbst."

Zu Marcs Erstaunen nickte der alte Psychiater nur.

"Das habe ich mir bereits gedacht."

"Weshalb ?"

"Weil Sie sich fragen, ob Sie überhaupt existieren."

Die Wahrheit schien Marc regelrecht auf das Sofa zu drücken. Haberland hatte recht. Genau das war sein Problem. Heute Vormittag noch hatte der Professor sich in Andeutungen verloren, doch jetzt wollte Marc es ganz genau wissen. Deshalb saß er schon wieder auf dieser weichen Couch.

"Sie wollen wissen, ob Sie real sind. Auch aus diesem Grund haben Sie sich selbst Verletzungen zugefügt. Sie wollten sicherstellen, dass Sie noch etwas spüren."

"Woher wissen Sie das?"

Haberland winkte ab. "Erfahrung. Ich war selbst einmal in einer vergleichbaren Lage wie Sie."

Der Professor sah auf seine Uhr am Handgelenk. Marc war sich nicht sicher, aber er glaubte, mehrere Narben rund um das Armband entdeckt zu haben, die weniger von einem Messer als von einer Brandwunde

herzuröhren schienen. "Ich praktiziere offiziell nicht mehr, aber mein analytisches Gespür hat mich deshalb noch lange nicht verlassen. Darf ich fragen, was Sie im Augenblick empfinden?"

"Kälte."

"Keine Schmerzen?"

"Die sind auszuhalten. Ich glaube, der Schock sitzt noch zu tief."

"Aber denken Sie nicht, es wäre besser, wenn Sie nicht hier, sondern in einer Notaufnahme wären? Ich habe noch nicht einmal Aspirin im Haus."

Marc schüttelte den Kopf. "Ich will keine Tabletten. Ich will nur Gewissheit."

Er legte die Pistole auf den Couchtisch, die Mündung auf Haberland gerichtet, der immer noch vor ihm stand. "Beweisen Sie mir, dass es mich wirklich gibt."

Der Professor griff sich an den Hinterkopf und kratzte sich an der etwa bierdeckelgroßen, lichten Stelle in seinem grauen Haupthaar. "Wissen Sie, was man gemeinhin über den Unterschied zwischen Mensch und Tier sagt?" Er deutete auf seinen Hund in dem Körbchen, der im Schlaf unruhig stöhnte. "Es sei das Bewusstsein. Während wir darüber reflektieren, warum es uns gibt, wann wir sterben werden und was nach dem Tode geschieht, verschwendet ein Tier nicht

einen Gedanken daran, ob es überhaupt auf der Welt ist."

Während er geredet hatte, war Haberland zu seinem Hund gegangen. Er kniete sich hin und nahm liebevoll den wuscheligen Kopf in beide Hände.

"Tarzan hier kann sich noch nicht einmal im Spiegel erkennen."

Marc rieb sich etwas Blut von einer Augenbraue, dann glitt sein Blick zum Fenster. Für einen kurzen Moment hatte er geglaubt, dort draußen ein Licht in der Dunkelheit gesehen zu haben, doch dann war ihm klar geworden, dass das Glas nur das Flackern des Kamins widerspiegelte. Der Regen musste zurückgekommen sein, denn die Scheibe war außen mit winzigen Tropfen überzogen. Nach einer Weile entdeckte er sein eigenes Spiegelbild weit draußen in der Dunkelheit über dem See.

"Nun, ich sehe mich noch, aber wie kann ich wissen, dass der Spiegel nicht lügt?"

"Was hat Sie denn zu der Annahme verleitet, Sie würden an Wahnvorstellungen leiden?", stellte Haberland die Gegenfrage.

Marc konzentrierte sich wieder auf die Tröpfchen an der Scheibe. Sein Spiegelbild schien zu zerlaufen.

Nun, wie wäre es zum Beispiel mit Hochhäusern, die sich in Luft aufläsen, kurz nachdem ich sie verlassen

habe? Mit Menschen, die in meinem Keller gefangen gehalten werden und mir Bücher übergeben, in denen ich nachlesen kann, was mir in wenigen Sekunden zustoßen wird? Ach ja, und dann wären da noch die Toten, die plötzlich wiederauferstehen.

"Weil es für all das, was mir heute widerfahren ist, keine logische Erklärung gibt", sagte er leise.

"0 doch, die gibt es."

Marc schnellte herum. "Welche? Bitte sagen Sie es mir." "Ich fürchte, dafür fehlt uns die Zeit." Haberland sah schon wieder auf seine Uhr. "Uns bleibt nicht mehr viel, bevor Sie endgültig von hier verschwinden müssen."

"Wovon sprechen Sie?", fragte Marc, griff sich seine Waffe vom Couchtisch und stand auf. "Gehören Sie etwa auch zu denen? Stecken Sie da mit drin?" Er richtete die Pistole auf den Kopf des Psychiaters.

Haberland streckte ihm abwehrend beide Hände entgegen. "Es ist nicht so, wie Sie denken."

"Ach ja, und woher wissen Sie das?"

Der Professor schüttelte mitleidig den Kopf.

"Raus mit der Sprache!" Marc schrie so laut, dass die Adern am Hals hervortraten. "Was wissen Sie über mich?"

Die Antwort nahm ihm die Luft zum Atmen.

"Alles."

Das Feuer loderte auf. Marc musste wegsehen, auf einmal ertrugen seine Augen die Helligkeit nicht mehr.

"Ich weiß alles, Mare. Und Sie wissen es auch. Sie wollen es nur nicht wahrhaben."

"Dann, dann ... " Marcs Augen begannen zu tränen. " ... dann sagen Sie es mir bitte. Was geschieht hier mit mir?" "Nein, nein, nein." Haberland faltete die Hände beschwörend wie zum Gebet. "So funktioniert das nicht. Glauben Sie mir. Jede Erkenntnis ist wertlos, wenn sie nicht von innen kommt."

"Das ist doch scheiße!", brüllte Marc und schloss kurz die Augen, um sich besser auf den Schmerz in der Schulter konzentrieren zu können. Bevor er weiterredete, schluckte er das Blut herunter, das sich in seinem Mund angesammelt hatte. "Sagen Sie mir sofort, was hier gespielt wird, oder, ich schwöre bei Gott, ich bringe Sie um."

Jetzt zielte er nicht mehr auf den Kopf, sondern genau auf die Leber des Professors. Auch wenn er nicht richtig traf, würde die Kugel lebenswichtige Organe zerstören, und hier draußen käme jede Hilfe zu spät. Haberland verzog keine Miene.

"Also schön", sagte er nach einer Weile, in der sie sich wortlos angestarrt hatten. "Sie wollen die Wahrheit wissen?"

"Ja."

Der Professor setzte sich langsam in den Ohrensessel und neigte den Kopf zum Kamin, in dem das Feuer immer stärker loderte. Seine Stimme wurde zu einem kaum wahrnehmbaren Flüstern. "Haben Sie jemals eine Geschichte gehört und sich danach gewünscht, Sie hätten das Ende niemals erfahren?"

Er drehte sich zu Marc und sah ihn mitleidig an.
"Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt."

3. Kapitel

Elf Tage zuvor

Es gibt Menschen, die leiden unter Vorahnungen. Sie stehen am Straßenrand, sehen einen Wagen vorbeifahren und halten inne. Das Auto ist unauffällig, weder frisch gewaschen noch außergewöhnlich verdreckt. Auch der Fahrer unterscheidet sich nicht von all den anderen namenlosen Gesichtern, die täglich an einem vorüberziehen. Er ist weder zu alt noch zu jung, weder hält er das Lenkrad zu verkrampt, noch telefoniert er freihändig und isst noch dabei. Und er überschreitet die Geschwindigkeit nur in dem Maß, das nötig ist, um sich dem Rest des

Verkehrs anzupassen. Es gibt keine Vorzeichen für die drohende Katastrophe. Und dennoch drehen sich einige Menschen um - aus einem Grund, den sie später der Polizei nicht nennen können - und starren dem Auto hinterher. Lange bevor sie die Kindergärtnerin sehen, die ihre zerbrechlichen Zöglinge ermahnt, sich beim Überqueren der Ampel an den Händen zu halten.

Marc Lucas zählte ebenfalls zu den "Schicksals-fühligen", wie seine Frau Sandra ihn immer genannt hatte, auch wenn die Gabe bei ihm nicht so ausgeprägt war wie bei seinem Bruder. Sonst hätte er vor sechs Wochen die Tragödie vielleicht verhindern können. Ein Alptraum, der sich in dieser Sekunde zu wiederholen schien.

"Halt, warte noch einen Augenblick!", rief er zu dem Mädchen nach oben.

Die Dreizehnjährige fror erbärmlich. Sie stand an der äußersten Kante des Fünfmeterbretts, beide Arme um die Rippen geschlungen, die sich durch den dünnen Stoff des Badeanzugs abzeichneten. Marc war sich nicht sicher, ob es die Kälte war, die sie frösteln ließ, oder die Angst vor dem Sprung. Von seinem Standpunkt aus hier unten in dem entleerten Schwimmbecken war das nicht zu unterscheiden.

"Fick dich, Luke!", schrie Julia in ihr Handy.

Marc fragte sich, wie sie das dürre Mädchen da oben überhaupt bemerkt hatten. Immerhin war das Stadtbad Neukölln schon seit Monaten gesperrt. Julia musste die Aufmerksamkeit eines Passanten auf sich gezogen haben, der schließlich die Feuerwehr alarmiert hatte.

"Fick dich und verpiss dich endlich!"

Sie beugte sich nach vorne und sah in die Tiefe, als suche sie einen geeigneten Platz für ihren Aufprall auf den dreckigen Kacheln. Irgendwo zwischen der großen Pfütze und dem Laubhaufen.

Marc schüttelte den Kopf und drückte sein Handy an das andere Ohr. "Nee, ich bleib hier. Die Gelegenheit lass ich mir doch nicht entgehen, Schätzchen."

Er hörte ein Raunen hinter sich und sah kurz zu dem Einsatzleiter der Feuerwehr hinüber, der sich mit vier weiteren Helfern und einer Sprungmatte am Beckenrand postiert hatte. Der Mann sah so aus, als bereue er schon jetzt, ihn zu Hilfe gerufen zu haben.

Sie hatten seine Telefonnummer in der Tasche von Julias Jeans gefunden, die sie gemeinsam mit ihren anderen Anziehsachen sorgsam gefaltet neben die Leiter des Sprungturms gelegt hatte. Es war kein Zufall, dass sie heute ausgerechnet den Badeanzug trug, in dem sie von zu Hause ausgerissen war. An

jenem Sommertag, als ihr drogensüchtiger Stiefvater ihr wieder einmal am See aufgelauert hatte.

Marc legte wieder den Kopf in den Nacken. Im Gegensatz zu Julia hatte er keine Haare mehr, die der Wind zerzausen konnte. Seine Geheimratsecken waren schon kurz nach dem Abitur so ausgeprägt gewesen, dass der Frisör ihm zu einer Radikalrasur geraten hatte. Das war nun dreizehn Jahre her. Heute, wo eine Hundert-Kaffeetassen-Woche seinen Alltag bestimmte, konnte es schon passieren, dass er von einer Fremden in der U-Bahn angelächelt wurde - aber nur, wenn sie auf die Lüge der Männermagazine hereingefallen war, die Tränensäcke, Sorgenfalten, eine schlechte Rasur und andere Verfallserscheinungen zu Charaktermerkmalen erklärtten.

"Was laberst du wieder für Dreck?", hörte er sie fragen. Ihr Atem dampfte wütend. "Was für eine Gelegenheit?"

Der Berliner November war für seine plötzlichen Kälteeinbrüche bekannt, und Marc fragte sich, woran Julia eher sterben würde, an dem Aufprall oder an einer Lungenentzündung. Auch er war völlig unpassend gekleidet. Nicht nur, was das Wetter betraf. Keiner seiner Bekannten lief heute noch in löchrigen Jeans und zerschlissenen Turnschuhen durch die

Gegend. Aber keiner von denen hatte ja auch einen Job wie seinen.

"Wenn du jetzt springst, versuche ich dich aufzufangen", rief er.

"Dann gehen wir halt beide drauf."

"Möglich. Aber noch wahrscheinlicher ist, dass mein Körper deinen Sprung abfedert."

Es war ein gutes Zeichen, dass Julia ihm vor zehn Minuten erlaubt hatte, in den dreckigen Pool hinabzusteigen. Den Feuerwehrmännern hatte sie mit einem sofortigen Kopfsprung gedroht, wenn sie auch nur eine Matte ins leere Becken werfen würden.

"Du bist noch im Wachstum, deine Gelenke sind sehr biegsam."

Er war sich nicht sicher, ob das bei ihrem Drogenkonsum wirklich stimmte, aber für den Augenblick klang es glaubhaft.

"Was soll denn diese Scheiße schon wieder heißen?", brüllte sie zurück.

Nun konnte er sie auch ohne Telefon verstehen.

"Wenn du unglücklich fällst, kannst du die nächsten vierzig Jahre nur noch deine Zunge bewegen. So lange, bis einer der Schläuche, durch den deine Körperflüssigkeiten abtransportiert werden, verstopft ist und du an einer Infektion, einer Thrombose oder einem Schlaganfall verreckst. Willst du das?"

"Und du? Willst du denn sterben, wenn ich auf dich draufknalle?"

Julias kehlige Stimme klang nicht wie die einer Dreizehnjährigen. So als hätte sich der Dreck der Straße auf ihre Stimmbänder gelegt, und ihre Stimme verriete jetzt das wahre Alter ihrer Seele.

"Ich weiß nicht", antwortete Marc wahrheitsgemäß. Gleich danach hielt er die Luft an, als Julia von einem Windstoß erfasst wurde und nach vorne schwankte. Doch sie hielt mit den Armen das Gleichgewicht.

Noch.

Diesmal drehte sich Marc nicht zu der aufstöhnenden Menge in seinem Rücken um. Der Lautstärke nach hatten sich zu den Männern der Polizei und der Feuerwehr zahlreiche Schaulustige gesellt.

"Auf jeden Fall hätte ich ebenso viel Grund zum Springen wie du", sagte er.

"Du laberst doch jetzt nur irgend eine Scheiße, um mich abzuhalten."

"Ach ja? Wie lange kommst du jetzt schon zum 'Strand', Julia?"

Marc mochte den Namen, den die Straßenkinder seinem Büro an der Hasenheide gegeben hatten. Strand. Das klang optimistisch und passte doch zu dem menschlichen Treibgut, das die Welle des Schicksals Tag für Tag in sein Büro spülte. Offiziell

hieß die Zentrale natürlich anders. Aber selbst in den Akten des Senats war schon lange nicht mehr von der "Jugendsprechstelle Neukölln" die Rede.

"Wie lange kennen wir uns?", fragte er noch einmal.
"Keine Ahnung."

"Es sind jetzt anderthalb Jahre, Julia. Hab ich dir in dieser Zeit jemals irgend eine Scheiße erzählt?"

"Weiß nicht."

"Habe ich dich ein einziges Mal angelogen? Oder versucht, deine Eltern oder Lehrer zu informieren?"

Sie schüttelte den Kopf, zumindest glaubte er das von hier unten zu erkennen. Ihre pechschwarzen Haare fielen ihr über die Schultern.

"Hab ich irgendjemandem erzählt, wo du anschaffst oder wo du pennst?"

"Nein."

Marc wusste, wenn Julia jetzt sprang, würde er sich genau deswegen rechtfertigen müssen. Doch sollte es ihm gelingen, diesen cracksüchtigen Teenager vom Selbstmord abzuhalten, dann war das einzige und allein dem Umstand zu verdanken, dass er in all den Monaten zuvor ihr Vertrauen gewonnen hatte. Er machte den Menschen keinen Vorwurf, die das nicht verstanden - seinen Freunden beispielsweise, die bis heute nicht begreifen konnten, warum er sein Jurastudium an Asoziale verschwendete, wie sie es

nannten, anstatt es in einer Großkanzlei zu Geld zu machen.

"Du warst nicht da. Sechs Wochen lang", sagte Julia trotzig.

"Hör zu, ich stecke nicht in deiner Haut. Ich lebe nicht in deiner Welt. Aber ich habe auch meine Probleme. Und die sind im Augenblick so groß, dass viele andere sich schon längst das Leben genommen hätten."

Oben ruderte Julia wieder mit den Armen. Von hier unten sah es so aus, als wären ihre Ellbogen verdreckt. Aber Marc wusste, dass der dunkle Schorf von den Narben herrührte, die sie sich selbst zufügte. Es war nicht das erste Mal, dass eine Ritze in Ernst machte. Kinder, die sich selbst mit einer Rasierklinge schnitten, um wenigstens irgendein Gefühl zu empfinden, zählten zu den häufigsten Besuchern am "Strand".

"Was ist passiert?", fragte sie leise.

Er tastete vorsichtig nach dem Pflasterverband im Nacken, den er spätestens übermorgen wieder wechseln lassen musste. "Das ist egal. Meine Scheiße macht deine nicht besser."

"Amen."

Marc lächelte und sah kurz auf sein Handy, das einen ankommenden Anruf anzeigen. Er drehte sich zur Seite und bemerkte eine Frau in einem schwarzen

Trenchcoat, die ihn vom Beckenrand aus mit großen, weit aufgerissenen Augen anstarrte. Offensichtlich war die Polizeipsychologin gerade eingetroffen und mit seiner Herangehensweise nicht ganz einverstanden. Hinter ihr stand ein älterer Mann in einem teuren Nadelstreifenanzug, der ihm freundlich zuwinkte. Er beschloss, beide zu ignorieren.

"Weißt du noch, was ich dir gesagt habe, als du deinen ersten Entzug abbrechen wolltest, weil die Schmerzen zu stark wurden? Manchmal fühlt es sich falsch an ... "

" ... das Richtige zu tun. Ja, ja, dieser blöde Spruch kommt mir mittlerweile zum Arsch raus. Aber weißt du, was? Du irrst dich. Das Leben fühlt sich nicht nur falsch an. Es ist falsch. Und dein dummes Gelaber wird mich jetzt nicht davon abhalten ... "

Julia trat zwei Schritte zurück. Es sah so aus, als wolle sie Anlauf nehmen.

Die Menge hinter ihm stöhnte auf. Marc ignorierte ein weiteres Anklopfen in der Leitung.

"Okay, okay, dann warte wenigstens noch einen Augenblick, ja? Ich hab dir was mitgebracht ... "

Er fingerte einen winzigen iPod aus seiner Jackentasche, stellte ihn auf volle Lautstärke und hielt den Kopfhörer dicht an das Handymikrophon.

"Ich hoffe, du kannst was hören", rief er nach oben.

"Was soll das denn jetzt werden?", fragte Julia. Ihre Stimme klang belegt, als wüsste sie, was jetzt kam.

"Du weißt doch, der Film ist erst zu Ende, wenn die Musik läuft."

Diesmal hatte er einen ihrer Sprüche zitiert. Die wenigen Male, die sie freiwillig zu ihm in die Sprechstunde gekommen war, hatte sie darauf bestanden, einen ganz bestimmten Song zu hören, bevor sie ging. Es war so etwas wie ein Ritual zwischen ihnen geworden.

"Kid Rock", sagte er. Der Anfang war viel zu leise und bei dem Wind und den Nebengeräuschen über das Handy ohnehin nicht zu verstehen. Also tat Marc etwas, was er zuletzt als Teenager getan hatte. Er sang. "Roll on, roll on, rollereoaster."

Er sah nach oben und meinte zu sehen, wie Julia die Augen schloss. Dann trat sie einen kleinen Schritt vorwärts.

"We 're one day older and one step closer."

Die hysterischen Schreckensrufe hinter ihm wurden lauter. Julia trennten nur noch wenige Zentimeter vom Rand des Sprungbretts. Marc sang weiter.

"Roll on, roll on, there's mountains to climb."

Die Zehenspitzen von Julias rechtem Fuß lugten bereits über die Kante. Sie hielt weiterhin die Augen geschlossen und das Handy am Ohr.

"Roll on, we're ... "

Marc hörte exakt in der Sekunde auf zu singen, als sie ihr linkes Bein nachziehen wollte. Mitten im Refrain. Ein Zittern ging durch Julias Körper. Sie erstarnte in der Laufbewegung und öffnete erstaunt die Augen.

"... we're on borrowed time", flüsterte sie nach einer langen Pause'. Um das Becken herum war es totenstill geworden.

Er steckte sein Handy in die Hosentasche, suchte Augenkontakt mit ihr und rief: "Glaubst du, es ist besser? Dort, wo du jetzt hingehst?"

Der Wind zog an den Beinen seiner Jeans und wirbelte das Laub um seine Füße.

"Alles ist besser", schrie Julia zurück. "Alles." Sie weinte.

"Echt? Also ich hab mich gerade gefragt, ob die dort auch deinen Song spielen."

"Du bist so ein Arsch." Julias Brüllen war in ein Krächzen übergegangen.

"Wär doch möglich? Ich meine, was, wenn du das nie wieder hören wirst?"

Mit diesen Worten drehte Marc sich um und marschierte zum fassungslosen Entsetzen der Beamten in Richtung Beckenausgang.

"Sind Sie wahnsinnig?", hörte er jemanden rufen. Ein weiterer wütender Kommentar ging in einem kollektiven Aufschrei der Menge unter.

Marc zog sich gerade an der Aluminiumleiter hoch, als er hinter sich den Aufprall auf den Kacheln hörte.

Erst als er aus dem Becken herausgeklettert war, drehte er sich um.

Julias Handy lag zerborsten an der Stelle, wo er bis eben noch gestanden hatte.

"Du bist ein Arsch ", schrie sie zu ihm herunter. "Jetzt hab ich nicht nur Angst vorm Leben, jetzt fürchte ich mich auch noch vor dem Tod!"

Marc nickte Julia zu, die ihm den Mittelfinger zeigte. Ein tiefes Schluchzen durchschüttelte ihren schmalen Körper, während sie sich auf das Sprungbrett setzte. Zwei Rettungssanitäter waren bereits auf dem Weg zu ihr nach oben. "Und du singst scheiße!", brüllte sie ihm heulend hinterher.

Marc musste lächeln und wischte sich eine Träne aus dem Gesicht.

"Der Zweck heiligt die Mittel", rief er zurück.

Er bahnte sich seinen Weg durch das Blitzlichtgewitter der Pressehyänen und versuchte der Frau in dem Trenchcoat auszuweichen, die sich ihm in den Weg stellte. Er erwartete eine Tirade an Vorwürfen und war

über den geschäftsmäßigen Blick erstaunt, den sie ihm schenkte.

"Mein Name ist Leana Schmidt", sagte sie sachlich wie bei einem Vorstellungsgespräch und reichte ihm die Hand. Das Schulterlange, braune Haar trug sie so streng zurückgebunden, dass es so aussah, als ziehe jemand von hinten an ihrem Zopf.

Marc zögerte kurz und griff sich wieder an seinen Verband im Nacken. "Wollen Sie sich nicht erst einmal um Julia kümmern?"

Er sah zum Sprungbrett hoch. "Deswegen bin ich nicht hier." Ihre Blicke trafen sich. "Worum geht es dann?"

"Um Ihren Bruder. Benjamin ist vorgestern aus der psychiatrischen Klinik entlassen worden."

4. Kapitel

Der schwarz glänzende Maybach, der am Ende der schmalen Sackgasse parkte, wirkte in dieser Gegend nicht nur wegen seiner ungewöhnlichen Ausmaße wie ein Fremdkörper. Normalerweise rollten solche Schlachtschiffe nur durch das Regierungsviertel und nicht durch den Bezirk mit der höchsten Kriminalitätsrate der Hauptstadt.

Marc hatte die unbekannte Frau, die mit ihm über seinen Bruder sprechen wollte, einfach stehen lassen und bemühte sich, so schnell wie möglich von hier wegzukommen. Einerseits, weil er auch ohne Neuigkeiten von Benny bereits genug Sorgen am Hals hatte, andererseits musste er Abstand zwischen sich und diesen trostlosen Ort bringen. Zudem wurde es hier draußen von Minute zu Minute kälter.

Er schlug den Kragen seiner Lederjacke hoch und rieb sich die Ohren. Sie waren der wetterempfindlichste Teil seines Körpers und reagierten auf Frost stets mit einem ziehenden Schmerz, der sich schnell bis zu den Schläfen ausbreiten würde, wenn er nicht bald ins Warme kam.

Marc überlegte gerade, ob er die Straßenseite wechseln sollte, um zur U-Bahn zu gehen, als er das Knirschen der Breitreifen hinter sich hörte. Der Fahrer betätigte zweimal kurz die Lichthupe, die Halogenlichter wurden von dem nassen Kopfsteinpflaster reflektiert. Marc blieb auf seiner Seite des Bürgersteigs und lief schneller. Wenn er eines durch seine Arbeit auf der Straße gelernt hatte, dann, dass man es in Berlin so lange wie möglich vermeiden sollte, auf Fremde zu reagieren.

Der Wagen schloss zu ihm auf und verlangsamte dann auf Schritttempo, um fast lautlos neben ihm

herzugeleiten. Dass der Maybach auf der Gegenspur fuhr, schien den Fahrer nicht zu kümmern. Das Fahrzeug war ohnehin so breit, dass ein entgegenkommendes Auto hier nicht an ihm vorbeikonnte.

Marc hörte das typische Surren einer elektrischen Fensterscheibe. Dann flüsterte eine heisere Frauenstimme seinen Namen. "Dr. Lucas?"

Sie klang freundlich und ein wenig kraftlos, also riskierte er einen Blick aus den Augenwinkeln und war erstaunt, dass es sich bei der Sprecherin um einen älteren Mann handelte. Er schien weit über sechzig zu sein, vielleicht sogar über siebzig. Während die meisten Stimmen im Alter tiefer wurden, war bei ihm offensichtlich das Gegenteil eingetreten.

Marc beschleunigte seinen Schritt, als er den Mann am Nadelstreifenanzug wieder erkannte. Er hatte ihm vorhin vom Beckenrand aus zugewinkt.

Verdammtd, werde ich heute denn nur von Spinnern verfolgt?

"Dr. Marc Lucas, zweiunddreißig Jahre alt, wohnhaft in der Steinmetzstraße 67 A in Schöneberg?"

Der Alte saß auf einem hellen Ledersitz mit dem Rücken zur Fahrtrichtung. Offenbar war der Innenraum der Limousine so groß, dass man sich im Fond gegenübersetzen konnte.

"Wer will das wissen?", fragte Marc, ohne aufzusehen. Sein Gefühl sagte ihm, dass der Unbekannte mit den weißen Haaren und den wild wuchernden, daumendicken Augenbrauen keine Bedrohung darstellte. Aber das hieß noch lange nicht, dass er nicht der Bote schlechter Nachrichten sein konnte. Und von denen hatte er in den letzten Wochen weiß Gott mehr als genug erhalten.

Der Alte räusperte sich, dann sagte er kaum hörbar: "Der Marc Lucas, der seine schwangere Frau getötet hat?"

Marc erstarrte. Von einer Sekunde auf die andere war es ihm nicht mehr möglich, weiterzugehen. Die feuchte Herbstluft war zu einer undurchlässigen Glaswand geworden.

Er drehte sich zu dem Wagen, dessen Hintertür langsam aufschwang. Ein sanfter elektronischer Warnton summte rhythmisch auf, wie wenn sich jemand nicht angeschnallt hatte.

"Was wollen Sie von mir?", fragte Marc, als er seine Stimme wieder gefunden hatte. Er klang jetzt fast so heiser wie der Unbekannte im Wagen.

"Sandra und das Baby sind jetzt wie lange tot? Sechs Wochen?"

Marc stiegen die Tränen in die Augen. "Warum tun Sie mir das an?"

"Kommen Sie, steigen Sie ein."

Der Alte lächelte gutmütig und klopfte auf den Sitz neben sich.

"Ich bringe Sie zu einem Ort, an dem Sie das alles ungeschehen machen können."

5. Kapitel

Durch die getönten Scheiben des Maybachs wirkten die lautlos an ihnen vorbeifliegenden Häuserwände wie die unwirklichen Aufbauten einer Filmkulisse. Im schallgeschützten Inneren dieser Luxuslimousine war es schwer vorstellbar, dass hinter den schmutzigen Fassaden da draußen echte Menschen lebten. Oder dass die Passanten am Straßenrand keine Statisten waren. Weder der Rentner, der die Abfalleimer nach Pfandflaschen durchwühlte, noch die Gruppe Schulschwänzer, die gerade den Einkaufswagen einer Obdachlosen umkippen wollten. Natürlich gab es auch unauffällige Subjekte, die sich ihren Weg durch den einsetzenden Regen kämpften. Aber selbst die schienen in einer verlorenen Parallelwelt zu leben, aus der Marc entkommen war, seitdem er hier im Wagen des Unbekannten Platz genommen hatte.

"Wer sind Sie?", fragte er und beugte sich nach vorn. Sofort passten sich die hydraulischen Luftkissen des ergonomisch geformten Ledersitzes seiner neuen Körperhaltung an. Statt einer Antwort reichte ihm der alte Mann eine Visitenkarte. Sie war ungewöhnlich dick, etwa so wie ein doppelt gefalteter Geldschein. Marc hätte darauf gewettet, dass sie nach einem Edelholz duftete, wenn er an ihr riechen würde.

"Können Sie sich nicht an mich erinnern?", fragte der Unbekannte und lächelte wieder gutmütig.

"Professor Patrick Bleibtreu?", las Marc und zeichnete nachdenklich die schwarze Reliefprägung auf dem Leinenpapier mit der Fingerspitze nach. "Kennen wir uns?"

"Sie haben meinem Institut eine E-Mail geschickt, etwa vor zwei Wochen."

"Moment mal ..." Marc drehte die Visitenkarte um und erkannte das Logo der Klinik. Ein talentierter Graphiker hatte die Initialen des Professors zu einer dreidimensionalen, seitwärtsliegenden Acht verwoben, dem Zeichen für Unendlichkeit.

"Diese Anzeige ... die im Spiegel, die war von Ihnen?" Bleibtreu nickte kurz, öffnete die Armlehne neben sich und nahm eine Zeitschrift heraus. "Wir inserieren im Focus, Stern und Spiegel. Ich denke, Sie haben sich hierauf gemeldet."

Marc nickte, als der Mann ihm die aufgeschlagene Zeitschrift reichte. Es war reiner Zufall gewesen, dass ihm die Annonce beim Durchblättern überhaupt aufgefallen war. Normalerweise las er keine Nachrichtenmagazine und schon gar keine Werbung. Doch seitdem er zweimal die Woche zum Verbandswechsel musste, hatte er viel Zeit mit den meist veralteten Illustrierten verbringen dürfen, die im Wartebereich der Klinik seines Schwiegervaters auslagen. "Lernen zu vergessen", wiederholte er die Überschrift, die ihn schon damals magnetisch angezogen hatte.

Sie haben ein schweres Trauma erlitten und wollen es aus Ihrer Erinnerung löschen? Dann wenden Sie sich an uns und schicken Sie uns eine E-Mail. Die Psychiatrische Privatklinik Bleibtreu sucht Teilnehmer für einen Feldversuch unter medizinischer Aufsicht.

"Weshalb haben Sie nicht auf unsere Rückrufe reagiert?", wollte der Professor wissen.

Marc rieb sich kurz die Ohren, die langsam mit dem vertrauten brennenden Schmerz auftauten. Daher also rührten die zahlreichen Anrufe, die er in den letzten Tagen nicht beantwortet hatte.

"Ich gehe nie an unterdrückte Rufnummern", sagte er.
"Und, ehrlich gesagt, steige ich auch nie zu Fremden ins Auto."

"Wieso haben Sie eben eine Ausnahme gemacht?" "Ist trockener."

Marc lehnte sich wieder zurück und deutete auf das nasse Seitenfenster. Der Fahrtwind zog die dicken Regentropfen quer über die wasserabweisende Oberfläche der Scheibe. "Kümmert sich bei Ihnen der Chef immer persönlich um neue Patienten?", fragte er. "Nur wenn es sich um so aussichtsreiche Kandidaten handelt wie Sie."

"Aussichtsreich wofür?"

"Für das Gelingen unseres Experiments."

Der Professor nahm die Zeitschrift wieder an sich und legte sie zurück in die Mittelkonsole.

"Ich will ganz offen zu Ihnen sein, Marc. Ich darf Sie doch so nennen, oder?" Sein Blick fiel auf Marcs Turnschuhe und wanderte dann hoch zum Knie, das durch die Fäden der ausgefransten Jeans schimmerte.

"Sie wirken nicht wie jemand, der allzu steif auf Etikette bedacht ist."

Marc zuckte mit den Achseln. "Worum geht es bei dem Experiment?"

"Die Bleibtreu-Klinik ist weltweit führend auf dem Gebiet der privaten Gedächtnisforschung."

Der Professor überkreuzte seine Beine. Dabei rutschte seine Nadelstreifenhose etwas über die Socke und gab den Blick auf den Ansatz eines behaarten Schienbeins frei.

"In den letzten Jahrzehnten wurden Hunderte Millionen an Forschungsgeldern investiert, um herauszufinden, wie das menschliche Gehirn funktioniert. Vereinfacht ausgedrückt geht es dabei hauptsächlich um Fragestellungen, die sich mit dem Thema >Lernen< beschäftigen. Legionen von Forschern waren und sind von dem Gedanken besessen, die Kapazität des Gehirns besser nutzen zu können." Bleibtreu tippte sich gegen die Schläfe.

"Nach wie vor gibt es keinen besseren Hochleistungsrechner als den in unserem Kopf. Theoretisch wäre jeder Mensch dazu in der Lage, nach dem einmaligen Lesen des Telefonbuchs alle Nummern auswendig aufzusagen. Die Fähigkeit, Synapsen zu bilden und damit die Speicherkapazität unseres Gehirns ins nahezu Unendliche zu steigern, ist keine Utopie. Dennoch gehen all diese Forschungsansätze meiner Überzeugung nach in die falsche Richtung."

"Ich schätze, Sie verraten mir gleich, wieso."

Der Wagen wurde von dem unsichtbaren Fahrer hinter der blickdichten Glasscheibe in einen

Kreisverkehr gelenkt. "Weil unser Problem nicht ist, dass wir zu wenig lernen. Im Gegenteil. Unser Problem ist das Vergessen."

Marc's Hand wanderte zu dem Pflasterverband im Nacken. Als er sich dieser unbewussten Bewegung gewahr wurde, zog er den Arm sofort wieder zurück.

"Nach jüngsten Statistiken wird jedes vierte Kind missbraucht, jede dritte Frau einmal in ihrem Leben sexuell genötigt oder vergewaltigt", referierte Bleibtreu. "Überhaupt gibt es kaum einen Menschen auf unserem Planeten, der nicht mindestens ein Mal zum Opfer einer Straftat wurde, wovon die Hälfte danach psychologisch betreut werden müsste, zumindest kurzfristig. Doch nicht nur Verbrechen, sondern auch zahlreiche Alltagserlebnisse sorgen oft für Narben in unserem Seelengewebe. Liebeskummer zum Beispiel hat psychologisch betrachtet eine fast noch größere negative Intensität als das Gefühl, einen nahen Angehörigen verloren zu haben."

"Das klingt so, als hätten Sie diesen Vortrag schon zigmals gehalten", warf Marc ein.

Bleibtreu zog sich einen dunkelblauen Siegelring vom Finger und steckte ihn an die andere Hand. Er lächelte.

"In der Psychoanalyse ging man bislang den Weg der Aufarbeitung verdrängter Erinnerungen. Wir mar-

schieren mit unserer Forschung in die entgegengesetzte Richtung."

"Sie helfen den Menschen, zu vergessen."

"Exakt. Wir löschen die negativen Erinnerungen aus dem Bewusstsein unserer Patienten. Endgültig."

Das klingt beängstigend, dachte Marc. Er hatte vermutet, dass das Experiment auf so etwas hinauslaufen würde, und sich schon kurz nach dem Versenden der E-Mail über seine weinselige Aktion geärgert. In nüchternem Zustand hätte er sich niemals auf diese dubiose Anzeige der Bleibtreu-Klinik gemeldet. Doch an jenem Abend hatte er einen folgenschweren Fehler gemacht und einem Taxifahrer versehentlich seine alte Adresse genannt. Und so hatte er sich plötzlich vor dem kleinen Häuschen wiedergefunden, das immer noch so aussah, als könne jeden Moment die Tür auffliegen und Sandra ihm barfuß und lachend entgegenlaufen.

Erst das "Zu verkaufen"-Schild im Rasen hatte ihm schmerhaft seinen Verlust vor Augen geführt. Er hatte sich sofort abgewandt, war die bürgersteinlose Straße zurückgerannt, in der die Nachbarskinder im Sommer auf dem Asphalt spielten und die Haustiere auf den Mülltonnen schliefen, weil hier kein Lebewesen mit der Ankunft des Bösen rechnete. Er war immer schneller gerannt, so schnell er konnte,

zurück in sein neues, wertloses Leben, in seine Schöneberger Single-Wohnung, in die er nach seiner Entlassung gezogen war. Doch er war nicht schnell genug gewesen, um all den Erinnerungen davonzulaufen, die hinter ihm herjagten. Die Erinnerung an ihren ersten Kuss im Alter von siebzehn Jahren; an Sandras Lachen, wenn sie ihm schon wieder die Pointe eines Filmes verraten hatte, bevor er selbst darauf gekommen war; an ihren ungläubigen Blick, wenn er ihr sagte, wie schön sie war; ihre gemeinsamen Tränen, die auf den positiven Schwangerschaftstest fielen; und schließlich die Erinnerung an diese Anzeige, die er eben erst gelesen hatte.

Lernen zu vergessen.

Marc atmete tief aus und versuchte sich auf die Gegenwart zu konzentrieren.

"Die Vorteile einer absichtlich herbeigeführten Amnesie sind immens. Ein Mann, dem ein Kind vor das Auto gesprungen ist, wird nie wieder mit den schrecklichen Bildern der fehlgeschlagenen Reanimation verfolgt werden. Eine Mutter wartet nicht bis ans Ende ihres Lebens darauf, dass ihr Elf jähriger vom See zurückkommt."

Der Wagen bremste sanft ab, dennoch klirrten mehrere Kristallgläser leise in der holzverkleideten Bordbar.

"Ich will nicht verhehlen, dass auch die Geheimdienste an unseren Ergebnissen interessiert sind. Agenten müssten ab sofort nicht mehr getötet werden, wenn die Gefahr droht, dass sie mit ihrem Wissen zum Feind überlaufen. Wir löschen einfach die brisanten Daten aus ihrem Kopf." "Schwimmen Sie deshalb so im Geld, weil Sie vom Militär gefördert werden?"

"Es ist ein Milliardengeschäft, und es wird wie kein zweites die nächsten Jahre bestimmen, zugegeben. Aber so ist es doch immer in der medizinischen Industrie. Sie macht einige wenige reich, aber sehr viele gesund und vielleicht sogar glücklich."

Bleibtreu fixierte Marc jetzt mit einer durchdringenden Intensität, als wolle er ihn verhören.

"Wir stehen noch ganz am Anfang, Marc. Wir leisten hier Pionierarbeit, und dafür sind wir auf der Suche nach Menschen wie Ihnen. Probanden, die derart schwere Traumata durchstehen mussten wie Sie."

Marc schluckte und fühlte sich so wie vor sechs Wochen, als sein Schwiegervater ihm persönlich die grauenhafte Nachricht am Krankenbett mitgeteilt hatte.

"Sie hat es nicht geschafft, Luke."

"Überlegen Sie doch einmal selbst", bat Bleibtreu. "Wäre es nicht schön, wenn Sie morgen früh aufwachen könnten, und der erste Gedanke würde nicht Ihrer toten Frau gelten? Nicht dem Baby, das nie zur Welt kam? Sie hätten keine Schuldgefühle mehr, denn sie wüssten gar nicht, dass Sie das Auto gegen den Baum gelenkt haben. Sie würden wieder zur Arbeit gehen, sich mit Freunden treffen und über eine Komödie im Kino lachen können, weil der Splitter in Ihrem Nacken Sie nicht ständig daran erinnern würde, dass Sie lediglich einen Kratzer abbekamen, während Sandra durch die Windschutzscheibe schleuderte und noch an der Unfallstelle verblutete."

Marc löste demonstrativ seinen Gurt und suchte in der Seitentür nach dem Griff. "Lassen Sie mich bitte aussteigen."

"Marc."

"Sofort!"

Bleibtreu legte ihm sacht die Hand auf das Knie. "Ich wollte Sie nicht provozieren. Ich habe nur die Worte Ihrer E-Mail wiederholt, die Sie uns selbst geschrieben haben." "Damals war ich am Ende."

"Das sind Sie immer noch. Ich habe Sie eben am Schwimmbecken erlebt. Sie sagten, Sie denken an Selbstmord!"

Er nahm die Hand wieder weg, doch Marc spürte ihr Gewicht weiterhin auf seinem Oberschenkel ruhen.

"Ich habe Ihnen etwas Besseres anzubieten."

Das Kristall klirrte wieder, als prosteten sich zwei Geister höhnisch zu. Marc bemerkte erst jetzt, dass sein Rücken schweißnass war, obwohl der Innenraum angenehm temperiert war. Wieder griff er sich nervös an den Verband im Nacken. Diesmal ließ er die Hand auf dem Pflaster über der juckenden Wunde liegen.

"Nur mal rein hypothetisch gesprochen", fragte er mit belegter Stimme, "Ihr Experiment? Wie soll das eigentlich funktionieren?"

6. Kapitel

In Eddy Valkas Laden stank es nach Katzenpisse und Rosenblüten. Keine ungewöhnliche Mischung, wenn man Eddy etwas näher kannte. Ungewöhnlich war nur, dass er ihn schon so früh sehen wollte. Schließlich war er gerade mal zwei Tage draußen, und eigentlich lief das Ultimatum erst in der nächsten Woche aus.

"Was ist, willst du mir einen Antrag machen?", lachte Benny und rieb sich die linke Schulter, die ihm die beiden Schwachköpfe beinahe ausgekugelt hätten, als sie ihn in den Kofferraum hatten werfen wollen.

Dabei wäre er freiwillig eingestiegen. Niemand widersetzte sich, wenn Valka einen sprechen wollte. Zumindest nicht lange.

Eddy sah nur kurz auf, dann widmete er sich wieder den langstielen Rosen, die vor ihm auf der Arbeitsplatte lagen. Eine nach der anderen nahm er hoch, begutachtete ihren Wuchs, kürzte sie mit einer Handschere und steckte sie zu den anderen in einen silbergrauen Blecheimer.

"Erst musst du aber bei meinen Eltern um meine Hand anhalten."

"Deine Eltern sind tot", sagte Valka tonlos und schnitt einer Rose den Kopf ab.

Offenbar war er mit der Farbe ihrer Blüte nicht einverstanden gewesen.

"Wusstest du, dass man Schnittblumen kurz in kochend heißes Wasser tauchen soll, wenn sie die Köpfe hängen lassen?" Eddy ließ die kleine Gartenschere in seiner Hand aufschnappen und verscheuchte damit eine Kartäuserkatze, die zu ihm auf den Tisch springen wollte.

"Mit dem Kopf oder mit dem Stiel?", witzelte Benny.

Er sah der Katze hinterher, die sich zu ihren Geschwistern unter die Heizung trollte. Niemand wusste, weshalb Valka diese Viecher überhaupt in seiner Umgebung duldet. Eddy mochte keine Tiere.

Wenn man es genau betrachtete, mochte er grundsätzlich keine Lebewesen. Den Blumenladen hatte er nur aufgemacht, weil er dem Finanzamt schlecht seine wahren Geldquellen angeben konnte und es außerdem nicht einsah, dass die bei ihm versklavten Rosenverkäufer, die nachts durch die Bars und Kneipen der Stadt zogen, ihre Bettelware anderswo bezogen. Wenn er ein Geschäft kontrollierte, dann zu hundert Prozent.

Benny suchte nach einer Möglichkeit, sich zumindest irgendwo anzulehnen, aber für Wartende war das schwüle Ladengeschäft nicht ausgelegt. Überhaupt schien es nicht an Kunden interessiert, dazu lag es viel zu weit abseits von den Köpenicker Hauptgeschäftsstraßen, noch dazu direkt neben einem Boxgym, dessen schlagkräftige Besucher nicht gerade zu der bevorzugten Laufkundschaft eines Floristen zählen.

"Schöner Name übrigens", sagte Benny mit Blick auf das schlierige Schaufenster. ROSENKRIEG stand dort spiegelverkehrt mit aufgeklebten Buchstaben, die einen Halbkreis andeuteten.

"Passt gut."

Eddy nickte anerkennend. "Du bist der Erste, dem das auffällt."

Valka war ein tschechischer Nachname und bedeutete übersetzt "Krieg", etwas, worauf der Chef der organisierten Ostberliner Türsteherszene außerordentlich stolz war. Nachdem er sich die Hände an einer grünen Gummischürze abgewischt hatte, sah Eddy ihm zum ersten Mal in die Augen.

"Du siehst besser aus als früher. Nicht mehr so las eh. Treibst du Sport?"

Benny nickte.

"Verdammter Psychoknast scheint dir gutgetan zu haben. Wie kommt es, dass du schon so früh wieder draußen bist?"

"Alle paar Monate gibt es eine Überprüfung. Das ist Vorschrift."

"Aha."

Valka zog eine besonders langstielige Rose aus dem Eimer, roch an ihr und nickte anerkennend.

"Und die Psychofritzen denken jetzt also, du bist doch nicht mehr gemeingefährlich?"

"Nachdem mein lieber Bruder seine Aussage endlich korrigiert hat ... ", Benny griff nach dem Blatt einer YuccaPalme, "... ja, danach haben sie mich gehen lassen."

"Die hätten auch mich fragen können", sagte Valka, und Benny musste grinsen.

"Ehrlich gesagt bin ich mir nicht so sicher, ob du in den Augen der Justiz einen vertrauenswürdigen Leumund hast."

Eddy verzog beleidigt den Mund. "Es gibt keinen Besseren, um zu bezeugen, dass du keiner Fliege was zuleide tun kannst. Wie lange kennen wir uns jetzt schon?"

"Über siebzehn Jahre", antwortete Benny und fragte sich, wann Valka endlich zur Sache kommen würde. Bei diesem Treffen ging es wohl kaum um einen Plausch über alte Zeiten.

"Scheiße, damals war meine jetzige Freundin noch nicht mal geboren."

Valkas Lächeln erstarb so plötzlich, wie es aufgeblitzt war. "Anfangs wollten wir dich nicht dabeihaben, Benny. Du warst uns einfach zu weich."

Eine weitere Rose wurde geköpft.

"Und genau das würde ich den Psychofritzen erklären, die dich weggesperrt haben. Ich würde denen stecken, dass mein ehemaliger Mitarbeiter ein HSPler ist."

Benny lächelte. Es war äußerst selten, dass jemand den Fachbegriff für seine Störung kannte. Aber Valka war einer jener Menschen, bei denen man nicht vom Äußeren aufs Innere schließen durfte. Mit dem gedrungenen Gesicht, der platten hohen Stirn und den schießen Zähnen wirkte er wie der Prototyp eines

Schlägers. Tatsächlich hatte er Abitur gemacht und sogar vier Semester Psychologie studiert, bevor er herausfand, dass er nicht die Lösung, sondern lieber die Ursache für die Alpträume seiner Mitmenschen werden wollte.

"Woher weißt du das?", fragte Benny.

"Nun, ich habe mich oft gefragt, was mit dir nicht stimmt. Weshalb du so anders bist als dein Bruder, der keiner Auseinandersetzung aus dem Weg gegangen ist."

Eddy rüttelte an einer verklemmten Schublade unter der Arbeitsplatte und zog sie mit einiger Mühe auf.

"Ich meine, ich habe dich nie mit einer Braut gesehen. Also dachte ich, du bist schwul oder so. Doch dann habe ich das hier gefunden."

Er nahm einen Zeitungsartikel heraus. "HSP", las er laut. "Highly Sensitive Person. Umgangssprachlich auch als Mensch mit krankhafter hypersensibler Störung bezeichnet. Solche Menschen nehmen ihre Umwelt wesentlich stärker als normale Vergleichspersonen wahr. Sie spüren, fühlen, sehen, schmecken und riechen alles viel intensiver."

Benny winkte ab. "Das ist alles Humbug."

"Ach ja? Hier steht, früher waren HSPler Berater und Weise an den königlichen Höfen. Oder sie wurden wegen ihrer Fähigkeit, sich in die Gedanken und

Gefühlslagen anderer hineinzuversetzen, zu Diplomaten, Künstlern, Finanzweisen ... " Eddy sah kurz über die obere Kante des Artikels hinweg. "Das würde erklären, warum du mich immer belabert hast, ich solle Gnade vor Recht ergehen lassen, Mitleid mit meinen Feinden haben und so einen Scheiß." Er zog geräuschvoll die Nase hoch. "Und es erklärt, weshalb ich dich damals zu meinem Buchhalter gemacht habe." Benny verzog keine Miene, auch wenn Valka sich jetzt endlich dem eigentlichen Grund ihres Treffens näherte. Geld. "Allerdings steht hier auch ... ", Eddy sah wieder auf seinen Artikel und schnalzte mit der Zunge, " ... dass HSPler leider oft depressiv werden. Wahnsinnige, die vermehrt den Freitod wählen."

"Ich lebe noch."

"J a. Aber das ist nicht dein Verdienst, sondern das deines Bruders."

"Müssen wir ausgerechnet über Marc reden?"

Eddy lachte auf. "Gut, dass du mich daran erinnerst, was ich dir eigentlich zeigen wollte. Komm mit."

Valka warf seine Schürze auf die Arbeitsplatte, griff sich die Gartenschere und gab ihm ein unmissverständliches Zeichen, ihm ins Hinterzimmer zu folgen.

Der angrenzende fensterlose Raum wurde als Lager genutzt. Allerdings nicht für Blumen, Dünger oder

Vasen, sondern für Abfälle, wie Benny schockiert feststellen musste. Menschliche Abfälle, und sie lebten noch.

"Es wird Zeit, dass wir endlich deine HSP-Krankheit therapieren", sagte Valka und zeigte auf einen Mann, der nackt an einem Andreaskreuz hing. In seinem Mund steckte ein orangefarbener Beißball, der in der Mitte eine strohhalmgroße Öffnung besaß, durch die der Nackte atmen musste. Er stand kurz davor, zu hyperventilieren, da er durch die bereits gebrochene Nase keine Luft mehr bekam.

"Ich will, dass du jetzt ganz genau aufpasst", sagte Eddy und schaltete eine Bauarbeiterleuchte an, die lose von der Decke hing. Dabei presste er die Gartenschere in seiner Hand rhythmisch auf und zu. Die Augen des Geknebelten weiteten sich, als er das Ratschen hörte. Noch konnte er die Klingen nicht sehen, da sein Kopf in einer schraubzwingenartigen Vorrichtung steckte, die ihm jede Seitwärtsbewegung unmöglich machte. Die Befestigungsschrauben steckten jeweils in seinen Ohren. Aus dem linken rann bereits Blut.

Benny wollte sich abwenden.

"N ein, nein, nein." Eddy schnalzte mehrfach mit der Zunge, als wolle er ein Pferd beruhigen. "Schön hinsehen."

Er trat dicht an den Nackten heran und hielt ihm jetzt die Schere direkt vors Gesicht. Die Klingen funkelten in den Pupillen seines immer heftiger atmenden Opfers.

"Der Artikel hat mir wirklich die Augen geöffnet, Benny. Darin stand nämlich, dass HSPler ein besonders stark ausgeprägtes Schmerzempfinden haben, stimmt das?"

Benny brachte vor Entsetzen kein Wort heraus.

"Manche sprechen nicht einmal auf Betäubungsmittel an. Stell dir vor, was das für Qualen beim Zahnarzt sind." Eddy schob mit der Gartenschere die Oberlippe seines Folteropfers zur Seite. Der Mann hatte schlechte, nikotinverfärbte Zähne.

"Aber am interessantesten fand ich, dass Menschen wie du besonders empfänglich für das Leid anderer sein sollen, Benny. Angeblich spüren sie den fremden Schmerz oft intensiver als den eigenen."

Eddy drückte mit seinem Daumen das rechte Augenlid des Mannes nach oben.

"Hör auf", wimmerte Benny und wusste, dass es sinnlos war. Valka wollte demonstrieren, was ihm blühte, wenn er die neunzigtausend Euro nicht zurückzahlte, die er sich bei ihm geborgt hatte.

Eddy drehte sich ein letztes Mal zu ihm herum. "Das macht die Sache einfach für mich, mein sensibler

junger Freund. Denn das bedeutet, ich kann dir wehtun, ohne dich zu verletzen."

Benny sah auf den rhythmisch pumpenden Oberkörper des nackten Mannes, der nicht älter als fünfundzwanzig sein konnte. Er blickte in seine hervorquellenden Augen und roch die Angst, die den feuchten Raum durchtränkte. Er konnte sie auf seiner Haut fühlen, unter seiner Zunge schmecken, und er wusste, er würde in wenigen Sekunden einen entsetzlichen Schmerz empfinden. So, als würde ihm selbst sein Augapfel aus der Höhle geschabt und mit einem rostigen Messer vom Sehnerv getrennt.

7. Kapitel

Die Bleibtreu-Klinik lag in der Französischen Straße in einem mit Glas und Stahl veredelten Altbaublock unweit des Gendarmenmarkts, womit von vornherein klargestellt war, dass Kassenpatienten hier allenfalls als Putzfrau arbeiten durften.

Nach der luxuriösen Auftaktfahrt, die ihn direkt vor die Privatfahrstühle im zweiten Untergeschoss der Tiefgarage geführt hatte, rechnete Marc mit allem: mit einem Koiteich am Empfang, echten Leinenhandtüchern auf den Designergästetoiletten und

einem Wartezimmer, das mit der First Class Lounge von Singapore Airlines konkurrieren könnte. Und seine Erwartung wurde sogar noch übertroffen, als er feststellte, dass man von der luxuriösen Männer-toilette aus einen Panoramablick über die Friedrichstraße genießen konnte. Wer hier oben angekommen war, mochte vielleicht an einer psychischen Störung leiden, aber er konnte weiterhin dem gemeinen Fußvolk auf den Kopf pinkeln. Seinem Vater hätte diese geschmackvolle Verschwendung von Patientenhonoraren sicher gefallen. Geld fühlt sich nur in einem schönen Portemonnaie wohl, war einer seiner Leitsprüche gewesen.

Marc hingegen fühlte sich wie ein Vegetarier im Schlachthof, als er in dem modern gestylten Warteraum der Klinik die Verschwiegenheitserklärung und einen Patientenfragebogen ausfüllen sollte. Eine halbe Stunde zuvor hatte er sein Handy, alle Metallgegenstände und sogar seine Brieftasche bei dem Wachmann am Empfang abgeben müssen.

"Eine reine Sicherheitsmaßnahme", hatte Bleibtreu ihm erklärt. "Sie glauben gar nicht, wozu die Konkurrenz fähig ist, um unsere Forschungsergebnisse zu stehlen."

Dann hatte er sich entschuldigt und ihn der Obhut eines südländisch aussehenden Assistenten

übergeben, der ihn nun in ein abgedunkeltes Untersuchungszimmer führte und wortlos wieder verschwand.

Beim Eintreten musste Benny an eine Zahnarztpraxis denken. Im Zentrum des abgedunkelten Raumes stand eine weiße, hydraulisch verstellbare Liege. Von ihr führten zahlreiche verschiedenfarbige Kabel zu einem Computertisch. "Elektroenzephalographie", sagte eine weiche Frauenstimme. Marc fuhr erschrocken herum, nachdem die schwere Tür hinter ihm mit einem leisen Klick ins Schloss gefallen war. "Damit werden wir Ihre Gehirnströme messen."

Ein Teil des quadratischen Raumes war durch ein Spalier von hüfthohen Mandarinenbäumchen abgetrennt. Er hatte weder die Ledersitzecke dahinter noch die Ärztin bemerkt, die sich nun aus ihrem Clubsessel erhob.

"Entschuldigung, ich wollte Sie nicht erschrecken, Dr. Lucas. Ich bin Patrizia Menardi, die Neurologin hier an Bord."

Sie kam mit ausgestrecktem Arm auf ihn zu. Ihr gelang das Kunststück, freundlich und dominant zugleich auszusehen, was unter anderem daran lag, dass sie eine sanfte Stimme hatte, aber nicht den Ansatz eines Lächelns zeigte. Marc entdeckte eine winzige Kerbe über ihrer Lippe, vermutlich das Relikt einer

hervorragend durchgeführten Gaumenspaltenoperation. Er war sich fast sicher, dass ihr fester Händedruck und ihr insgesamt eher männliches Auftreten zu ihrem Schutzwall gehörten, dessen Baupläne bis in die Zeit zurückreichten, in der man sie in der Schule wegen ihrer Hasenscharte gehänselt hatte.

"Dr. Menardi, ich wollte eigentlich nur ... " "Nein, kein Doktor. Nur Menardi."

"Okay, dann lassen Sie meinen Titel bitte auch weg. Den benutze ich nur, wenn ich ein Hotelzimmer reserviere, aber er hat mir noch nie ein Upgrade eingebracht."

Die Ärztin verzog keine Miene.

Okay. Humor ist schon mal nicht ihre Stärke.

"Wann kommt Professor Bleibtreu zurück?", fragte er.

"In wenigen Augenblicken. Bis dahin bereite ich schon mal die Untersuchung vor."

"Halt, halt, halt. Ich fürchte, Sie verstehen da etwas falsch. Ich will mich nicht untersuchen lassen. Der Professor wollte mir nur den Ablauf des Experiments erklären. Rein hypothetisch, denn so, wie es aussieht, will ich daran gar nicht mehr teilnehmen."

Menardi legte den Kopf schräg und prüfte mit einer ungeduldigen Handbewegung, ob ihr Dutt noch richtig saß. "Ach ja? Mir wurde gesagt, Sie wären unser nächster Kandidat für MME."

"MME?"

"Das Memory-Experiment, mit dem der Chefarzt Sie gleich vertraut machen wird, sobald die Visite vorbei ist. Lassen Sie uns die Zeit nutzen und mit der Aufnahme Ihrer Patientendaten beginnen."

Mare seufzte und sah auf seine Uhr.

"Sie verschwenden Ihre Zeit", sagte er, setzte sich aber trotzdem der Ärztin gegenüber, die wieder Platz genommen hatte. Sie schenkte ihm ein Glas Wasser aus einer Karaffe ein und öffnete eine kleine Handakte, die auf einem Couchtisch zwischen ihnen gelegen hatte.

"Mare Lucas, zweiunddreißig Jahre alt, Studium der Rechtswissenschaft mit Prädikatsabschlüssen." Sie tippte anerkennend auf den entsprechenden Abschnitt des vor ihr liegenden Fragebogens, den Marc vorhin im Wartezimmer gemeinsam mit der Verschwiegenheitserklärung hatte ausfüllen sollen. Kurz nach der Hälfte der Fragen hatte er allerdings keine Lust mehr gehabt und abgebrochen.

"Beide Examen mit gut, ebenso die juristische Promotion im Jugendstrafrecht, Respekt. Das schaffen nur sehr wenige, soweit ich weiß."

Sie nickte anerkennend.

"Und Sie arbeiten jetzt als Streetworker mit sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen in Neukölln?", fragte sie in beiläufigem Tonfall.

Ihr Blick streifte die Uhr an Marcs rechtem Handgelenk. "Ein Imitat aus Thailand", log er und schob einen Zeigefinger unter das lockere Armband. Er hatte keine Lust, zu erklären, wie er sich mit dem Gehalt eines Sozialarbeiters eine Luxusuhr im Wert eines Mittelklassewagens leisten konnte - auch wenn es nur ein Geburtstagsgeschenk von Sandra war.

"Ihr Vater war ebenfalls Jurist." Sie zog ein Foto aus ihrer Akte und hielt es so, dass Marc nichts erkennen konnte. "Sie kommen nach ihm", sagte sie und blätterte weiter. Marc verzog keine Miene, obwohl er Menardi am liebsten den Fragebogen aus der Hand gerissen hätte. Die Ähnlichkeiten mit seinem Vater waren tatsächlich frappierend, fielen Außenstehenden jedoch selten auf, da die Übereinstimmungen weniger das Äußere als vielmehr Charakter und Lebenseinstellung betrafen. Auch Frank Lucas war ein Kämpfer gewesen, hatte ebenso wie Marc das Abitur an der Abendschule nachgeholt, um sich dann als Anwalt den kleinen Leuten zu widmen. Am Anfang, als er sich noch kein eigenes Büro hatte leisten können und die Kanzlei im Wohnzimmer untergebracht war, saß die halbe Nachbarschaft bei ihm auf der Couch

und ließ sich von Frank beraten. Betrogene Ehefrauen, Trunkenheitsfahrer, Kleinkriminelle, die bei ihren Gaunereien erwischt worden waren. Der Kiez nutzte Papa Lucas mehr als Seelsorger denn als Anwalt. Nicht selten stundete er seinen "Freunden" das Honorar oder ließ es sogar ganz unter den Tisch fallen, auch wenn es von Mama Lucas dann ein Donnerwetter setzte, weil sie mit der Miete im Rückstand waren.

Doch einige der Kleinkriminellen, die er pro bono behandelt hatte, machten Karriere. Ganoven, die auf einmal bar bezahlen konnten und nie eine Quittung wollten. Und mit dem Abstieg seiner Klienten begann der sanfte Aufstieg der Kanzlei, wenn auch nur für kurze Zeit.

"Ihr Vater starb früh an einer unerkannten Leberzirrhose, Ihre Mutter, eine Hausfrau, wenige Monate später", fuhr Menardi fort.

Woher weiß sie das alles?

Wenn ihn seine Erinnerung nicht trog, hatte er diese und die folgenden Spalten des Fragebogens nicht mehr ausgefüllt. "Sie haben einen jüngeren Bruder, Benjamin?", fragte Menardi weiter.

Ein leichter Druck legte sich um Marcs Hals, und er griff zum Wasserglas. Offenbar hatte die Neurologin ihre Zeit mit einer Online- Recherche über ihn vergeudet.

"Benny. So nannte er sich zumindest, als ich ihn das letzte Mal gesprochen habe."

"Und wann war das?"

"Nun, lassen Sie mich nachdenken." Marc trank einen Schluck und stellte das Wasserglas auf den Couchtisch zurück.

"Das war, ähm ... Montag, Dienstag, Mittwoch ... "

Er zählte die einzelnen Wochentage an den Fingern ab. "Also grob geschätzt an einem Donnerstag. Vor etwa anderthalb Jahren."

"Am Tag seiner Zwangseinweisung?" Menardi klappte die Akte zu und tippte sich mit ihrem Stift gegen die vorderen Schneidezähne. "Nachdem ein wiederholter Suizidversuch fehlgeschlagen war?"

Der Druck um den Hals wurde wieder stärker.

"Hören Sie, ich weiß nicht, wie Sie an all diese Informationen gekommen sind. Aber ich bin ganz bestimmt nicht hier, um mit Ihnen über alte Familiengeschichten zu plaudern."

Er machte Anstalten, aufzustehen, und die Ärztin hob beschwichtigend die Hand.

"Dann erzählen Sie mir doch bitte von dem Trauma, das Sie letztlich bewogen hat, sich bei uns zu melden."

Marc zögerte einen Augenblick, sah erneut auf die Uhr und ließ sich dann wieder auf die Couch fallen.

"Ich höre Stimmen", sagte er.

"Wie bitte?"

"Da, schon wieder. Jemand hat >Wie bitte?< gesagt." Menardi betrachtete ihn wortlos, dann machte sie sich eine Notiz in seiner Akte.

"Was schreiben Sie da?", wollte Marc wissen.

"Ich halte fest, dass Sie sich hinter Ihrem Humor verstecken. Typisch für kreative und intelligente Menschen. Das macht es allerdings schwieriger, Sie zu therapieren." "Ich will ja gar nicht therapiert werden."

"Sie sollten das aber in Erwägung ziehen. Würden Sie mir bitte den Unfallhergang schildern?"

"Wieso fragen Sie mich überhaupt, wenn Sie ohnehin schon alles wissen?"

"Weil ich es noch einmal aus Ihrem Mund hören will. Ich achte dabei weniger darauf, was Sie erzählen, als wie Sie es tun. Ihre Versuche, alles ins Lächerliche zu ziehen, sind zum Beispiel aufschlussreicher als die Tatsache, dass Ihre Frau vielleicht noch am Leben wäre, wenn Sie sofort Hilfe geholt hätten."

Marc hatte das Gefühl, als hätte die Ärztin gerade ein Ventil an seinem Körper entdeckt, durch das man wie aus einer Luftmatratze die Luft entweichen lassen konnte. Er meinte das Zischen zu hören, mit dem jegliche Kraft aus ihm hinausströmte.

"Was soll das denn heißen? Ich konnte keine Hilfe holen. Ich war bewusstlos."

"Ach ja?" Die Ärztin runzelte die Stirn und warf wieder einen Blick in die Akte. "Laut diesem Unfallbericht hier haben Sie die Feuerwehr gerufen. Aber erst vierzehn Minuten nach dem Aufprall."

Sie reichte ihm den Zettel, der so dünn und durchsichtig war wie Butterbrotpapier. Marc sah auf und war noch mehr verwirrt, als er ehrliche Besorgnis in ihren Augen zu lesen glaubte.

"Moment", sagte sie zögernd. Ihre Wangen wurden rot, und das Blatt in ihren Händen begann nervös zu zittern. "Sagen Sie bloß, Sie können sich daran nicht erinnern?"

8. Kapitel

Das ist unmöglich, dachte Marc. Völlig unmöglich. Er konnte die 112 nicht gewählt haben. Nicht zu diesem Zeitpunkt. Sicher, es war seine Handynummer auf dem Notrufprotokoll, das auf Gott weiß welchen Wegen in seine Klinikakte gelangt war. Aber er konnte es auf keinen Fall gewesen sein. Nachdem sein Kopf erst gegen den Türrahmen und dann gegen das Lenkrad geschlagen war, hatte er das Bewusstsein verloren. Sofort, nicht erst vierzehn Minuten nach dem Aufprall.

Es klopfte, und Marc drehte sich um in der Erwartung, die Neurologin wieder zu sehen, die vor wenigen Minuten mit sorgenvoller Miene den Raum verlassen hatten. Doch im Türrahmen stand Professor Bleibtreu und trug ein gewinnendes Lächeln zur Schau, das sicher zahlreiche Werbeprospekte der Klinik zierete.

"Was soll das?", fuhr Marc ihn an. "Ich dachte, ich bin hier hergekommen, um zu vergessen. Stattdessen verlasse ich Ihre Klinik jetzt mit noch viel schrecklicheren Bildern im Kopf."

"Ich muss mich für das Verhalten von Frau Menardi entschuldigen, Dr. Lucas. Hier liegt ein bedauerlicher Irrtum

vor."

"Ein Irrtum?"

"Sie war nicht befugt, das anzusprechen."

"Befugt?" Marc verschränkte die Hände hinter dem Kopf. "Soll das heißen, ich habe damals wirklich die Feuerwehr angerufen ?"

"Nein."

Bleibtreu machte eine einladende Handbewegung, doch Marc zog es vor, beim Fenster stehen zu bleiben, anstatt sich wieder auf das Sofa zu setzen.

"Es war ein Passant", erklärte der Professor. "Der Mann, der als Erster an der Unfallstelle war, hatte kein

Handy dabei, also griff er durch die zersplitterte Seitenscheibe und nahm Ihren Apparat."

Auf der Straße elf Stockwerke unter ihnen machten Autofahrer mit einem Hupkonzert auf sich aufmerksam. Entweder Stau oder Hochzeit. Marc schob die cremefarbenen Lamellenvorhänge zur Seite, konnte jedoch wegen des planenverhängten Baugerüsts vor dem Fenster kaum etwas erkennen.

"Woher wissen Sie das alles?"

Der Professor sah ihn erstaunt an. "Es gibt eine Abschrift des Unfallprotokolls in Ihrer Patientenakte. In Ihrer E-Mail haben Sie einer Einsicht ausdrücklich zugestimmt."

Marc erinnerte sich dunkel an das Kästchen, das er in dem Downloadformular an geklickt hatte. An jenem Abend war ihm alles egal gewesen.

"Haben Sie selbst den Bericht denn nie zu Gesicht bekommen?"

Marc schüttelte den Kopf. Er hatte auch gar nicht erst danach gefragt. Auf weitere grauenhafte Details aus dem schrecklichsten Tag seines Lebens konnte er gut verzichten.

"Ich verstehe", sagte Bleibtreu. "Sie sind natürlich noch in der ersten Trauerphase."

Erstens: Nicht wahrhaben wollen. Zweitens: Aufbrechende Emotionen. Drittens: Suchen, sich

finden, trennen. Viertens: Neuer Selbst- und Weltbezug. Marc kannte die Einteilung. Zu seinem Arbeitsbereich gehörte die Seelsorge für die Gestrandeten in seinem Büro, und dieses Schema hatte ihm geholfen, die Situation der Kinder besser zu verstehen, die einen Weggefährten auf der Straße verloren hatten. Doch für sich wollte er es nicht gelten lassen.

"Ich leugne Sandras Tod nicht", widersprach er.

"Aber Sie wollen ihn verdrängen!"

"Ich dachte, eben das ist der Weg, den Sie empfehlen, Professor? Vergessen!"

Bleibtreu war neben ihn getreten und stand nun ebenfalls am Fenster. Draußen wurde es stürmisch, und der Wind drückte die Plane vor dem Baugerüst nach innen.

"Nun, es mag paradox klingen", sagte der Chefarzt.
"Aber vor dem Vergessen kommt das Erinnern. Ich fürchte daher, wir müssen den Unfallhergang noch einmal gemeinsam durchgehen."

"Weshalb?" Marc drehte sich zu ihm.

"Damit wir keine verstecken Erinnerungen übersehen, die später wie Unkraut aus dem Bodensatz Ihres Unterbewusstseins sprießen können." Bleibtreu legte seine altersfleckige Hand auf Marcs Schulter, und die

unerwartete Nähe durchbrach für einen kurzen Moment seine instinktive Abwehrhaltung.

Die erste Phase. Leugnen. Verdrängen.

9. Kapitel

Sie setzten sich wieder.

"Da gibt es nicht viel zu erzählen. Wir waren auf dem Rückweg von einer kleinen Familienfeier in der Villa ihres Vaters, als es passierte."

Bleibtreu beugte sich nach vorne. "Was war der Anlass?"

Der Wind vor dem Fenster rüttelte jetzt so stark an dem Baugerüst, dass man das Knarren und Ächzen der Verstrebungen selbst durch die schallgedämpften Isolierglasfenster hörte. Marc seufzte.

"Sandra hatte einen großen Auftrag für ein neues Drehbuch bekommen. Sie war Schauspielerin und Autorin, aber das wissen Sie ja."

Beim Sprechen rutschte er unruhig auf der Couch hin und her. Sandra hatte sich immer darüber amüsiert, dass er ein Zappler war. Im Kino konnte er kaum eine Szene lang ruhig sitzen bleiben.

"Es sollte ihr erstes Drehbuch für einen Kinofilm werden, die Amerikaner waren bereit, eine

Riesensumme dafür zu zahlen, und darauf hatten wir gemeinsam mit ihrem Vater angestoßen."

"Professor Constantin Senner?"

"Der Chirurg, genau. Er ist ... " Marc stockte. "Er war mein Schwiegervater. Die Senner-Klinik wird Ihnen vielleicht ein Begriff sein."

"Wir empfehlen sie allen unseren Patienten, wenn ein operativer Eingriff nötig sein sollte. Gottlob kommt das nicht häufig vor."

Marc wechselte wieder die Sitzhaltung und zog sich nervös die Haut unter dem Kinn nach unten, bevor er fortfuhr. "Wir passierten eine kaum befahrene Waldstraße, die von Sakrow Richtung Spandau führt."

"Sakrow bei Potsdam?"

"Dann kennen Sie es ja. Das Familienanwesen der Senners liegt direkt am Wasser mit Blick auf die Pfaueninsel. Wie auch immer, jedenfalls fuhr ich etwas zu schnell für die einspurige Straße. Sandra war wütend darüber, ich glaube, sie drohte, auszusteigen."

Marc schloss kurz die Augen und versuchte wie so oft die wenigen Erinnerungen an die Unfallfahrt zu verdrängen. "Was ist dann passiert?", fragte Bleibtreu vorsichtig. Je leiser er sprach, desto weiblicher klang seine Stimme.

"Ganz ehrlich, ich weiß es nicht. Die Erinnerungen an die letzten Stunden vor dem Unfall sind gelöscht.

Mehr als das, was ich Ihnen erzählt habe, weiß ich nicht mehr. Mein Schwiegervater spricht von einer retrograden Amnesie. Die Feier bei Constantin, die Unterhaltungen auf dem Rückweg, das alles ist weg."

Marc lachte freudlos. "Leider nur das. Für den Rest sind Sie jetzt zuständig."

"Hmm."

Der Arzt verschränkte die Arme vor der Brust, was den argwöhnischen Unterton seiner nächsten Frage unterstrich. "Und die Erinnerung an die letzten Sekunden im Auto ist nie zurückgekommen?"

"Doch. Teile davon, aber erst in jüngster Zeit. Allerdings bin ich mir nicht sicher, was davon ein Traum ist und was sich wirklich ereignet hat."

"Interessant. Wovon träumen Sie denn?"

Marc winkte ab. "Meistens kann ich mich am nächsten Morgen nur an unzusammenhängende Dialogfetzen erinnern. Sandra redet auf mich ein und fleht mich an, es nicht zu verhindern."

"Hast du nicht selbst immer gesagt, der Zweck heiligt die Mittel? Ist das nicht dein Lebensmotto?"

"Du bist wahnsinnig, Sandra. Der Zweck heiligt doch niemals den Tod."

"Was wollten Sie verhindern?"

"Keine Ahnung. Ich vermute, mein Unterbewusstsein spielt mir einen Streich, und ich rede hier von dem

Unfall." Marc überlegte gerade, ob er dem Professor wirklich jedes Detail ihrer letzten Unterhaltung wiedergeben sollte, als dieser die quälendste aller Fragen stellte.

"Wieso hat sie sich abgeschnallt?"

Er schluckte. Einmal, dann erneut, doch der Kloß im Hals schien nur noch größer zu werden.

"Ich weiß es nicht", sagte er schließlich. "Sie griff nach hinten, vermutlich, um sich etwas zu essen zu holen. Sie war im sechsten Monat, und wir hatten immer etwas Süßes dabei, falls der Heißhunger zuschlug. Und das tat er regelmäßig, vor allem, wenn Sandra sauer war."

Marc fragte sich, ob jemand die Schokoladentafel aus dem Handschuhfach genommen hatte, bevor das Wrack in der Presse gelandet war, und bekam kaum noch Luft.

"Was passierte dann?", fragte Bleibtreu leise.

Ich sah, wie sie plötzlich etwas in der Hand hielt. Ein Foto? Sie zeigte es mir, aber es war farblos und grobkörnig. Ich konnte nichts erkennen. Überhaupt bin ich mir nicht sicher, ob ich das wirklich erlebt habe. Denn ich sehe es nur in meinen Träumen, auch wenn die von Tag zu Tag deutlicher werden.

Bisher hatte Marc lediglich seinem Schwiegervater davon erzählt, und auch das nur ansatzweise, weil er

dachte, der Traum könnte eine Nebenwirkung der Medikamente sein, die er wegen des Splitters nehmen musste.

"Dann ist der Reifen geplatzt", fuhr er fort. "Unser Auto hat sich zweimal um die eigene Achse gedreht, bevor es ... "

Er versuchte zu lächeln. Aus irgendeinem absurden Grund glaubte er, in der Gegenwart von Fremden die Tragödie herunterspielen zu müssen.

"In der Senner- Klinik bin ich wieder aufgewacht, und den Rest können Sie ja nachlesen."

Bleibtreu nickte. "Wie fühlen Sie sich seitdem?"

Marc griff zu dem Wasserglas, das schon fast leer war. Doch zum Nachschenken fehlte ihm die Kraft.

Wie man sich so fühlt, wenn man seine Frau und seinen ungeborenen Sohn auf dem Gewissen hat.

"Ich bin müde, schlapp. Jede Bewegung fällt mir schwer. Ich habe Schmerzen in den Gelenken und im Kopf." Er versuchte zu lachen. "Stecken Sie mich in ein Altersheim, und ich habe jede Menge Gesprächsstoff."

"Typische Anzeichen einer schweren Depression."

"Oder jeder anderen tödlichen Krankheit. Ich habe die Symptome mal gegoogelt. Als Erstes poppte Bannerwerbung für Bestattungsinstitute und Sarghändler auf." Bleibtreu zog die linke Augenbraue

hoch und rief damit eine weitere Erinnerung an seine Frau hervor. Sandra hatte von Natur aus hoch geschwungene Brauen gehabt, die ihr einen permanent überraschten Gesichtsausdruck verliehen. "Und die Beschwerden haben Sie erst seit dem Unfall?" Marc zögerte mit der Antwort. Tatsächlich hatte es schon davor Tage gegeben, an denen er sich wie ein ausgewrungenes Handtuch gefühlt hatte, übernächtigt und verkatert, obwohl er nicht einen Tropfen Alkohol angerührt hatte. Constantin war sehr besorgt gewesen und hatte ihn zwei Wochen vor Sandras Tod zu einem Komplettcheck überredet, inklusive Bluttests und Kernspin, dabei jedoch nichts Außergewöhnliches entdecken können.

"Sagen wir mal so, der Unfall hat meinen Zustand nicht gerade verbessert ..."

Ein helles Schnarren ertönte, und Marc brauchte eine Weile, bis er begriff, dass ihn der Alarm seiner Armbanduhr an die Pillen erinnerte. Er fingerte zwei röhrenförmige Kapseln aus der winzigen Tasche, die aus unerfindlichen Gründen bei den meisten Jeans innerhalb der rechten Hosentasche verborgen ist. Früher hatte er dort Kaugummis aufbewahrt. "Nehmen Sie diese Pillen wegen Ihrer Halsverletzung?", fragte der Professor, als Marc die Tablet-

ten mit dem letzten Schluck Wasser hinunterspülte. Er nickte und griff instinktiv an seinen Pflasterverband.

"Die Ärzte wollen keine Operation riskieren. Der Splitter ist nur klein, aber er liegt dicht an der Halswirbelsäule. Die Pillen, die ich nehme, sollen dafür sorgen, dass der Fremdkörper besser mit dem Muskelgewebe verwächst und sich nicht entzündet oder abgestoßen wird. Wenn das nicht gelingt, müssen sie ihn doch herausschneiden, dann allerdings besteht das Risiko, dass ich vom Hals an abwärts gelähmt bin, wenn ich aus der Narkose erwache."

"Tut es weh?"

"Nein, es juckt bloß."

Die wahren Schmerzen saßen tiefer. Im Gegensatz zu dem lächerlichen Splitter hatten sie sich mit einer Axt in seine Seele geschlagen.

"Gut ... ", wollte Bleibtreu wieder ansetzen, aber Marc unterbrach ihn.

"Nein, nichts ist gut. Jetzt ist Schluss. Die Tabletten machen mich hundemüde, und oft wird mir auch übel. Ich muss mich also bald hinlegen, wenn ich Ihnen hier nicht auf das Parkett reihern soll. Außerdem habe ich die Schnauze gestrichen voll. Seitdem ich zu Ihnen ins Auto gestiegen bin, werde ich ständig vertröstet. Und anstatt dass ich mal Antworten erhalte, unterziehen Sie und Ihre Kollegin mich einem regelrechten

Verhör. Also, Sie haben jetzt zwei Möglichkeiten. Entweder ich marschiere jetzt auf der Stelle durch diese Tür ... "

"... oder ich verrate Ihnen endlich unser kleines Geheimnis", beendete Bleibtreu den Satz. Sein Fünf-Sterne-Werbeprospektgrinsen flammte wieder auf. "Also schön, kommen Sie mit."

Der Professor presste sich etwas unbeholfen aus seinem Sessel nach oben, ohne dass sein Lächeln schwächer wurde. "Folgen Sie mir. Sie sind vielleicht nur noch wenige Schritte von einem neuen Leben entfernt."

10. Kapitel

Das menschliche Gehirn ist kein Archiv", erklärte Bleibtreu, während er die lederbezogene Tür zu seinem Büro hinter sich schloss. "Es gibt keine Schubladen, die man nach Belieben auf- und zuziehen kann, um Informationen abzulegen oder wieder herauszunehmen."

Der Professor nahm hinter einem wuchtigen Schreibtisch Platz, wozu er erst einmal einen Stapel loser Blätter von dem Sessel nehmen musste, die er zu den weiteren Akten und Bücherbergen zu seinen

Füßen stellte. Marc setzte sich auf einen weißlackierten Holzstuhl und sah sich um.

Im Gegensatz zu der antiseptischen Ordnung, die in den anderen Räumen der Klinik herrschte, wirkte dieses Zimmer fast verwahrlöst. Benutzte Kaffeetassen und ein angebissenes Sandwich gesellten sich auf dem Schreibtisch zu wild übereinander gestapelten Fachbüchern und Pati enten blättern. Im grellen Halogenlicht der Deckenstrahler erkannte Marc einen Fettfleck auf der Krawatte des Professors, der ihm im gedämpften Halbdunkel der Limousine und des Untersuchungs zimmers bislang nicht aufgefallen war. "Früher dachte man, es gäbe für jede Erinnerung einen ganz bestimmten Platz im Gehirn. Aber dem ist natürlich nicht so."

Bleibtreu rollte mit seinem Sessel über das Parkett, wobei er geschickt an den Aktenbergen auf dem Boden vorbeimanövrierte. Dann öffnete er einen laminierten Büroschrank und kam mit dem Modell eines Gehirns zurück, das er mit Mühe zwischen das Telefon und einen hantelgroßen Briefbeschwerer zwängte, direkt auf einer aufgeschlagenen Fachzeitschrift für Neuropsychologie.

"Ich will es Ihnen demonstrieren."

Das aus einem künstlichen grauen Schwamm geformte Modell war etwa so groß wie ein Kinderfußball und

steckte auf einem Holzstab in einem polierten Standfuß.

Als Marc seine Aufmerksamkeit wieder Bleibtreu zuwandte, hielt der zwei gläserne Ampullen in bei den Händen. Die linke war mit roter, die rechte mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt.

"Beginnt jetzt die Zaubervorstellung?" "So ähnlich. Passen Sie gut auf."

Der Professor brach die linke Ampulle am Hals ab und hielt sie schräg über die graue Gehirnmasse.

"Ein Gedanke ist wie ein Tropfen." Mit diesen Worten ließ er etwa einen Milliliter der blutroten Tinte auf den Kortex des Modells perlen. Sofort bahnte sich der Tropfen seinen Weg durch das Kapillarsystem des Schwamms.

"Wenn ein Erlebnis zu einer Erinnerung wird, lagert diese sich in Abermillionen von Nervenverbindungen ab." "Den Synapsen."

"Sehr richtig. Sehen Sie genau hin, Mare." Der Professor tippte mit einem Kugelschreiber auf die verschiedenen Regionen des Gehirns, die sich nach und nach rot färbten. "Jede Erinnerung ist in unzähligen Querverbindungen gespeichert. Ein Motorengeräusch, Menschen, die sich streiten, ein Geruch, ein bestimmtes Lied, das vielleicht im Radio lief, der Blick auf das Wasser, das Rauschen der Blätter

im Wald, all das kann Ihr Gedächtnis reaktivieren und die schrecklichen Erinnerungen an den Unfall wieder hervorrufen."

"Und wie wollen Sie ihn aus meinem Kopf löschen?", fragte Marc.

"Gar nicht." Bleibtreu brach die andere Glasampulle. "Jedenfalls nicht isoliert. Wir können leider nur Ihr gesamtes Gedächtnis tilgen."

"Moment mal." Marc räusperte sich und tippte gegen einen letzten grauen Bereich am Vorderhirn des Modells. "Habe ich das richtig verstanden, Sie wollen mir alle Erinnerungen nehmen?"

"Die künstliche Herbeiführung einer totalen Amnesie. Ja. Das ist die einzige Möglichkeit. Daran forschen wir." Bleibtreu drehte das Modell zu Marc, damit dieser besser sehen konnte, wie sich die rote Farbe immer weiter ausbreitete.

"Ein Gedächtnisverlust wird im Wesentlichen durch drei Faktoren ausgelöst", zählte er auf. "Durch starke traumatische Erlebnisse, die der menschliche Geist vergessen will, durch Gehirnschädigungen infolge eines Unfalls und durch chemische Wirkstoffe wie Betäubungsmittel." Bleibtreu schüttete jetzt den farblosen Inhalt der zweiten Ampulle über den Schwamm, und Marc beobachtete erstaunt, wie die

Rotfärbung an einigen Stellen sofort wieder schwächer wurde.

"Lassen Sie mich raten. Sie setzen auf die Chemie und haben eine Alzheimer- Pille entwickelt, die ich schlucken soll?"

"So in etwa. Es ist natürlich etwas komplizierter, aber im Prinzip haben Sie recht."

"Nur aus rein journalistischem Interesse. Was geschieht danach?"

Die rötliche Verfärbung war mittlerweile fast vollständig wieder aus dem Schwamm gewichen.

"Sie meinen, nachdem wir eine Amnesie bei Ihnen herbeigeführt haben?"

"Ja."

"Ganz einfach. Wir laden Sie wieder auf." "Bitte ?"

"Natürlich nur mit den Erinnerungen und Erlebnissen, die Sie auch wirklich zurückbekommen wollen. Es ist vergleichbar mit der Neuformatierung eines Computers. Wenn man den Fehler im System nicht erkennen kann, löscht man am besten alles und spielt die funktionierenden Programme nach und nach wieder auf. So würden wir das auch bei Ihnen machen. Sie legen zuvor in intensiven Befragungen fest, woran Sie sich später erinnern wollen. Nachdem wir eine künstliche retrograde Amnesie herbeigeführt haben, werden Sie in der anschließenden Rehaphase wieder

mit Ihrer Vergangenheit konfrontiert. Mit Ausnahme der Erlebnisse natürlich, die Sie mit Ihrer Frau verbinden."

"Und was ist mit meinem Umfeld?", fragte Mare.
"Meinen Freunden, Bekannten, Sandras Schwiegervater? Sobald ich auf Constantin treffe, wird der mich doch auf den Tod seiner Tochter ansprechen."

"Nicht wenn Sie sie nie wiedersehen."

"Bitte ?"

Bleibtreu rollte In seinem Schreibtischstuhl nach hinten und lächelte. Er war ganz in seinem Element und wirkte um Jahre jünger als vorhin in der Limousine. Auch seine Stimme war fester. "Genau deshalb sind Sie der geeignete Kandidat für uns. Sie arbeiten im sozialen Bereich, aber Sie selbst haben kaum ein soziales Umfeld. Ihre Eltern sind früh gestorben, zu Ihrem Bruder haben Sie keinen Kontakt mehr. Im Büro arbeiten Sie mit ständig wechselnden Mitarbeitern, zu Ihren Klienten haben Sie meist nur eine kurze Bindung."

"Aber meine Freunde würden mich vermissen."

"Die, die in den Groß kanzleien schuften und Ihren Geburtstag vergessen würden, wenn er nicht als OutlookTermin gespeichert wäre?"

"Aber ich lebe doch nicht in einem Vakuum. Wie stellen Sie sich das vor? Soll ich die Stadt verlassen?"

Zu Marcs Erstaunen nickte der Professor. "Wir würden uns natürlich um Ihr neues Leben kümmern. Auch das ist Teil des Experiments. Wir bringen Sie in ein anderes Bundesland, verschaffen Ihnen dort einen Beruf, integrieren Sie in Ihre Nachbarschaft mit einer passenden Legende. Selbst die Transferkosten übernehmen wir. Dabei arbeiten wir übrigens mit Experten aus dem Zeugenschutz zusammen."

"Sie sind übergeschnappt", sagte Marc mehr als Feststellung denn als Frage.

"Sicher, wir gehen extreme Wege. Aber wer immer nur die ausgetretenen Pfade marschiert, wird nie eine neue Welt entdecken können."

Der Professor zog wieder nur die linke Augenbraue nach oben. "Bedenken Sie die Möglichkeiten, Marc. Als einer der ersten Menschen auf diesem Planeten könnten Sie einen psychischen Neuanfang starten. Frei von jeglichem seelischen Ballast, unbeschwert wie ein neugeborenes Kind. Ich rede nicht nur von dem Unfall. Wir lassen Sie alles vergessen, was Sie jemals verletzt hat."

Er zeigte auf das Gehirnmodell, das jetzt wieder so grau war wie zu Beginn seiner Demonstration.

"Zurück auf Werkseinstellung? Ein Reset?", fragte Marc. "Sie haben die Wahl."

Bleibtreu zog die Schublade seines Schreibtisches auf und zog ein kleines, dichtbedrucktes Blatt hervor.

"Sie müssen einfach nur dieses Anmeldeformular hier unterschreiben, und wir können sofort beginnen."

11. Kapitel

Es war ein Fehler. Marc wusste, dass er sich nicht hätte breitschlagen lassen dürfen. Aber er dachte, es wäre einfacher, die Voruntersuchungen über sich ergehen zu lassen und dann nie wieder zurückzukommen, als eine lange Diskussion mit dem Klinikleiter über ein Für und Wider des völlig inakzeptablen Experiments zu führen.

Und deshalb hatte er zum Schein eingewilligt, sich auf mögliche medizinische oder psychologische Ausschlusskriterien untersuchen zu lassen.

Vielleicht kommen Sie als Teilnehmer ohnehin nicht in Frage?, hatte Bleibtreu ihn letztendlich geködert.

Eine unentdeckte Geisteskrankheit, eine schwere Infektion oder auch ein schwaches Herz würden ihn als Versuchsperson untauglich machen. Schon seine

seltene Blutgruppe, AB negativ, wäre nicht unproblematisch.

Am Ende waren noch einmal zweieinhalb lange Stunden vergangen, bis ihn der Maybach wieder vor dem Eingang seines Schöneberger Mietshauses abgesetzt hatte. Hundertfünfzig Minuten, in denen sie ihm Blut abgenommen hatten, er sich für ein Belastungs-EKG an mehreren Fitnessgeräten hatte austoben müssen und seine Gehirnströme beim EEG auf Unregelmäßigkeiten untersucht worden waren. Zwischendurch hatte er sich gefühlt wie bei der Musterung, als ein Allgemeinmediziner ihn erst um eine Urinprobe gebeten und dann seine Herz-Lungen-Funktionen überprüft hatte, während der Augenarzt schon mit einem Sehtest auf ihn wartete.

Die Ärzte hatte es nicht interessiert, dass viele der Untersuchungen erst vor wenigen Wochen von seinem Schwiegervater durchgeführt worden waren. Denn die BleibtreuKlinik wollte nicht auf fremde Daten zurückgreifen, und so musste er sogar noch einmal in die Neuroradiologie zum Kernspin.

Am meisten Zeit hatten die ausgeklügelten psychologischen Fragen in Anspruch genommen. Anders als bei den Tests in Frauenzeitschriften, die Sandra so geliebt hatte, hatte Marc hier keinen blassen

Schimmer gehabt, worauf die scheinbar harmlosen Fragen wirklich abzielten.

Wenn Sie die Wahl hätten, würden Sie lieber auf ein Auge oder auf Ihren Geruchssinn verzichten?

Träumen Sie öfter in Farbe oder in Schwarzweiß?
Ergänzen Sie den folgenden Satz: "Ich bin für die Todesstrafe, wenn ... "

Marc war so erschöpft, dass er sich an seine Antworten schon jetzt nicht mehr erinnern konnte. Zudem schmerzten die Gelenke bei jedem Schritt, und er dachte nur noch an die Schlaftablette und an das wärmende Bad, das er gleich nehmen würde. So in Gedanken verloren, war es kein Wunder, dass er die dunkle Gestalt übersah, die neben dem Hauseingang kauerte, wo sie schon geraume Zeit auf ihn gewartet hatte.

12. Kapitel

Leana Schmidt?" Er wiederholte den Namen, mit dem sie sich schon einmal vorgestellt hatte. Heute, vor wenigen Stunden, unmittelbar nach Julias Selbstmordversuch im Freibad Neukölln. Ihr Haar wirkte immer noch, als wäre es von einem Bügeleisen nach hinten geplättet worden, und Marc vermutete

einen nüchternen, hellgrauen Hosenanzug unter ihrem hochgeschlossenen Trenchcoat. Das Einzige, was ihre Aufmachung etwas auflockerte, war die prall gefüllte Plastiktüte eines Billigdiscounters in ihrer Hand, aus der mehrere "Fraueneinkäufe" herausquollen, Dinge, die Männer im Laden grundsätzlich ignorieren, wie ein Bund Radieschen oder eine Stange Sellerie. Sandra und er hatten sich früher oft über ihr unterschiedliches Einkaufsverhalten lustig gemacht. Während sie im Supermarkt den Wagen mit Obst, Magerquark, Weichspüler und Petersilie füllte, stand er vor den Aktionsregalen, in denen sich CD-Rohlinge, Akkuschrauber oder Kartoffelchipstüten stapelten.

"Wie zum Teufel haben Sie mich hier gefunden?"

Die schlanke Frau setzte ihre Einkäufe ab und massierte sich mit klammen Fingern die Stelle, an der die Tüte in das Handgelenk geschnitten hatte. "Ich war in Ihrem Büro. Dort hat man mir die Adresse gegeben."

Ihre Stimme klang forsch, fast als erwarte sie eine Entschuldigung dafür, dass er sie so lange hatte warten lassen. "Und was wollen Sie von mir?"

"Ich bin ... ich war Krankenschwester auf der Station Ihres Bruders."

"Und?"

Er kramte seinen Haustürschlüssel hervor, den er allerdings nicht benutzen musste. Die Hausordnung, die man ihm beim Einzug ausgehändigt hatte, ermahnte die Mieter zwar, das Tor zur Straße nach zwanzig Uhr zu verschließen, aber daran hielt man sich hier ebenso wenig wie an das Verbot, Glasflaschen in den Hausmüll zu schmeißen.

"Ich mache mir Sorgen um Benny", sagte sie bestimmt, und Marc gewann eine ganz gute Vorstellung davon, wie diese resolute Person mit ihren Patienten umging. Ihr Tonfall wirkte professionell, ohne einschüchternd zu sein. Genau die richtige Mischung, um sich nicht bevormundet zu fühlen, aber autoritär genug, um nicht jede Anweisung in Frage zu stellen. Vermutlich war Leana keine einfache Angestellte, sondern die Oberschwester in ihrer Abteilung oder zumindest auf dem Weg dorthin.

Er ging in den Hauseingang, und das automatische Flurlicht sprang an. Sie griff sich wieder die Tüte und folgte ihm.

"Er hat mir gesagt, Sie haben ihm schon einmal das Leben gerettet."

"Ach ja?", entgegnete Marc knapp.

Tatsächlich hatte er Benny vor anderthalb Jahren mit aufgeschnittenen Pulsadern in der Badewanne gefunden.

Normalerweise trafen sie sich nur einmal im Jahr, zu Weihnachten am Grab ihrer Eltern. Doch an jenem Morgen hatte sein Handy drei Anrufe in Abwesenheit angezeigt, und auf seiner Mailbox befand sich eine kaum verständliche, von zerhackten Störgeräuschen überlagerte Stimme, die wie die seines Bruders klang. Nachdem Benny auf seine Rückrufe nicht reagiert hatte, war Marc damals einem spontanen Impuls gefolgt und zu ihm gefahren. Dort war ihm drastisch vor Augen geführt worden, dass die Nachricht auf seinem Anrufbeantworter ein Abschiedsgruß gewesen war.

"Ich bin der Meinung, Sie hätten Ihre Aussage nicht zurücknehmen dürfen." Sie blinzelte erneut. "Vor den Richtern, den Ärzten, meine ich."

Marc begriff immer noch nicht, worauf die merkwürdige Unterhaltung hinauslaufen sollte. Als er damals die Feuerwehr rief, um Bennys Leben zu retten, hatte er einen alten Trick angewandt, der stets dazu führte, dass ein Selbstmordkandidat sofort unter psychiatrische Aufsicht gestellt wurde. Er hatte behauptet, Benny hätte vor seinem gescheiterten Suizid auch ihn umbringen wollen, womit er zu einer Gefahr für die Allgemeinheit wurde. Zudem lag damit eine Straftat vor. Da Benny schon mehrere aktenkundige Selbstmordversuche hinter sich hatte,

rechtfertigte die Gesamtschau der Umstände eine vorläufige Zwangsunterbringung in einer geschlossenen Anstalt. Marcs Lüge sollte den Zweck heiligen und seinen Bruder von der Straße holen, raus aus einem Umfeld, das ihn ganz offensichtlich immer tiefer in den Abgrund zog. Außerdem würde Benny in der Psychiatrie nicht so leicht an einen Gürtel oder eine Rasierklinge kommen und wäre endlich von Valka isoliert. "Hören Sie, mein Bedarf an Selbstmordgeschichten für heute ist wirklich gedeckt", sagte er, während er seinen Briefkasten öffnen wollte, doch irgend ein Vandale musste das Schloss mit einem Schraubenzieher verbogen haben. Auch das noch.

Der Schlüssel passte nicht mehr hinein, und so blieb der im Schlitz steckende Möbelprospekt die einzige Post, an die er herankam.

"Wenn Sie also nichts dagegen haben, würde ich jetzt gerne Feierabend machen und ... "

"Ihr Bruder hat sich plötzlich so verändert", unterbrach sie ihn. "Von einem Tag auf den anderen." Sie hielt ihn am Ärmel fest, und er wollte sich schon losreißen, als das Licht erlosch. Das Intervall der Zeitschaltuhr war abgelaufen, und da der veraltete Schalter hier unten nicht wie sonst üblich mit Leuchtdioden ausgestattet war, dauerte es eine Weile, bis Marc sich zu ihm vorgetastet hatte. Als es endlich

wieder hell wurde, fühlte er sich am Ende seiner Kräfte und sah sich nicht imstande, das Gespräch mit dieser merkwürdigen Krankenschwester abzubrechen. "Natürlich hat Benny sich verändert, er war schließlich in der Klappe", setzte er an.

"Davon rede ich nicht." Sie schüttelte den Kopf. "All die Monate lang hat er sich gehen lassen. Wollte sich nicht rasieren, nicht essen, lag nächtelang wach. Er weigerte sich oft, sein Zimmer zu verlassen, wurde richtiggehend gewalttätig, wenn man ihn dazu aufforderte."

Marc nickte resigniert. Das war nichts Neues für ihn. Aus diesem Grund hatten die Ärzte Benny ja auch keine gute Prognose ausgestellt, und so war aus der vorläufigen eine langfristige Unterbringung geworden. "Aber von einem Tag auf den anderen", Leana kniff die Augen zusammen, wodurch ihr Blick noch intensiver wurde, "... etwa einen Monat vor der Überprüfung, war er plötzlich wie ausgewechselt. Er verlangte nach Obst und Vitaminsäften, joggte unter Aufsicht durch den Park und las die Bibel."

"Die Bibel?"

Das klang wirklich nicht nach seinem kleinen Bruder.

"Ich bin mir nicht sicher, ob es etwas zu bedeuten hat ... ", fuhr sie fort, "... aber Bennys Verhalten änderte sich an dem Tag nach einer Kernspinuntersuchung."

Kernspin? Hatte Bennys psychische Störung etwa eine organische Ursache?

"Und auch das ist merkwürdig. Normalerweise durchleuchten wir das Gehirn nach Anomalien, aber bei Benny wurde nur der Unterleib gescannt. Obwohl er nie über Beschwerden geklagt hatte. Ich habe mir die Bilder besorgt." "Und?"

"Nichts. Er ist vollkommen gesund." "Sie sind keine Ärztin, Leana."

"Aber ich habe Augen im Kopf. Und ich habe mitbekommen, wie Benny seit dieser Untersuchung mehrfach versucht hat, seine Medikamente auszuspucken. Als ich ihn darauf angesprochen habe, hat er gesagt, er wolle kein Gift mehr in seinen Körper lassen."

Marc drehte sich zu ihr herum und ging einen Schritt auf sie zu. "Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?"

"Ich glaube, er hat dem Untersuchungsausschuss etwas vorgespielt."

"Wieso sollte er das tun? Er wusste, dass ich meine Aussage zurücknehme."

Nachdem die Tragödie sein Leben zerrissen und der Unfall ihm das genommen hatte, was er am meisten liebte, war Marc alles gleich gewesen. Constantin hatte nicht viel Überzeugungsarbeit leisten müssen, um ihn dazu zu bewegen, die Falschaussage zu korrigieren,

mit der er seinen Bruder in die psychiatrische Zwangsunterbringung gebracht hatte, auch wenn ihm damit nun selbst ein Strafverfahren bevorstand.

"Hol deinen Bruder da raus", hatte sein Schwiegervater ihm geraten. "Du brauchst ihn. Er ist der einzige lebende Verwandte, der dir jetzt noch bleibt."

Hatte er sich bis zu Sand ras Tod noch täglich Gedanken und Sorgen um seinen labilen Bruder gemacht, so war ihm danach alles gleichgültig gewesen. Er reflektierte nicht mehr darüber, ob Benny in einer geschlossenen Anstalt besser geschützt wäre als auf der Straße; er war jetzt selbst psychisch nicht mehr in der Lage, zwischen richtigen und falschen Entscheidungen zu unterscheiden. Und heute Abend wollte ihm das erst recht nicht gelingen, an einem Tag, an dem er ein Mädchen vom Selbstmord abhalten musste und sich kurz danach in einem medizinischen Untersuchungs marathon wieder fand.

Marc spürte Wut in sich aufsteigen. "Sie müssen schon entschuldigen, aber Sie haben mir doch wohl nicht hier aufgelauert, nur weil Benny plötzlich seine gesundheitsbewusste Ader entdeckt hat?"

"Nein."

"Sondern?"

"Wie gesagt, ich mache mir große Sorgen. Sie sollten wirklich ein Auge auf ihn haben. Ich glaube nicht, dass er hier draußen alleine lebensfähig ist."

Das brauchst du mir nicht sagen. Ich habe ihn damals schließlich in der Badewanne gefunden.

"Und woraus schließen Sie das?"

"Daraus."

Sie setzte ihre Tüte ab und griff in die Innentasche ihrer Jacke, aus der sie einen ausgebeulten Briefumschlag hervorzog.

"Das habe ich in seinem Zimmer gefunden. Beim Wechseln der Laken, eine Stunde nach seiner Entlassung."

Sie öffnete den Umschlag, und Marc wusste nicht mehr, was er sagen sollte.

"Fünfzehntausend Euro, die Scheine sind echt", sagte Leana, und ihre Stimme klang zum ersten Mal etwas unsicher, beinahe ratlos. "Ich weiß nicht, was das soll. Und ich habe keine Ahnung, wie Ihr Bruder in der Geschlossenen da rangelkommen ist."

13. Kapitel

Irgendwie war es ihm gelungen, die besorgte Krankenschwester mit dem Versprechen

abzuwimmeln, er werde ein Auge auf seinen Bruder haben und die Sache mit dem Geld klären. Dabei waren sie so verblieben, dass sie die Scheine so lange nicht anrührte, bis er sich wieder bei ihr meldete. Allerdings konnte er sich nicht vorstellen, wann er je wieder die Kraft dazu finden würde. Momentan erschien ihm bereits der Aufstieg im Treppenhaus wie ein unüberwindbares Hindernis.

Mühsam ging er die Stufen nach oben, entlang an Schuhbergen, die sich vor jeder Haustür stapelten und die durch Zustand, Größe und Geruch ebenso viel über die Bewohner des Hauses aussagten wie die Aufkleber an ihren Türen oder der Krach des Fernsehprogramms, das den Flur gleich mit beschallte. In der kurzen Zeit, in der er hier wohnte, hatte Marc kaum jemanden zu Gesicht bekommen. Dennoch hatte er eine recht klare Vorstellung von dem Leben seiner neuen Nachbarn. Von der alleinerziehenden Mutter, die sich keinen Schuster leisten konnte, dem Alkoholiker, der schon morgens lieber Wrestling sah, als die Flaschen zum Container zu bringen, oder von dem Witzbold, auf dessen Fußmatte "Betreten verboten" stand.

Endlich war er im dritten Stock angelangt und griff in seine Hosentasche, um den Schlüssel hervorzuziehen, den er im Gespräch mit Leana wieder weggesteckt

hatte. Dabei stieß er auf das Anmeldeformular zum Memory-Experiment, das von ihm am Ende der Untersuchungen natürlich nicht unterschrieben worden war.

Ich brauche noch etwas Bedenkzeit, hatte er Bleibtreu zum Abschied angelogen. Ein Abschied, auf den kein Wiedersehen folgen würde, so viel war sicher.

Die Vorstellung, den Unfall mit einer einzigen Pille vergessen zu können, war zwar verlockend, aber nicht um den Preis seiner Identität. Ebenso gut hätte er ein Leben im permanenten Drogenrausch in Erwägung ziehen können. Marc kramte das Schlüsselbund hervor, das ihm der Wachmann der Bleibtreu-Klinik zusammen mit seinen Wertgegenständen und dem Handy beim Verlassen des Gebäudes zurückgegeben hatte. Das Display hatte keine Anrufe in Abwesenheit angezeigt.

Irgendwie hatte es eine Motte unter die Plastikabdeckung der Halogenlampe über seiner Wohnungstür geschafft und flog von innen immer wieder gegen die Scheibe. Marc seufzte und steckte den Schlüssel ins Schloss.

Was zum Teufel?

Marc sah nach oben, um sich zu vergewissern, dass er in seiner Müdigkeit keinen Fehler gemacht hatte. Aber da stand es schwarz auf grünem Putz. Appartement

317. Seine Wohnung. Und trotzdem ließ sich der Schlüssel keinen Millimeter weit drehen.

Verdammt, das fehlt gerade noch.

Er zog den grobzackigen Sicherheitsschlüssel wieder aus dem Zylinder und hielt ihn gegen das Licht.

Alles normal. Kein Knick, keine Delle.

Die Motte summte bedrohlich auf, als Marc es erneut versuchte; Dieses Mal rüttelte er etwas heftiger und stemmte sich sogar mit der Schulter gegen das Türblatt. Vergeblich. Er wollte gerade einen dritten Anlauf nehmen, als sein Blick auf das Namensschild neben der Klingel fiel.

Marc hielt erschüttert inne.

Wer, um Himmels willen, hat das getan?

Das Schlüsselbund in seinen Händen begann zu zittern. Er starrte ungläubig auf den geschwungenen Namenszug. Jemand hatte sein Schild durch ein neues ersetzt, auf dem nicht mehr Lucas, sondern Senner stand. Der Mädchenname seiner verstorbenen Frau.

Es dauerte eine Schrecksekunde, dann verwandelte sich der Schock in grenzenlose Wut über diesen grausamen Scherz. Er steckte den Schlüssel wieder ins Schloss, rüttelte an der Tür und trat sogar mit den Füßen dagegen, bis er erneut wie paralysiert erstarrte, als er die Geräusche hörte.

Ist da etwa jemand ... ?

Kein Zweifel. Marc presste das Ohr an die Tür und hörte es laut und deutlich. Schritte. Sie kamen direkt auf ihn zu. Von innen. Aus seiner Wohnung.

Aus Wut wurde nackte Angst.

Er wich in der Sekunde zurück, in der die Tür aufging. Nur für einen kleinen Spalt, soweit es die goldene Sicherheitskette erlaubte. Und dann, in dem Moment, in dem er die Gestalt mit blassen Wangen und ungekämmten Haaren sah, die ihn aus seiner eigenen Wohnung heraus aus traurigen Augen anblickte, hörte die Zeit auf zu fließen.

Er blinzelte, unfähig, auch nur ein einziges Wort zu sagen. Schloss die Augen, um sicher zu sein. Doch er benötigte keinen zweiten Blick. Er hatte sie bereits an ihrer hochgezogenen Augenbraue erkannt; an ihrem ungläubigen Gesichtsausdruck, als hätte er ihr gerade eben erst gesagt, wie schön er sie fand.

Direkt vor ihm, nur zehn Zentimeter entfernt, stand sie zum Greifen nah.

Sandra.

Die Liebe seines Lebens. Seine hochschwangere Frau.

14. Kapitel

"Was ist ... ? Du kannst doch ... ? Bist du ... ?" Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, wurde Marcs Stottern mit jedem unvollendeten Satzanfang immer schlimmer.

"Ja?", fragte die Frau in der Tür. Sie strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn, und sofort prasselten Hunderte von Erinnerungen gleichzeitig auf ihn herein. Ausgelöst durch den Duft des französischen Honigshampoos, das Sandra so sehr geliebt hatte.

Sie ist es.

"Du bist ... hier?", fragte er, und sein rechtes Bein begann zu zittern, als hätte er eben einen Hürdenlauf hinter sich. Er streckte die Hand nach ihr aus, wollte durch den Türspalt fassen, um sich zu vergewissern, dass er sich nicht mit einem Geist unterhielt. Die Frau wich erschrocken zurück.

"Was wollen Sie von mir?"

Statt all der Fragen, die er hatte stellen wollen, brachte er nur ein Wort hervor. "Sandra?"

"Kennen wir uns?" Die Frau in der Tür kam wieder etwas näher und zog die linke Augenbraue hoch.

"Hah." Er atmete mehr, als dass er lachte. "Warum bist du, ich dachte ... Wie kannst du ... ?"

"Entschuldigung, ich habe etwas auf dem Herd", sagte sie und wollte die Tür wieder zudrücken, doch Marc stellte in letzter Sekunde den Fuß dazwischen. Er spürte, wie seine Zehen gequetscht wurden, und das tat ihm gut, denn der Schmerz verriet, dass es kein Traum war.

"Ich dachte, du bist tot?", platzte es aus ihm heraus, und der Frau entglitten vollends die Gesichtszüge. Die Blondine, die so aussah wie seine Ehefrau, die mit dem melodischen Tonfall ihrer Stimme sprach und die das weiße Tanktop trug, das er erst vor wenigen Wochen in dem Geschäft für Umstandsmoden für sie gekauft hatte, stemmte sich jetzt mit aller Macht von innen gegen die Tür und rief um Hilfe.

"Halt, bitte."

Marc drückte dagegen. "Ich bin's doch, Marc." "Bitte gehen Sie."

"Marc Lucas, dein Ehemann." "Ich kenne Sie nicht."

"Was? Liebling, ich, du kannst nicht einfach so wieder auftauchen und dann ... "

"Verschwinden Sie." "Aber ... "

"Sofort, oder ich rufe die Polizei."

Sie brüllte jetzt, und Marc wich zurück. Zurück vor dem kalten Ausdruck in ihren Augen und vor der bitteren Erkenntnis, dass sie es ernst meinte. Seine Frau, die seit sechs Wochen tot war, hatte keine

Ahnung, wem sie gegenüberstand. Sie sah in ihm einen Fremden. Schlimmer. Sie betrachtete ihn mit dem Blick, wie man einen Unbekannten mustert, vor dem man sich fürchtet.

"Sandra, bitte erklär mir, was ... "

Er kam nicht mehr dazu, den Satz zu vollenden. Marc sprach bereits mit der geschlossenen Tür.

15. Kapitel

Nicht wahrhaben wollen. Verdrängung. Leugnen.

Er wankte kraftlos die Treppenstufen hinunter und fragte sich, ob auch Halluzinationen zu den typischen Begleiterscheinungen der ersten Trauerphase zählten. Dann erinnerte er sich an einen Artikel, der beschrieb, dass diese Phase der Trauer erstaunlicherweise mit der des Sterbens identisch war. Ebenso wie der Hinterbliebene will ein Todkranker in den ersten Wochen die schreckliche Wahrheit nicht akzeptieren.

Verdrängung. Leugnen. Vergessen ... ?

Marc klammerte sich am Geländer fest. Nicht nur, weil ihm schwindelig wurde, sondern vor allem, weil er das kühle Holz unter den Fingern spüren wollte. Es fühlte sich im ersten Moment feucht an, sogar etwas

unangenehm, als berühre er etwas Totes, aber immerhin spürte er überhaupt etwas.

Ich lebe. Vielleicht verliere ich den Verstand. Aber ich bin am Leben.

Dafür waren auch seine Bauchschmerzen ein sicheres Anzeichen. Nach nur wenigen Metern schon hatte er Seitenstechen. Sie waren jedoch nichts im Vergleich zu dem psychischen Schmerz, den Sandras ängstlicher, kalter Blick ihm zugefügt hatte.

Sie hat mich nicht erkannt.

Wenn sie es überhaupt gewesen war.

Marc schleppte sich am Geländer weiter die Treppe nach unten und überlegte, ob sein Gehirn ihm einen Streich spielte. Befand er sich in einem Traum, aus dem er nur aufwachen müsste? Doch was sollte dieser Traum bedeuten? Warum stand ein anderer Name an der Tür, und wieso kam er nicht mehr in seine eigene Wohnung hinein? Und weshalb taten ihm dann immer noch die verdammten Zehen weh, die Sandra in der Tür eingeklemmt hatte?

Marc blieb stehen, irgendwo zwischen dem ersten und zweiten Stock. Sein Blick fiel auf ein Paar Kinderstiefel, die so aussahen, als warteten sie bereits auf den Nikolaus. Sie gehörten dem einzigen Menschen neben dem Hausverwalter, mit dem er seit seinem Einzug ein paar Worte gewechselt hatte.

Emily. Am Wochenende, wenn es nicht regnete, baute sie ihren kleinen Flohmarkt im Hof auf und verkaufte Dinge, die nur in den Augen einer Sechsjährigen einen Wert besaßen. Marc benötigte nichts davon und war dennoch in der kurzen Zeit bereits ihr bester Kunde geworden. Er konnte einfach nicht an Emily vorbeigehen, ohne eine Murmel, einen Dschungelbuch- Bleistiftanspitzer oder ein Bündel getrocknete Blumen zu kaufen. Für einen Augenblick überlegte er, ob er bei ihrer Mutter klingeln sollte.

"Entschuldigung? Ich weiß, es hört sich merkwürdig an. Sie kennen mich nicht. Aber können Sie bitte Emily aufwecken? Sie muss meiner toten Frau bestätigen, dass ich wirklich hier wohne, damit sie mich in meine Wohnung lässt. " Er lachte bitter auf und begriff mit einem Mal, warum manche Menschen auf Parkbänken saßen und mit sich selbst redeten. Da erinnerte ihn das Schnarren seiner Armbanduhr daran, wieder seine Pillen zu nehmen. Pillen, die im Spiegelschrank seines Badezimmers auf ihn warteten; in einer Wohnung, die ihm verschlossen war, weil seine totgeglaubte Frau ihn weder erkennen noch hereinlassen wollte. Er beschloss, zunächst zu seinem Auto zu gehen. Nach dem Unfall, den er mit Sand ras Wagen verursacht hatte, hatte er den silbergrauen Mini nur ein einziges Mal gefahren, als er zum

Verbandswechsel musste. Die Trauer war an jenem Tag so überwältigend gewesen, dass er Angst gehabt hatte, in der U-Bahn zusammenzubrechen. Seitdem bewahrte er im Handschuhfach noch eine Ersatzpackung Medikamente auf.

"So machen wir es." Marc redete weiter mit sich selbst. Sobald er die Kopfschmerzen gebändigt hatte, würde er einen Plan fassen. Vielleicht verlor er ja tatsächlich gerade den Verstand. Vielleicht hatte ihn die Trauer in den Irrsinn getrieben. Doch solange er noch einen Fuß vor den anderen setzen konnte, solange es ihm möglich war, über die Absurdität der Situation zu reflektieren, so lange würde er keine Kurzschlusshandlung begehen.

Sein Vorsatz währte keine zwei Minuten. So lange, bis er vor die Haustür in den regennassen Novemberwind trat und ihm mit einem Blick klar wurde, dass sein silbergrauer Mini nicht mehr im Parkhafen stand. So wie auch alle anderen Autos verschwunden waren, die dort üblicherweise parkten. Statt ihrer wackelten mehrere rostige Halteverbotsschilder im Wind, die ihm bei dem Gespräch mit der Krankenschwester vorhin nicht aufgefallen waren. Marc sog die kalte Luft ein. Sie roch nach feuchtem Laub und aufgeschwemmten Abfällen, die in den langsam volllaufenden Kanalisationen nach oben getrieben

wurden. Dann, um seine zitternden Finger zu beruhigen, kniete er sich neben den Bordstein und band sich die Schuhe. In diesem Moment bog ein Polizeiwagen in die Straße und fuhr langsam das Kopfsteinpflaster herunter. Die uniformierten Beamten beobachteten ihn misstrauisch, als sie ihn im Schritttempo passierten.

Marc stand auf und überlegte kurz, ob er der Streife ein Zeichen zum Anhalten geben sollte, doch dann verpasste er den Moment, und der VW- Bus bog schon wieder um die Ecke.

Er rannte ihm hinterher, die Kopfsteinpflasterstraße herunter bis zur nächsten Kreuzung, rannte immer schneller, einmal um den Block, obwohl er ganz genau wusste, dass er sein Auto nicht in einer der Seitenstraßen abgestellt hatte. Schließlich stand er atemlos wieder vor dem Eingang seines Mietshauses und sah nach oben. Im dritten Stock, dort, wo sich das Zimmer mit den zahlreichen Umzugskisten befand, die er noch nicht ausgepackt hatte, dort, wo die Bilder auf dem Laminatboden standen und das leere Aquarium als Mülleimer diente, genau dort wich gerade jemand hinter dem Vorhang zurück. Jemand mit langen, blonden Haaren.

Okay, Schluss jetzt mit dem Irrsinn.

Marc griff in die Hosentasche und fingerte neben dem Anmeldeformular und einem leeren Tablettenstreifen sein Handy hervor. Er hatte in seinem Leben nicht oft um Hilfe bitten müssen, aber jetzt kam er definitiv nicht mehr alleine klar.

Ich werde erst bei mir zu Hause anrufen, um zu sehen, ob Sandra abnimmt. Dann Constantin, vielleicht sogar die Polizei ...

"Scheiße, was soll das denn?", sprach Marc schon wieder zu sich selbst. Dann klappte er das Handy noch einmal zu und wieder auf. Er hörte das gewohnte Piepen, fuhr mit dem Daumen über den vertrauten Kratzer im Display, sah den bekannten Wolkenhintergrund seines Bildschirmschoners, und dennoch fühlte das Handy sich fremd an. Nichts.

Nicht ein einziger Eintrag. Es gab niemanden mehr, den er anrufen konnte, denn sein kompletter Rufnummernspeicher war gelöscht.

16. Kapitel

"Nein, Lucas ist der Nachname. Und mit c. Ja, beides mit c, sowohl Marc als auch Lucas, haben Sie danach gesucht?"

Marc hielt kurz das Mikro seines Handys zu und beugte sich zu dem Taxifahrer nach vorne, in dessen Mercedes er gerade eingestiegen war.

"Karl-Marx-Straße, Höhe Hasenheide, bitte."

Der Mann quittierte die Angabe des Fahrziels, indem er die Nase hochzog und das Radio lauter drehte. Indische Sitarmusik schepperte über die Lautsprecher. "Nichts? Das Kennzeichen ist B - YG 12. Okay, okay. Er wurde also nicht abgeschleppt? Danke."

Er beendete die Verbindung zur polizeilichen Sammelstelle, mit der die Auskunft seines Handyproviders ihn eben verbunden hatte. Im nächsten Moment wurde er in die mit Kunststoffschonern überzogenen Sitze gedrückt, als der Diesel überraschend fest anzog. Er suchte nach dem Anschnallgurt, aber der war hinter die umklappbare Rückenlehne gerutscht.

"Is was?", fragte der glatzköpfige Fahrer und sah misstrauisch in den Spiegel, an dem zwei Filzwürfel baumelten. Gleichzeitig legte er den anabolikageformten Arm um die Kopfstütze des Beifahrersitzes. Mit einer Pfeife im Mund wäre er gut und gerne als Popeye- Imitator durchgegangen.

Ja, da ist tatsächlich was. Ich bin gerade meiner Frau begegnet. Und ich würde mich gerne anschnallen, um

nicht ihr Schicksal teilen zu müssen. Sie ist nämlich tot, wissen Sie?

"Alles in Ordnung", antwortete Mare. Er wäre gerne auf den Nachbarsitz gerückt, aber Popeye sah nicht so aus, als hätte er gerne einen Fahrgast im Rücken. Also blieb er, wo er war, und starrte unangeschnallt aus dem Fenster.

Noch nie, selbst in den schlimmsten Zeiten der Trauer, hatte er sich so einsam gefühlt wie in diesem Augenblick.

Es war erst fünf Minuten her, als er zum ersten Mal auf das leere Display seines Telefons gestarrt hatte. Fünf Minuten, seitdem ihm bewusst geworden war, wie sehr er im wahrsten Sinne des Wortes den Anschluss an sein Leben verloren hatte. Er hatte schon öfter mit Freunden darüber diskutiert, wie die Welt wohl aus den Fugen geraten würde, wenn es auf einmal keinen Strom mehr gäbe. Woran er nicht gedacht hatte, war, dass der Verlust seines Telefons einen fast ebenso gravierenden Einschnitt bedeutete. In einer Gesellschaft, in der das Handy nicht mehr nur der Kommunikation diente, sondern ein Computer war, mit dem man sein gesamtes soziales Leben verwaltete, gab es kein einfacheres Mittel, um jemanden von der Außenwelt abzuschneiden, als ihm seine SIM - Karte zu klauen.

In den letzten Jahren hatte er nicht ein einziges Mal mehr eine Nummer gewählt, sondern immer im digitalen Adressbuch den Namen angewählt, den er anrufen wollte. Für Sandra, Constantin, seine Arbeitskollegin Roswitha, seinen Studienfreund Thomas und die anderen engsten Kontakte musste er sogar nur eine Kurzwahltafel drücken. Die einzige Nummer, die er noch auswendig konnte, war die, die ihm jetzt am wenigsten nutzte: seine eigene Mobilfunknummer. Alle anderen hatte er irgend wann unter dem Namen des Teilnehmers abgespeichert und vergessen. Lernen zu vergessen.

Marc überprüfte noch einmal alle Untermenüs seines Handys - Kontakte, gewählte Rufnummern, Anrufe in Abwesenheit, SMS und MMS - , nichts. Irgendjemand in der Klinik musste sein Telefon auf Werkseinstellung zurückgesetzt haben. Bewusst oder aus Versehen. Das Ergebnis war das gleiche - er war von der Außenwelt abgeschnitten. Natürlich gab es noch die Auskunft, doch die würde ihm bei der Geheimnummer von Constantin Senner auch nichts nutzen. Wenn es überhaupt jemanden gab, der ihm jetzt helfen konnte, dann sein Schwiegervater. Einerseits war er selbst betroffen und trauerte ebenso um Sandra wie er, andererseits war er Mediziner. Wenn Marc sich gerade in einem wahnhaften Zustand

befinden sollte, wüsste Constantin, was zu tun war. Sein Freund Thomas würde überfordert mit den Achseln zucken und ihm hilflose Tipps geben, auf die er von alleine gekommen war:

Überprüf die Klinik, in der du heute warst, rede mit der Polizei, hol den Schlüsseldienst für deine Wohnung.

Was nicht so einfach war, wenn man seinen Ausweis in der Wohnung vergessen hatte und offiziell noch nicht umgemeldet war. Der Umzug lag ja erst drei Wochen zurück. Dabei würde Thomas die ganze Zeit auf die Uhr sehen und ihn bitten, nicht so laut zu reden, weil sonst das Baby aufwachen und seine Frau ihm die Hölle heißmachen würde. Marc fragte sich, was es über ihn aussagte, dass es ihm im Laufe der letzten Jahre nicht gelungen war, seine Freundschaften zu pflegen. Eigentlich gab es in seinem Leben nur einen einzigen Kumpel, und der hatte vor sechs Wochen seine Leiche der Wissenschaft gespendet.

Sandra.

Er hatte es nicht fertiggebracht, sie ein letztes Mal in der Pathologie zu besuchen, wo ihr Körper derzeit von Medizinstudenten seziert wurde. Daher gab es bis heute auch noch keinen Termin für ein offizielles Begräbnis.

"Was'n los heute?", schrie der Taxifahrer nach hinten. Auf die Idee, die Lautstärke wieder herunterzudrehen, kam er nicht.

"Was meinen Sie?", fragte Marc verwirrt. "Na im Huxleys. Wer spielt denn?"

Sehe ich aus wie jemand, der auf ein Rockkonzert will? "Keine Ahnung. Ich muss nur schnell noch mal ins Büro." Popeye sah kurz in den Rückspiegel, zog wieder die Nase hoch und gab damit unmissverständlich zum Ausdruck, was er von einem Arbeitsplatz in dieser Lage hielt.

"Ich bin ja ein Asienfreak", erklärte er ungefragt. Anscheinend erwartete er Anerkennung dafür, dass man auch als Bodybuilder einen außergewöhnlichen Musikgeschmack besitzen konnte. Marc versuchte ihn zu ignorieren. Er brauchte seine ganze Kraft, um die Fragen zu sortieren, auf die sein Verstand in den letzten Minuten keine Antwort gefunden hatte: Wieso komme ich nicht in meine Wohnung? Wenn Sandra gestorben ist, wie kann sie mir dann die Tür öffnen? Wenn sie noch lebt, wieso erkennt sie mich dann nicht?

"Was arbeiten Sie denn?", fragte der Fahrer. Jetzt musste er nicht nur gegen die Sitarklänge, sondern auch gegen das unverständliche Zischen der

Funkzentrale anschreien. Kein Wunder, dass ich keinen klaren Gedanken fassen kann.

Zunächst hatte er gleich zu Constantin fahren wollen. Doch dann war ihm eingefallen, dass auf seinem Computer im "Strand" ein komplettes Back-up seines Handyspeichers gesichert war. Außerdem reichten die wenigen Scheine in seiner Brieftasche weder für die lange Fahrt zur Familienvilla nach Sakrow noch zu Constantins Privatklinik an der Heerstraße.

01621 ... ? Marc zermarterte sich den Kopf. Sand ras und Constantins Handynummern hatten die gleiche Vorwahl. Er wusste auch, dass sie jeweils mit einer 66 endeten.

"Die Zahlen des Teufels", hatte Sandra einmal gescherzt. Leider hatte sie ihm keine weitere Eselsbrücke für die vier Ziffern gebaut, die mittendrin fehlten. Er fühlte sich in die Zeit zurückversetzt, in der er mit Benny auf dem Schulhof Fahrradschlösser knacken wollte. Es war völlig ausgeschlossen, zufällig die richtige Telefonnummernkombination herauszubekommen.

Okay, eins nach dem anderen. Du fährst jetzt ins Büro, lädst dein Handy auf, holst dir dein Geld und dann dein Leben zurück. Deine Identität.

Das Taxameter klackte auf zwölf Euro dreißig, und ein Gedanke löste sich in Marcs Gehirn. Er versuchte ihn

zu verdrängen, wusste im nächsten Moment aber, dass er ihm nachgehen musste, wenn er herausfinden wollte, was um ihn herum gerade vorging. Sollte irgendjemand sein Handy manipuliert haben, dann ließ sich das nur mit dem Telefon eines Unbeteiligten überprüfen.

"Entschuldigung?"

Er hielt sein Mobiltelefon so, dass der Fahrer es nicht sehen konnte, und beugte sich nach vorne.

"Könnten Sie mir einen Gefallen tun?"

Popeye nahm sofort den Fuß vom Gas und fuhr rechts ran, obwohl er noch zweihundert Meter von seinem Ziel entfernt war.

"Sie können nicht zahlen?", fragte er misstrauisch und drehte sich um. Marc schob sein Handy unter den Oberschenkel.

"Nein, nein. Ich glaube, ich habe mein Telefon verloren. Würden Sie mich bitte mal anrufen?"

Marc deutete auf das Handy des Fahrers, das neben dem Taxameter in einer Plastikhalterung hing. Es fungierte gleichzeitig als Navigationssystem.

"Verloren? Sie haben doch beim Einsteigen noch damit telefoniert!"

Scheiße. Marc war so durch den Wind, dass er daran gar nicht mehr gedacht hatte.

"Das ist nur mein Zweithandy. Aber mein Blackberry ist verschwunden", log er hastig. Die Skepsis des Taxifahrers war nicht zu übersehen.

"Sind Sie schwul?", fragte er. "Wie kommen Sie denn darauf?"

"Na ja, ist doch ein beliebter Trick. Ich ruf Sie an, damit Sie meine Nummer haben. Aber so einer bin ich nicht. Ich trag zwar gerne mal Leder, aber das heißt nicht ..."

"Nein, keine Sorge. Ich will wirklich nur wissen, ob ich mein Diensthandy irgendwo verloren habe oder ob es noch bei meiner Freundin liegt. Ich würde mich ja selber anrufen, aber bei dem Ding hier ist der Akku leer." Er zog sein Handy wieder unter dem Oberschenkel hervor.

Der Fahrer zögerte noch. "Meine Rufnummer ist sowieso unterdrückt."

"Sehen Sie, dann gibt's ja kein Problem."

Popeye spannte den Bizeps an, schnaubte verächtlich, riss dann aber das Handy beinahe gewaltsam aus der Halterung und tippte die Nummer ein, die Marc ihm diktierte. "Es klingelt", sagte er nach einer Weile und nahm das Telefon vom Ohr.

Marc hörte es leise tuten, obwohl sein Display keinen eingehenden Anruf anzeigen.

Also lag ich richtig. Sie haben einfach die SIM-Karte ausgetauscht. Aber wieso nur?

"Sagten Sie nicht, Sie haben es bei einer Freundin liegen lassen?", unterbrach der Fahrer Marcs Gedanken.

"Ja?"

"Hier ist aber ein Mann dran." "Was?"

Popeye reichte ihm das Handy nach hinten.

"Hallo?", hörte er eine tiefe Stimme mehrfach hintereinander fragen, als er es sich ans Ohr hielt.

"Entschuldigung, ich habe mich wohl verwählt."

"Kein Problem, wen wollten Sie denn sprechen?"

Marc nannte ihm seinen vollen Namen und wollte schon auflegen, als der Mann freundlich zu lachen begann. "Na, dann sind Sie ja doch richtig, Sportsfreund, was gibt's denn?"

"Wie bitte?"

Das Handy drohte ihm aus den schweißnassen Fingern zu rutschen, und sein Puls schien sich auf das Doppelte zu beschleunigen.

"Also, ich bin Marc Lucas", sagte der Fremde am anderen Ende, "mit zwei c." Er kicherte. "Warten Sie bitte kurz, ich bin gleich für Sie da."

Es raschelte, und der Mann sagte dumpf: "Was'n los, Schatz?"

Dann entglitt Marc der Telefonhörer. Kurz nachdem er die Frau im Hintergrund hatte lachen hören.
Sandra.

17. Kapitel

"Hey, Sie kriegen noch Ihr Wechselgeld!", rief ihm der Taxifahrer hinterher, doch Marc drehte sich nicht mehr um. Er musste raus aus dem Auto. Raus an die frische Luft, auch wenn er wusste, dass die seinen Brechreiz nicht mindern würde. Normalerweise überfiel ihn die Übelkeit, kurz nachdem er seine Medikamente genommen hatte. Doch jetzt ging sie einzig und allein auf das Telefonat zurück, das er eben mit dem Unbekannten geführt hatte. Ein Unbekannter, der meinen Namen trägt? Mein Leben lebt?

Das Taxi hatte auf der falschen Seite gehalten. Trotz seiner Müdigkeit versuchte Marc die letzten hundert Meter zu der Ampel zu rennen, die er überqueren musste, wenn er zu seinem Büro wollte, doch schon nach wenigen Schritten bekam er Seitenstechen. Früher hatte er problemlos zehn Kilometer joggen können. Seit dem Unfall schien seine Kondition auf dem Stand eines Krebspatienten zu sein. Und jetzt,

nach all den bisherigen Ereignissen des Tages, war das wohl auch kein Wunder.

Constantin führte seinen schwachen Allgemeinzustand nicht nur auf die Nebenwirkungen der Immunsuppressiva zurück, die verhindern sollten, dass der Splitter in seinem Nacken abgestoßen wird. "Es ist deine Seele, die gerade im untrainierten Zustand einen Marathon laufen will", hatte er ihm erklärt und ihn zu einer psychologischen Behandlung überreden wollen.

Marc presste eine Hand in die Seite und versuchte in den Schmerz zu atmen, so wie es ihm sein Bruder beigebracht hatte. Damals, als sie noch Kinder waren und regelmäßig vor den U-Bahn-Kontrolleuren flüchten mussten, lange bevor der Hass sich zwischen sie gedrängt hatte.

"Ich verliere den Verstand", skandierte er. Bei dem Regen waren nur wenige Passanten unterwegs, und weder der Zeitungsverkäufer noch das Studentenpärchen oder die ausländische Großfamilie wunderten sich über einen kopfschüttelnd vor sich hin murmelnden Mann. Nicht in Berlin. Nicht in dieser Gegend.

"Entweder bin ich verrückt geworden, oder die haben irgendetwas in der Klinik mit mir gemacht", fragte er sich selbst.

Kurz vor der Ampel kam Marc an einer Apotheke vorbei, deren Fenstergitter heruntergelassen waren, in der aber noch Licht brannte. Er sah auf die Uhr. 21.57. Heute Spätdienst, blinkte ein Schild im Schaufenster. Zum ersten Mal seit langer Zeit schien wenigstens eine Kleinigkeit in seinem Leben zu funktionieren.

Ihm blieben noch drei Minuten, um sich die Medikamente zu besorgen. Marc klingelte. Im nächsten Moment trat ein Mann mit einer Plastiktüte hinter ihn und zündete sich eine Zigarette an. Im Spiegelbild der verglasten Tür konnte er erkennen, dass dem Kerl die Nase blutete. Er war höchstens achtzehn Jahre alt, vermutlich jünger. Sein Spiegelbild verschwand, als von innen die verglaste Sprechluke geöffnet wurde und ein müder Apotheker grußlos mit dem Kopf nickte. In der Hand hielt er noch die Fernbedienung, mit der er bis zu dieser ungewollten Störung durch die TVKanäle gezappt hatte. Marc zog den Plastik streifen hervor, aus dem bereits alle Tabletten herausgedrückt waren, und gab ihn dem Mann, der laut dem Schild auf seinem Kittel auf den Namen A. Steiner hörte.

"Axemnosphalt?", las er ungläubig von der Rückseite ab, als hätte Marc nach Heroin verlangt. "Haben Sie dafür ein Rezept?"

Marc schüttelte den Kopf. Bisher hatte er das Mittel immer in der Klinikapotheke nach den Verbandswechseln bekommen.

"Nie was von gehört", sagte der Apotheker und watschelte in halboffenen Gesundheitsschuhen hinter den Verkaufstresen. Marc hörte, wie mehrere Schubladen eines Metallschranks erst auf- und dann wieder zugezogen wurden. "Und bringen Sie mir bitte gleich Aspirin und MCPTropfen mit", rief er ihm hinterher.

Der Halbstarke hinter ihm stöhnte ungeduldig und blies ihm seinen Zigarettenrauch direkt in den Nacken.

A. Steiner hatte seine Suche aufgegeben und kam mit einer kleinen Medikamententüte zur Luke zurück.

"Ich hab nachgesehen. Das haben wir nicht auf Lager. Aber wenn Sie morgen noch einmal wiederkommen, dann könnte ich es bestellen."

Verdammtd. Bis morgen kann ich nicht warten.

Der Apotheker legte das Tütchen mit den anderen Medikamenten auf die Ablagefläche im Guckloch und nahm Marcs EC- Karte entgegen. Er hatte gleich ein Kartenlesegerät mitgenommen, um sich einen Weg zu sparen.

"Nein, ist nur noch ein Penner vor mir. Bin gleich zurück, Baby ... "

Marc drehte sich zu dem Halbstarken um, der gerade mit seiner Freundin telefonierte.

" ... und dann können wir weitermachen, okay?"
Weitermachen? Was beginnt denn damit, dass man sich die Nase bricht?

"Haben Sie noch eine andere?", hörte er den Apotheker fragen und beugte sich wieder zum Guckloch.

"Wieso?"

A. Stein er zeigte ihm das Display seines Lesegeräts.
Karte ungültig.

"Das kann nicht sein, die ist brandneu." Marc gab ihm seine American Express, doch auch die wollte das Lesegerät nicht akzeptieren, und jetzt wurde der Apotheker ungeduldig.

"Oder Sie müssen bar bezahlen, Dr. Lucas. Vierzehn fünfundneunzig."

"Oder Sie schieben Ihren Arsch zur Seite und lassen endlich mal einen Notfall ran", schimpfte es hinter ihm. Doch Marc reagierte weder auf A. Steiner noch auf die blutende Rotznase. Denn in diesem Augenblick sah er in der reflektierenden Scheibe, wie auf der gegenüberliegenden Straßenseite das Licht in einem Ladengeschäft ausging.

Im "Strand"! In seinem Büro.

"Bin gleich wieder da", sagte er und griff sich die Medikamententüte aus der Ablage

"Hey!", schrie der Apotheker entsetzt.

"Keine Sorge, ich arbeite hier. Ich hole das Geld schnell von da drüben, okay?"

Er konnte jetzt nicht lange diskutieren. Er musste in sein Büro, zu seinem Schreibtisch. Dort hatte er alles, was er benötigte, um den Weg in sein Leben zurückzufinden:

Bargeld in der abschließbaren Schublade und seine Telefonnummern im Computer.

Also rempelte er den Halbstarken zur Seite und rannte über die Karl-Marx-Straße, die trotz der späten Uhrzeit noch so befahren war wie die Hauptverkehrsstrecke einer Kleinstadt.

"Hallo!", rief er schon von der Mittelinsel der Fahrbahn aus. Ein Sportwagen fuhr mit Absicht durch eine Pfütze und spritzte die Unterschenkel seiner Jeans nass. Er nahm es gar nicht zur Kenntnis, sondern rief ein zweites Mal nach dem Mann, der gerade vor der Ladentür zu seinem Büro kniete und ein Vorhängeschloss an dem heruntergelassenen Rollladen anbringen wollte.

Der Kerl trug ein schwarzes Regencape, das ihm wie eine Mönchskapuze über dem Kopf hing, deshalb konnte er selbst auf kurzer Distanz sein Gesicht nicht

erkennen. "Hey, ich rede mit Ihnen!", rief Mare, als er endlich vor ihm stand. "Wer sind Sie?"

"Ach, Sie meinen mich?" Der Mann sah auf.

Er war etwa Anfang dreißig, hoch gewachsen und trug eine ausgebliechene Jeans und Turnschuhe, in die Marcs Füße quer hineingepasst hätten. Damit ihm die Regentropfen nicht direkt in die Augen fielen, schirmte er sein Gesicht mit der flachen Hand ab.

"Was gibt es denn?", fragte er nicht unfreundlich und stand auf, er überragte Marc um mindestens zwei Köpfe.

"Wer sind Sie?"

"Wer will das wissen?"

"Der Büroleiter von dem Laden, den Sie gerade abschließen, und da ich Sie nicht kenne, frage ich mich, was Sie hier zu suchen haben? Wer hat Ihnen den Schlüssel gegeben?" Der Mann sah erst nach rechts, dann nach links, als suche er nach Zeugen für diese Unterhaltung, dann grinste er spöttisch auf Marc hinab.

"Welchen Tag haben wir heute?"

"Den zwölften November. Was hat das mit meiner Frage zu tun?"

"Ich dachte schon, es ist der erste April."

Marc sah irritiert dabei zu, wie der Fremde nach einer Collegemappe griff und sich dann von ihm abwandte.

"Wollen Sie mich verarschen?"

Der Mann sah kurz über die Schulter. "Sie haben doch damit angefangen."

Er entfernte sich immer mehr vom "Strand", und Marc hatte große Mühe, mit dem Unbekannten Schritt zu halten.

"Halt, bleiben Sie stehen. Oder ich hole die Polizei!", rief er und fühlte sich selbst ein wenig lächerlich dabei.

"Um was zu tun?"

"Um einen Einbruch in mein Büro zu melden." "In Ihr Büro?"

"Ja."

Der Hüne blieb stehen.

"Wieso passiert mir das alles an einem einzigen Tag?", fragte er sich selbst und sah in den dunklen Himmel nach oben. Die Wassertropfen, die ihm in sein unrasiertes Gesicht fielen, schienen ihm jetzt nichts mehr auszumachen. Marc beschlich das unbestimmte Gefühl, den Kerl schon einmal gesehen zu haben.

"Guter Mann, ich bin hier der Büroleiter. Und ich habe keine Ahnung, wer Sie sind."

"Das ist lächerlich", rief Marc und kramte sein Schlüsselbund hervor.

Dann rannte er zehn Schritte zum Büro zurück, während der Unbekannte kopfschüttelnd im Regen stehenblieb. "Mein Name ist Marc Lucas, und ich ... "

Er stockte und sah ungläubig auf das ausgewechselte Vorhängeschloss. Er brauchte es gar nicht erst zu versuchen. Zu diesem großen Zylinder besaß er kein passendes Gegenstück. Trotzdem probierte er einen Schlüssel nach dem anderen aus, so lange, bis er die Stimme direkt hinter sich hörte.

"Marc Lucas?" Er nickte.

"Nie gehört." Marc stand auf.

"Okay, dann rufen Sie Rosi an." "Rosi?"

"Meine Assistentin. Sie schmeißt den Bürokrat hier."

"Nein, Sie irren sich. Hier arbeitet weder ein Marc Lucas noch eine ... "

"Jetzt hab ich aber langsam die Schnauze voll", unterbrach Marc ihn barsch. "Ich verlange auf der Stelle, dass Sie Roswitha Bernhard anrufen."

"Okay, okay." Der Mann hob beschwichtigend beide Hände und zog sein Handy hervor. Ganz offensichtlich hatte er einen Grundkurs in Deeskalationsstrategien absolviert und versuchte auf die leicht erfüllbaren Forderungen seines unberechenbaren Gegenübers einzugehen. "Verraten Sie mir einfach Rosis Nummer", bat er.

Marc griff sich an den Nacken und blinzelte.

Die Nummer. Verdammt. Selbst bei meiner eigenen bin ich mir ja nicht mehr sicher.

"Ich weiß sie nicht", gestand er nach einer längeren Pause, in der auch der Regen nachließ. Alles schien stillzustehen. Das Wetter, der Verkehr, die Zeit. Nur sein innerer Schmerz floss weiter.

"Ist Ihnen etwas zugestoßen?", hörte er den Mann wie aus weiter Entfernung fragen. Er klang auf einmal ernsthaft besorgt.

"Ich ... ich weiß es nicht."

"Sie sehen wirklich nicht gut aus. Ihre Augen ... haben Sie das mal untersuchen lassen?"

"Nein, das sind nur die Nebenwirkungen ..." "Sie nehmen Medikamente?"

Ein Hauch des Verstehens mischte sich in die Stimme des Fremden.

"Ja, aber das ist nicht das Problem", versuchte Marc ihm seine trügerische Erkenntnis zu nehmen.

Ich bin kein Psycho.. Zumindest war ich es heute Morgen noch nicht.

Er zuckte zusammen, als er die Hand auf seinem Unterarm spürte.

Der Riese wirkte zwar wie ein Basketballsportler, musste aber gleichzeitig Raucher sein. Er stand so dicht bei ihm, dass Marc den Nikotingeruch wahrnahm, der sich in seinen Kleidern verfangen hatte.

"Passen Sie auf", sagte der angebliche Büroleiter freundlich. "Es ist mein Job, mich um die Sorgen anderer Menschen zu kümmern, und ich habe heute schon einmal versagt. Vielleicht kann ich ja wenigstens Ihnen helfen? Was halten Sie davon, wenn ich meine Frau noch eine weitere halbe Stunde warten lasse und Sie in der Zeit nach Hause bringe?"

Nach Hause.

Marc lachte verzweifelt auf, doch der Fremde ließ nicht locker.

"Gibt es jemanden, den ich für Sie kontaktieren kann?" Sein Blick fiel auf Marcs Ehering. "Sie sind verheiratet?" Marcs Lachen wurde noch lauter, noch verzweifelter. Dann hörte er abrupt damit auf und zeigte auf die Tür hinter sich.

"Nein, ich will nirgendwohin. Ich muss nur da rein." Das Lächeln des Anzugträgers verschwand.

"Tut mir leid. Das darf ich nicht. Fremden ist der Zutritt zum >Strand< außerhalb der Öffnungszeiten nicht gestattet. Aber ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Wir fahren jetzt in eine Klinik ... "

Nein. Kein Krankenhaus.

" ... und dort kommen Sie erst mal zur Ruhe und ... "

Nicht. Ich will nicht noch mal ... obwohl.

" ... man wird Sie durchchecken ... "

Warum nicht? Die Klinik.

Marc drehte sich seitwärts und sah zur gegenüberliegenden Straßenseite, wo der Apotheker vor die Tür getreten war und ihm etwas Unverständliches zuriel, was vermutlich bedeutete, dass er endlich sein Geld sehen wollte. Doch das müsste er später klären. Schließlich hatte der Mann seine Kreditkarten. Er würde ihn morgen bezahlen. Die restlichen fünfzehn Euro in seiner Tasche reichten gerade einmal aus, um sich aus dem Wahnsinn hier zu befreien.

Verdammtd, wieso habe ich mir nur die Nummer der Krankenschwester nicht notiert? Leana Schmidt?

Er hatte gar nicht richtig zugehört, als sie ihm vorhin ihre Telefonnummer gesagt hatte, und Marc konnte es nun nicht mehr fassen, dass er vor einer halben Stunde eine Frau abgewimmelt hatte, die fünfzehntausend Euro bei sich trug und seine Identität bestätigen konnte.

"Okay, kommen Sie mit", sagte er zu dem Mann und packte ihn am Ärmel.

"Was? Wohin?" Er versuchte Marc abzuschütteln, aber der hatte sich in dessen Regenjacke verkrallt.

"Wir gehen zur Polizei. Gemeinsam."

"Auf gar keinen Fall."

"O doch. Genau das tun wir, und dann werden wir ja sehen, wer von uns beiden medizinische Hilfe braucht." "Ich sagte nein. Nicht schon wieder."

Für einen Augenblick war Marc so verwirrt, dass er den Ärmel losließ.

"Schon wieder?", wiederholte er.

"Ich hatte heute schon den ganzen Tag mit der Bullerei zu tun und bin froh, die endlich los zu sein."

"Die Polizei war schon hier?" Marc deutete auf den Eingang zum "Strand". "Im Büro?"

"Na klar, schauen Sie sich mein Gesicht doch mal genauer an." Der Mann zog sich das Regencape vom Kopf. "Erkennen Sie mich nicht?"

Doch, aber ich weiß nicht, woher.

"Haben Sie heute keine Nachrichten gesehen?" "Nein, wieso?"

"Sie Glücklicher. Dann ist Ihnen die Geschichte von Julia erspart geblieben."

"Julia?"

"Das Selbstmordmädchen vom Freibad Neukölln."

Der Mann zog sich die Kapuze wieder enger um den Kopf und ging in der typischen geduckten Haltung zu groß gewachsener Männer zu seinem Auto am Straßenrand.

Marc blieb stehen und hatte das Gefühl, mit dem Fremden bewege sich auch ein weiterer Teil seines Lebens von ihm weg.

"Was ist mit ihr geschehen?", rief er ihm hinterher.
"Sagen Sie es mir: Was ist passiert?"

Der Mann hatte die Hand bereits an der Autotür, als er sich ein letztes Mal umwandte und ihn mit müden Augen ansah, aus denen eine so tiefe Traurigkeit sprach, wie Marc sie nur selten gesehen hatte.

"Ich konnte es verdammt noch mal nicht verhindern", sagte er und trat gegen den Reifen seines Wagens. Seine Stimme wurde von dem rauschenden Verkehr hinter ihm fast vollständig verschluckt.

"Julia ist einfach gesprungen."

18. Kapitel

Das, woraus ein Mensch seine stärkste Kraft schöpft, ist zugleich seine empfindlichste Schwachstelle - seine Familie. Nicht ohne Grund ist es in Teilen der Mafia üblich, nicht den Feind selbst zu töten, sondern all die, die dem Verräter etwas bedeuten: seine Eltern, Freunde, die Ehefrau und natürlich die Kinder. Vor allem die Kinder, sie sind die Achillesferse eines Mannes. Besonders wenn es Mädchen sind, so wie bei

Ken Sukowsky. Zwei von ihnen, die Fünf- und die Siebenjährige, hatten am Nachmittag im Vorgarten mit Laub gespielt, es zu kleinen Häufchen zusammengeharkt und sich immer wieder damit beworfen. Die Kleinste hatte ihren Geschwistern, in einen dicken Bademantel gehüllt, vom Fenster aus dabei zusehen müssen. Sie war erkältet und deshalb lieber im Warmen geblieben. Zumal vermutete Benny das, der das kleine Haus der Sukowskys seit dem frühen Nachmittag beobachtete. Mittlerweile war es dunkel geworden, doch in allen Etagen brannte noch Licht.

Lange kann es nicht mehr dauern ...

Benny warf einen letzten Blick auf den zerknitterten Zettel in seiner Hand; die Liste, die er in den letzten Tagen in der Klinik angefertigt hatte. Er hatte sie mit Wachsmalstiften schreiben müssen, weil Patienten keine spitzen Gegenstände erlaubt waren. Seit der Anhörung, in der seine Entlassung beschlossen wurde, hatte er den Zettel so oft zusammen- und wieder auseinandergefaltet, dass er an den Kanten bereits brüchig wurde. Jetzt war er erst wenige Tage in Freiheit, aber zwei von den zehn Namen darauf waren bereits durchgestrichen.

Benny legte das dünne Papier zurück in das Handschuhfach. Dann zog er die rechte Schulter nach

unten und hielt den Kopf schräg, bis die Nackenwirbel knackten. Die Verspannungen hielten sich in Grenzen. Der Mietwagen, den Valka ihm besorgt hatte, eignete sich perfekt für diese Observierung. Die Sitze ließen sich mit einem Knopfdruck in Liegeposition bringen, er war mit einer Standheizung ausgestattet, und außerdem passte er gut ins Westend: weder zu edel noch zu billig, um zwischen den Möchtegern-Geländewagen und Limousinen hier aufzufallen.

Benny gähnte. Wie immer kam sein Geist trotz der langen Wartezeit nicht zur Ruhe, und er dachte darüber nach, wie es so weit mit ihm und Valka hatte kommen können.

Ihre gemeinsame Geschichte war typisch für Berlin, die Stadt der pubertären Träume. Denn wer hier in der Hauptstadt, im Armenhaus der Nation, Karriere machen wollte, hatte kaum die Chance auf einen Job in der Hochfinanz, dem Industriemanagement oder in einer der großen Anwaltssozietäten. Besser bezahlte Berufe gab es in etwa genauso häufig wie hundekotfreie Straßenzüge. Hin und wieder, im Lichtermeer am Potsdamer Platz oder hier draußen am Grunewald etwa, konnte man erahnen, wie es überall aussehen könnte, wenn nicht jeder Vierte von der Stütze leben und vierzig Prozent der Kinder unter die Armutsgrenze fallen würden. Kinder, die - wenn

überhaupt - nur von einer Karriere träumen konnten, mit der man auch ohne Schulabschluss reich wurde, schnelle Autos fuhr und viele Frauen abschleppte; einer Karriere auf dem Fußballplatz oder - so wie bei ihm - im Musikgeschäft.

Benny schloss die Augen und dachte an jene Zeit zurück, die auch seine Gegenwart bestimmte. Anfangs hatte Marc ihn nicht in der Band haben wollen. Mehr aus Prinzip, denn dass Benny weder singen noch ein Instrument spielen konnte, war kein Argument, hatte das doch auch die anderen Mitglieder nicht davon abgehalten, sich an den Hits von The Cure, Depeche Mode und anderen Vorbildern zu vergehen. Sie nannten sich N.R., die New Romantics, schminkten sich wie Robert Smith und probten jeden zweiten Abend in dem Keller eines Bestattungsunternehmens. Das Geschäft gehörte Karl Valka, Eddys Vater, der ihnen einen Raum neben seinem Leichenkeller zur Verfügung gestellt hatte. Im Gegenzug mussten sie seinen übergewichtigen und jähzornigen Sohn als Schlagzeuger dulden, auch wenn dieser viel lieber singen wollte. Doch der Platz vor dem Mikrophon war schon an Marc vergeben, dessen Stimme bei weitem nicht perfekt, aber immer noch harmonischer war als die von Valka. Im ersten Jahr spielten sie so schlecht, dass Eddys Vater witzelte, sie würden sein Geschäft

ruinieren, wenn sie die Toten wieder aufweckten. Dann kamen die ersten Auftritte in der Schule, auf privaten Feten und auf Betriebsfesten. Sie wurden nicht besser, aber bekannter - und damit begann das Elend.

Damals gab es noch keine Gangs nach amerikanischen Vorbildern. Niemand hatte Schusswaffen, und Straßenkämpfe wurden mit Fäusten und nicht mit Messern ausgetragen. Aber mit jedem Konzert wuchs die Rivalität zu den anderen Schülerbands. Ganz besonders heftig war die Konkurrenz zu den Psychs, deren Sound mehr nach Baustellenlärm als nach Rockabilly-Musik klang. Gleichzeitig avancierte Benny immer mehr zum Außenseiter, je beliebter sein Bruder wurde. Mit den langen Wimpern, den gelockten Haaren und den weichen Gesichtszügen sah Benny aus wie das perfekte Opfer; jemand, der besser auf den Platz eines Zehlendorfer Tennisclubs als vor den Tischkicker eines Neuköllner Jugendfreizeitheims gehört hätte. Früher hatte Marc versucht, ihn zu schützen; hatte ihn unabhängig von seinem eigenen Stundenplan auf dem Schulweg mit der U-Bahn begleitet. Doch nun konnte er nicht mehr immer zur Stelle sein. Schon gar nicht, wenn sie probten oder einen Auftritt hatten. Und so kam es, wie es kommen musste. Eines Abends wurde Benny von zwei Mitglie-

dern der Psychs verdroschen. Es dauerte eine Woche, bis er wieder gehen konnte. Eine weitere, bis sein ausgerenkter Kiefer nicht mehr schmerzte.

Marc tobte vor Wut. Die Schweine hatten sich das schwächste Glied in der Kette ausgesucht. An jenem Tag erarbeitete er mit Valka zwei folgenschwere Pläne, mit denen die Tragödie ihren Lauf nahm: Zum einen machten sie Benny zum Mitglied der Band. Er konnte zwar kein Instrument halten, seine Begabung lag, wenn überhaupt, auf dem Gebiet der bildenden Kunst, aber das war auch gar nicht nötig. Ausgerechnet Valka erkannte, dass man Bennys feinfühlige Intelligenz besser nutzen konnte, wenn er ihre Auftritte organisierte, die Gelder verwaltete und mit den Konzertveranstaltern abrechnete. Und so wurde der kleine, sensible Bruder ihr Manager, der ganz nebenbei die melancholischen Texte zu ihren Eigenkompositionen schrieb, auch wenn darauf natürlich niemand achtete. Darüber hinaus verpflichteten sie die stärksten Jungs ihrer Schule als Rausschmeißer, um während ihrer Konzerte vor und hinter der Bühne für die Sicherheit zu sorgen. Das war der Beginn von Valkas Karriere in der Türsteherszene, in der Benny später seinen Platz als Buchhalter finden sollte.

Benny öffnete die Augen und schrak zusammen, als er im Haus eine Bewegung bemerkte.

Okay, es geht los.

Im Wintergarten, der als Arbeitszimmer genutzt wurde, stand ein rundlicher Mann vom Schreibtisch auf.

Benny nahm sich eine Zeitung vom Beifahrersitz und drehte sie um.

"Der Tod steht vor der Tür"

lautete die passende Schlagzeile auf der letzten Seite. Im schwachen Licht, das von der altmodischen Straßenlaterne in seinen Wagen fiel, konnte man kaum ein Wort des Artikels entziffern, was aber auch nicht nötig war. Er kannte ihn auswendig, und er verstand Eddys Wut. Valkas Name wurde darin kein einziges Mal erwähnt, aber es gab keinen Zweifel, wen der Enthüllungsjournalist im Visier hatte. Ken Sukowsky machte seine Hausaufgaben gründlich. Und vermutlich unterbrach er sie gerade nur für einen kurzen Gutenachtkuss, den er seinen Liebsten gab, bevor er einen weiteren Enthüllungsartikel schrieb.

Benny legte die Zeitung wieder beiseite und wartete noch eine halbe Stunde. Nachdem alle Lichter bis auf das in Kens Arbeitszimmer erloschen waren, stieg er aus. Er zögerte, als er Ken mit einem Whiskeyglas in der Hand in das erleuchtete Zimmer zurückgehen sah.

Zurück an seinen Schreibtisch. Doch dann erinnerte er sich wieder an Valkas Worte und gab sich einen Ruck.

"Neunzigtausend Euro, Benny. Du hast mich vor vier Wochen angerufen, und ich habe dir den Gefallen getan. Die eine Hälfte habe ich zu dir in den Psychoknast geschmuggelt. Die andere auf dieses tschechische Konto von diesem beschissen Arzt transferiert. Genau so, wie du es wolltest."

Benny öffnete das Gartentörchen und lief an den Laubhäufchen vorbei. Mit jedem Schritt schoss ihm der Schmerz in den rechten Unterschenkel.

"Ich hab dich gleich gewarnt, das geht schief Aber du hast ja nicht auf mich hören wollen, und jetzt ist der Zaster weg."

Benny blieb vor der Haustür stehen.

"Du bist reingelegt worden - mit meinem Geld. Aber ich mag dich, Benny. Du hast dich lange Zeit um meine Bücher gekümmert und mich dabei nie beschissen. Deshalb gebe ich dir die Chance, deine Schulden abzuarbeiten."

Benny klopfte leise. Einmal. Dann, nach einer kurzen Pause, ein zweites Mal.

"Sorg dafür, dass Sukowsky keine Scheiße mehr über mich schreiben kann."

Als er das Rollen des Schreibtischstuhls im Wintergarten hörte, zog er die Gartenschere aus seiner Jackentasche. "Mach ihn alle."

Er zählte von zehn langsam rückwärts. Bei vier öffnete sich die Tür.

"Ken Sukowsky?"

Der Mann sah ihn verwundert an, wirkte aber nicht unfreundlich. "Ja bitte?"

"Und bring mir als Beweis alle Scheißfinger, mit denen er alle seine Scheißartikel über mich schreibt."

"Sind Sie liegen geblieben? Kann ich Ihnen helfen?"

"Nein."

Benny schüttelte den Kopf und drückte die Gartenschere zusammen. An einer der beiden Klingen klebte noch das Blut von Valkas letztem Folteropfer im Hinterzimmer des Blumenladens. .

"Betrachte es als eine HSP- Therapie, Kleiner. Du musst deine Wut einfach mal rauslassen, dann klappt das schon." "Mir ist nicht mehr zu helfen. Es tut mir leid." Mit diesen Worten drängte Benny in die Wohnung hinein.

19. Kapitel

Ein anderes Taxi, eine neue Fahrerin. Immer noch der gleiche Alpträum. Marc kurbelte das Fenster etwas

herunter, um frische Luft in den Wagen zu lassen, und schloss es sofort wieder, weil er jetzt die Frau am anderen Ende der Leitung kaum noch verstehen konnte, deren Telefonnummer er über die Auskunft erhalten hatte.

"Es tut mir leid, aber dazu bin ich nicht befugt."

"Ich bin sein Schwiegersohn."

"Was ich am Telefon leider nicht erkennen kann, Dr. Lucas."

Marc stöhnte entnervt auf und starrte mit leerem Blick in das Fahrzeug, das neben ihnen vor einer Ampel zum Stehen gekommen war. Zwei Kinder streckten ihm von der Rückbank aus die Zunge heraus und lachten, als er sich abwendete.

"Dann piepsen Sie ihn bitte an", bat er.

"Das hat leider keinen Sinn, denn Professor Senner operiert gerade. Und damit habe ich Ihnen schon mehr gesagt, als mir erlaubt ist."

Das darf doch nicht wahr sein.

Er kannte die Aufnahmeschwester, nicht zuletzt von seinen Verbandswechseln. Er wusste, dass sie sich einen Hund hielt, jeden Fingernagel ihrer rechten Hand in einer anderen Farbe lackierte und beim Telefonieren die Buchstaben ihrer Aufnahmeformulare ausmalte. Sicher wusste sie auch, wer er war. Trotzdem behandelte sie ihn am Telefon wie

einen Fremden. Höflich, aber distanziert. Und je mehr er drängte, desto mehr verschwand die aufgesetzte Fröhlichkeit aus ihrer Stimme.

"Okay, können Sie ihm wenigstens ausrichten, er möge mich anrufen, sobald er aus dem OP draußen ist? Es ist ein Notfall."

Marc wollte gerade auflegen, als ihm auffiel, was er vergessen hatte. "Moment noch, bitte. Sehen Sie meine Telefonnummer im Display?"

"Nein. Sie ist unterdrückt."

Mist. Unter meiner alten Nummer erreicht er mich ja nicht mehr.

"Aber wenn der Professor wirklich Ihr Schwiegervater ist, dann wird er ja wohl Ihre Handynummer kennen." Der Zynismus in der Stimme der Krankenschwester war jetzt nicht mehr zu überhören.

"Ja, sicher."

Marc beendete die Verbindung, legte den Kopf gegen die Kopfstütze des Vordersitzes und massierte sich beide Schläfen. Weder das kühle Lederimitat noch der sanfte Druck seiner Daumen halfen, den Kopfschmerz zu reduzieren. Warum hatte er bloß Aspirin plus C gekauft und nicht ein Schmerzmittel, für das man kein Wasser benötigte.

"Alles okay dahinten?"

Marc lachte lautlos.

Alles okay?

Ja, wenn man davon absah, dass ein Mädchen, dem er heute Mittag das Leben gerettet hatte, gestorben war, während seine Ex-Frau noch lebte, die bis vor kurzem im Leichenschauhaus gelegen hatte, ihn aber nicht mehr kannte, ja, dann war alles bestens.

"Kennen Sie die Tage, an denen die Welt sich in die andere Richtung zu drehen scheint?", fragte er und nahm zum ersten Mal von seiner Fahrerin Notiz. In einer Kontaktanzeige hätte sie ihre Figur vermutlich als "fraulich, mit den Rundungen an den richtigen Stellen" beschrieben. In Wahrheit füllte sie den Sitz von der Tür bis zum Schaltknüppel aus.

"So wie in dem Spruch: >Haltet die Erde an, ich will aussteigen<?", antwortete sie.

Ihr Lachen war sympathisch und passte zu den farbenfrohen Stoffbahnen, die sie sich um den Körper geschlungen hatte. Marc tippte auf einen afrikanischen Ursprung ihres Wickelkleids, der zu den drei Rastazöpfchen passen würde, die ihr vom Nacken nach unten baumelten.

"O ja, ich weiß, wovon Sie reden, Mann."

Ja, sicher weißt du das.

Der Wagen bremste abrupt ab, weil ein Pärchen unbedingt den Bus auf der gegenüberliegenden Seite erreichen wollte und ihnen vors Auto gesprungen war.

"Gestern erst hatte ich einen Opa hier sitzen. Niedlicher alter Kerl. Ende siebzig, schätze ich. Während der Fahrt hat er plötzlich vergessen, wo er hin will."

Okay, vielleicht hast du doch so eine ungefähre Vorstellung.

"Schlimmer noch. Er wusste nicht einmal mehr, dass er im Taxi saß. Er dachte, ich entführ ihn oder so was."

"Was haben Sie getan?", fragte Marc und sah wieder aus dem Fenster. Die Leuchtreklame einer Autovermietung flog an ihm vorbei.

"Kindchen, wenn ich eines im Leben gelernt habe, dann das: Wenn andere verrückt werden, musst du normal bleiben."

Sie hupte zweimal, um einen Kollegen zu grüßen, der vor ihr in die Friedrichstraße einbog.

"Ich hab einfach nicht auf Opas Gebrüll geachtet und ihn genau dort hingefahren, wo er ursprünglich hinwollte.

Ganz normal also. Zum Glück wartete dort seine Tochter auf ihn."

Sie hielt in zweiter Reihe und sah in den Rückspiegel.

"Alzheimer. Man lernt jeden Tag neue Menschen kennen, was?"

Sie lachte so laut, als hätte sie den abgestandenen Scherz gerade erst erfunden. Dann sah sie

misstrauisch zum Seitenfenster raus. "Sagten Sie Französische 211 ?"

Das Auto ruckte, als sie sich nach hinten umdrehte.
"Ja, wieso?"

"Dann hoffe ich, Sie haben einen Helm dabei."

Sie kicherte und griff zum Quittungsblock. Marc winkte ab und gab ihr das letzte Geld aus seiner Brieftasche. Dann stieg er aus, um sich zu vergewissern, dass er keiner optischen Täuschung unterlag. Denn was er vom Taxi aus gesehen hatte, war so unglaublich, dass er es aus nächster Nähe begutachten musste.

Das Loch.

Je näher er dem Zaun kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Schließlich waren sie so zögerlich, als ginge er auf eine ungesicherte Steilküste zu. Und in einem übertragenen Sinne tat er das auch.

Der Wind blies ihm ins Gesicht, und der Regen trübte seine Sicht. Jedoch nicht so stark, um nicht die Hausnummern der Geschäftshäuser lesen zu können, die sich zu seiner Rechten und Linken erstreckten. Marc schauderte. Das ist unmöglich.

Links 209. Rechts 213.

Er trat noch einen weiteren Schritt näher und konnte nun fast mit seiner Nasenspitze das Verbotsschild berühren, das vor dem Betreten der Baustelle warnte.

Dann sah er wieder nach links, zu dem Sitz der Wirtschaftskanzlei mit der Hausnummer 209. Dann nach rechts, zum Gebäude der Privatbank. Schließlich starrte er nach unten. In die sieben Meter tiefe Baugrube, an deren Stelle sich heute Mittag noch die Hausnummer 211 befunden hatte - die Bleibtreu-Klinik, die nun ebenso verschwunden war wie der letzte Rest an Normalität in seinem in tausend Teile zersplitterten Leben.

20. Kapitel

Bevor Marcs Vater im Alter von siebenundfünfzig Jahren an Leberversagen starb, war er Unternehmensberater, Künstlermanager, Besitzer mehrerer Hotel- und Kasinokomplexe in Südafrika, Vater zweier unehelicher Kinder, Alkoholiker, Komponist, Comiczeichner, Bodybuilder und sogar ein Starautor gewesen, der seine weltweiten Erfolge unter Pseudonym feierte. Alles nebenberuflich zu seiner Tätigkeit als Winkeladvokat. Und alles nur in seiner Phantasie.

Natürlich hatte Frank Lucas niemandem in der Familie von den Erlebnissen in seiner Scheinwelt erzählt. Ebenso wenig wie er Marc, Benny oder seine

Ehefrau davon unterrichtet hatte, dass die kleine Kanzlei, zu der er jeden Morgen mit einer leeren Aktentasche aufbrach, schon längst in den roten Zahlen stand, nachdem sich seine Aussetzer wiederholt in seinen Schriftsätze wiedergefunden hatten. Doch immerhin war es ihm gelungen, sich trotz seiner schizoiden Störungen noch zweieinhalb Jahre mit einigen leichtgläubigen Klienten über Wasser zu halten.

Selbst Anita, die Kanzleisekretärin, kam bis kurz vor seinem Ende halbtags und arbeitete nahezu kostenfrei, bis auch sie begriff, dass sie niemals an dem anstehenden Bauprojekt in Brasilien finanziell beteiligt werden würde, weil auch das nur in der Phantasie ihres überschuldeten Arbeitgebers existierte.

Das alles, Frank Lucas' schizoide Störung und die desaströse finanzielle Lage der Familie, waren erst ans Licht gekommen, als eines Tages die Polizei klingelte, um Marcs Schwester noch einmal wegen der Vergewaltigung zu befragen. Die Beamten waren mit der Reaktion der Familie überfordert. Denn es gab weder einen Vergewaltiger noch eine Schwester. Frank hatte seine Lügen zum ersten Mal im Leben dem Falschen erzählt.

Natürlich hatten sie alle etwas geahnt. Weder den Kindern noch der Mutter waren seine Stimmungsschwankungen, seine Schlaflosigkeit, die fortwährenden Schweißausbrüche und sein Hang zur Dramatisierung entgangen. Doch liebten sie ihren Vater und Ehemann nicht zu einem Teil auch deshalb, weil er es mit der Wahrheit nicht so genau nahm? Wegen seiner phantasievollen, romantischen, unglaublichen Geschichten, mit denen er das Herz seiner Frau erobert hatte und denen Marc und Benny als kleine Jungen mit offenem Mund auf dem Hochbett gelauscht hatten? Und musste ein guter Anwalt nicht hin und wieder lügen, um seine Klienten herauszuboxen?

Aus Furcht vor der Wahrheit scheute sich die ganze Familie davor, die Darstellung seiner Wochenerlebnisse beim Sonntagsessen zu hinterfragen. Und seine Frau brachte immer öfter heimlich die leeren Flaschen zum Altglascontainer, damit weder die Kinder noch die Nachbarn etwas mitbekamen. Dennoch wollte sie nie glauben, ihr Mann könne ein Alkoholproblem haben, und mittlerweile war Marc sich dessen auch nicht mehr so sicher.

Später hatten ihm die Ärzte zwar erklärt, der in Schüben aufgetretene übermäßige Alkoholkonsum sei

die Ursache seiner Wahnvorstellungen gewesen. Doch Marc hielt es umgekehrt für wahrscheinlicher. Sein Vater hatte sich nie in eine Scheinwelt gesoffen. Er hatte die ganze Zeit in ihr gelebt und nur in den lichten Momenten zur Flasche gegriffen, in denen die Qualen der Selbsterkenntnis unerträglich geworden waren. Marc hatte sich oft gefragt, was es wohl Schrecklicheres geben könnte als den Moment, in dem der Vorhang der Illusion zur Seite gezogen wird und einen Blick auf die dahinterliegende grausame Wirklichkeit freigibt. Der Moment, in dem man sich nichts mehr wünscht als eine schnelle Rückkehr in die gewohnte Welt. Selbst wenn diese gar nicht existiert.

Hast du das hier auch durchgemacht, Papa?

Marc atmete tief durch und hielt sich wie ein erschöpfter Langstreckenläufer am Maschendrahtzaun der Baustellenabsperrung fest. Selten hatte er sich seinem Vater so nahe gefühlt wie jetzt. Vielleicht hatten die Ärzte sich ja auch darin geirrt, als sie behaupteten, die Störung seines Vaters wäre nicht vererblich. Möglicherweise war er nicht der Mensch, der er zu sein glaubte? Vielleicht war er, Marc Lucas, nie verheiratet, niemals ein werdender Vater und auch niemals in dieser Bleibtreu-Klinik gewesen? Und die Stimme, die er gerade hinter sich hörte, existierte nur in seinem Kopf ...

"Entschuldigen Sie bitte?"

Die Frau klang unsicher, ähnlich wie ein Bettler, der schon zu oft zurückgewiesen worden ist, um noch ernsthaft mit einer kleinen Spende zu rechnen. Er wandte den Kopf und erkannte auf den ersten Blick, dass mit der übergewichtigen Person etwas nicht stimmte. Die Frau leckte sich mit der Zunge über die Oberlippe und zog nervös an ihren zerkratzten Fingern.

"Was?", fragte er kurz angebunden. Er war jetzt unmöglich in der Verfassung, einer Obdachlosen behilflich zu sein. Sie wich einen Schritt zurück und hielt sich nun ebenfalls an dem Maschendrahtzaun fest. In dem Zwielicht hier draußen war der Grad ihrer Verwahrlosung nur schwer zu erkennen. Die schwarzen, Schulterlangen Haare konnten fettig oder nur feucht sein. Gleiches galt für den weißen Daunensteppmantel, in dem sie ihrer Leibesfülle wegen einem Werbemaskottchen für Autoreifen ähnelte.

"Darf ich Ihnen eine Frage stellen?", fragte sie leise, als fürchte sie sich vor der Antwort. Sie trat in den Lichtkegel einer Baustellenlampe, die alle zwei Meter am Zaun aufgehängt waren, um vor der Baugrube zu warnen. Nun ließen ihr aufgedunsenes Gesicht und die wunden Hände keinen Zweifel mehr an ihrer

seelischen Verfassung. Die Frau mit dem Doppelkinn und der sandfarbenen Kassenbrille stand unter starken Medikamenten - oder litt im Gegenteil an deren Absetzen.

"Besser nicht." Marc sah demonstrativ nach oben, als interessiere er sich für den Schwenkkran. In der leeren Führerkabine brannte noch Licht. Wenn er sich nicht ohnehin schon schwindelig gefühlt hätte, wäre er vom bloßen Hinsehen seekrank geworden.

"Sind Sie auch in dem Programm?", fragte die schüchterne Stimme neben ihm.

Wie bitte?

Erst als sie den Satz noch einmal wiederholt hatte, drehte er sich vollends zu ihr. Sie nahm ihre Brille ab, um die beschlagenen Gläser etwas hilflos mit bloßen Händen zu putzen.

"Das Programm!", wiederholte sie und sah ihn zum ersten Mal direkt an. Ihre kleinen, dunklen Augen verliehen ihrem Gesicht etwas Puppenhaftes. Sie mochte jünger sein als er, auch wenn sie älter wirkte. Marc wusste nur zu gut, wie sich das Leben auf der Straße auswirken konnte. Misstrauisch sah er sich um. Der Bürgersteig war menschenleer. Die Geschäfte und Büros waren seit Stunden geschlossen.

"Wovon reden Sie?"

"Der Versuch. Das Experiment."

Sein Frühwarnsystem mochte seit dem Unfall beschädigt und in den letzten Stunden mehrfach ausgefallen sein, dennoch reichte die letzte Reserve immer noch aus, um ihn jetzt in Alarmbereitschaft zu versetzen. Es war schon befremdlich genug, von einer Obdachlosen auf der Straße angesprochen zu werden, während man im nächtlichen Regen in eine leere Baugrube starnte. Aber das, worüber sie reden wollte, ließ die Situation geradezu unwirklich erscheinen. "Wer sind Sie?", fragte er.

"Emma." Ihr Arm schnellte ihm entgegen wie der eines Kindes, das von seinen Eltern aufgefordert wurde, sich bei den Gästen artig vorzustellen. "Mein Name ist Emma Ludwig, und ... "

Ihr gutmütiger Blick erinnerte ihn an seine Mutter, die ihm auch dann noch einen liebevollen und etwas wehmütigen Blick geschenkt hatte, wenn sie am Ende eines langen Tages erschöpft in der Küche stand.

Marc wollte Emmas Hand gerade schütteln, als die folgenden Worte ihn reflexartig zurückzucken ließen.

"... und ich warte bereits seit Tagen auf Sie."

Ein Auto in ihrem Rücken fuhr mit überhöhter Geschwindigkeit durch eine Pfütze.

"Auf mich?"

Er schluckte. Ein dicker Tropfen fiel ihm auf die nackte Kopfhaut, und er strich ihn weg, bevor er ihm

kalt in den Nacken laufen konnte. Marc konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er sich das letzte Mal rasiert hatte, und das Gefühl der Stoppeln unter den Fingerspitzen ließ ihn noch trauriger werden. Sandra hatte es geliebt, wenn er seine "Frisur" passend zum Dreitagebart trug.

"Sie müssen mich verwechseln", sagte er endlich und ließ den Maschendrahtzaun los. In der kurzen Zeit, in der er hier gestanden hatte, war seine Jeans schon völlig durchnässt. "Nein, warten Sie. Weshalb sind Sie hier hergekommen? Hier zu dieser Grube?"

Er wich einen Schritt zurück. Mit jedem Wort dieser merkwürdigen Frau wuchs das Gefühl einer unsichtbaren Bedrohung. "Was geht Sie das an?"

"Ich glaube, ich kann Ihnen helfen."

Marc winkte ab. "Wie kommen Sie darauf, dass man mir helfen müsste?"

Ihre Antwort ließ ihm den Atem stocken. "Weil ich auch eine Patientin bin."

Auch? Wieso auch?

"Ich war in dem Bleibtreu-Programm, genau wie Sie." Nein. Ich habe noch nicht einmal das Anmeldeformular unterschrieben.

"Doch dann bin ich ausgestiegen. Und seitdem komme ich in jeder freien Minute hierher." Sie zeigte auf die Baustelle und setzte sich die Brille wieder auf. "Zu

dieser Lücke hier. Und ich halte Ausschau nach Menschen, die nicht fassen können, wo die Hausnummer 211 geblieben ist."

Marc drehte sich um, wollte nichts wie weg, selbst wenn er keine Ahnung hatte, wohin er mitten in der Nacht ohne Auto, ohne Medikamente und ohne Geld flüchten sollte. "Menschen wie Sie."

Er wollte zu Constantin oder zu seinem Studienfreund Thomas, vielleicht sogar zu Roswitha, mit der er sich noch nie privat verabredet hatte, aber die zumindest ein vertrautes Gesicht war. Doch schließlich ging er nirgendwo hin. Er blieb stehen. Nicht weil die Frau, die sich Emma Ludwig nannte, ihm Hilfe anbot. Nicht weil sie ihm eine Akte zeigen wollte, die ihn angeblich interessieren würde.

"Dr. Lucas, bitte kommen Sie mit. Es ist zu gefährlich, wenn man uns hier zusammen sieht."

Sondern weil die Frau, wenn sie denn wirklich existierte, seinen Namen kannte, hier ebenso wie er eine Klinik vermutet hatte und damit eine winzige Chance bestand, dass er womöglich doch nicht den Verstand verloren hatte zumindest war er dann nicht der Einzige.

21. Kapitel

Es war paradox. Vor ihm stand eine Unbekannte, die sich wie eine paranoide Verschwörungstheoretikerin anhörte: Sie wähnte sich von unsichtbaren Beobachtern verfolgt, deretwegen sie sofort verschwinden müssten. Und dennoch musste er sich mit dieser Person unterhalten, denn sie war seit langer Zeit die Erste, die ihn wieder zu erkennen schien.

"Sie wissen, wer ich bin?"

"Ja, kommen Sie."

Emma zog sich eine schneeweisse Kapuze über die nassen Haare und lief los. Erst jetzt nahm er ihre hohen Stiefel wahr, die erstaunlich gepflegt waren. Zudem schien sie physisch gesünder zu sein, als ihr Übergewicht es hatte vermuten lassen. Marc bemühte sich, Schritt zu halten, was ihn rasch ins Schwitzen brachte.

"Kennen wir uns?", fragte er. Emma hielt den Kopf gesenkt und wirkte dadurch wie ein Boxer auf seinem Weg zum Ring. "Ich meine, sind wir uns schon einmal begegnet?", wiederholte Marc seine Frage, etwas mehr außer Atem. Er spürte die Folgen seiner unterbrochenen Medikamentenaufnahme und fühlte sich noch müder und ausgelaugter als sonst um diese Tageszeit. Wenigstens die Übelkeit war etwas

abgeklungen, was an den MCP- Tropfen liegen konnte, die er zu Beginn seiner letzten Taxifahrt eingenommen hatte.

"Nein. Wir sind uns noch nie begegnet."

Emmas Antwort beruhigte und verstörte ihn gleichermaßen. Einerseits stimmte sie mit seiner Erinnerung überein, auch er war sich recht sicher, diese Frau noch nie gesehen zu haben. Andererseits warf sie die Frage auf, woher sie ihn dann kannte.

Er griff nach ihrem Ärmel und zwang sie, stehenzubleiben. "Was wissen Sie über mich?"

"Können wir das bitte unterwegs klären?" "Unterwegs wohin?"

Ein Auto fuhr mit langsamem Tempo an ihnen vorbei, woraufhin Emma sich zu einem Schaufenster drehte, in dem Damenschuhe präsentiert wurden, die mehr als ein Laptop kosteten - trotz der in dicken Lettern kommunizierten dreißigprozentigen Preisreduktion.

"Der sucht nur nach einem Parkplatz", sagte Marc, und sie verlor auf der Stelle ihr Interesse an den italienischen Riemchensandaletten.

"Schnell, schnell."

Sie hastete auf die andere Straßenseite und zog dabei ein Schlüsselbund aus ihrer Jackentasche. Als Marc das Ziel ihres Spurts erkannte, hatte sich sein Anfangsverdacht endgültig zerschlagen. Jemand, der

einen alten VW Käfer mit zweigeteilter Heckscheibe fuhr, war keine Stadtstreicher.

Aber Marc war nicht an einer Spazierfahrt mit dieser merkwürdigen Person interessiert. Er wollte endlich Antworten.

"Halt, warten Sie."

Er hatte nicht lauter gesprochen, doch sie musste den drohenden Unterton gespürt haben. Als sie sich umdrehte, hielt er sein Handy in der Hand.

"Was haben Sie vor?"

"Ich werde jetzt die Polizei rufen und ... " "Nein, nicht ... "

Sie kam zurück, die Hände in Abwehrhaltung vor sich ausgestreckt. Nackte Panik lag jetzt in ihren Augen. Marc kannte den Ausdruck der Verzweiflung. Oft genug hatte er ihn bei seinen Straßenkindern gesehen, wenn ihnen mitgeteilt wurde, dass ihre Eltern im Nachbarzimmer saßen.

"O doch, das hätte ich schon vorhin am >Strand< tun sollen."

Er wählte die 110 und legte seinen Daumen auf die Taste mit dem grünen Telefon.

">Strand<? So nennen Sie Ihr Büro an der Hasenheide, nicht wahr?"

Woher weiß sie das?

Marc nahm den Daumen von der Ruf taste. "Was wissen Sie noch alles über mich?" Emma atmete tief ein.

"Sie sind Dr. Marc Lucas, Jurist und Streetworker, zweiunddreißig Jahre alt, wohnen in der Steinmetzstraße in Schöneberg. Witwer, ehemals verheiratet mit Sandra Senner, dreiunddreißig Jahre. Sie ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Und ... "

Sie öffnete erst die Beifahrertür und ging dann um den Wagen herum.

" ... und Sie sollten jetzt auf keinen Fall die Polizei rufen." Marc spürte die Kälte wieder, die sich von seinen durchnässten Leinenturnschuhen bis zu den hämmерnden Schläfen ausgebreitet hatte. Er massierte sich die Ohren, doch sie waren so taub wie seine Finger.

"Weshalb nicht?", fragte er.

"Nicht, bevor ich Ihnen erklärt habe, was gerade mit Ihnen passiert."

Jetzt schloss sie die Fahrerseite auf, setzte sich und kurbelte das Fenster hinunter. Ihre Augen verschwammen hinter den regenbenetzten Brillengläsern.

Marc starrte sie an. "Wer um Himmels willen sind Sie?" Sie schenkte ihm einen traurigen Blick und

startete den Motor, der nicht laut genug anschlug, um die ebenso mysteriöse wie erschreckende Antwort zu übertönen: "Ich kann mich nicht mehr erinnern."

Emma fuhr aus der Parklücke, wendete und hielt mit der geöffneten Beifahrertür direkt neben ihm.

"Bitte steigen Sie ein, Dr. Lucas. Wir sind in großer Gefahr."

22. Kapitel

Als Eddy Valka anrief, wusste Benny, dass er sofort ans Telefon gehen musste.

Sofort. Unbedingt.

Er durfte diesen stumm geschalteten Anruf nicht ignorieren. Sonst wäre sein Leben früher beendet, als er es geplant hatte - mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bereits morgen früh. Spätestens am Mittag, aber nur wenn er Glück hatte und Eddy ausschlafen wollte.

Ihm war klar, was auf dem Spiel stand, schließlich hatten sie verabredet, dass er den Job bis 23.00 Uhr erledigt und bestätigt haben sollte. Und jetzt war er schon lange über der Zeit. Aber es war ihm aus zwei Gründen nicht möglich, den Arm auszustrecken und das Telefon vom Beifahrersitz zu nehmen.

Der erste Grund, ein erdrückender Depressionsschub, lähmte ihn von innen. Der zweite hatte kinnlange, blonde Haare unter einer grünen Schirmmütze und leuchtete ihm mit einer Stabtaschenlampe ins Gesicht. "Verkehrskontrolle, Ihre Papiere bitte."

Er nickte und wollte sich zum Handschuhfach beugen, doch sein Gehirn weigerte sich, die notwendigen Impulse an seine Muskeln zu schicken.

Viele seiner kriminellen Bekannten, die er über Valka kennengelernt hatte, verlachten Depressionen als Weiberkrankheiten. Wohlstandswehwehchen, die nur Schwule und Frauen bekamen. Er beneidete sie darum, dass sie die Wahrheit nicht kannten. Eine echte Depression war wie ein Schwamm, den man unter der Brust trägt, der sich mit ruß geschwärzten Gedanken vollsaugt und immer schwerer wird, bis man sein Gewicht körperlich spürt. Zuerst beim Atmen und Schlucken, später lähmt er jede Bewegung, bis es einem sogar unmöglich wird, die Bettdecke vom Kopf zurückzuziehen.

"Etwas schneller, bitte, wenn es Ihnen möglich wäre." Die junge Polizistin sah hilfesuchend zu ihrem Kollegen, der fünf Meter vor ihnen gerade einen anderen Wagen kontrollierte.

Er wusste, weshalb sie ausgerechnet ihn aus dem Strom der Brunnenstraße aussortiert hatten. Er war

viel zu schnell gefahren, da ihn das Radio-Orakel abgelenkt hatte.

Werde ich durchhalten?

Er konnte sich nicht erklären, weshalb er ausgerechnet heute wieder mit diesem albernen Spiel seines Bruders hatte anfangen müssen, das ihnen stets nur Ärger eingebrockt hatte.

Die Regeln des Orakels waren ebenso einfach wie unverrückbar. Man stellt eine offene Frage, wie zum Beispiel: "Werde ich mal reich und berühmt werden?" oder "Was muss ich tun, damit Nicoletta aus der 10 A mich endlich ranlässt?" Oder, so wie heute: "Werde ich durchhalten?" Dann wird das Autoradio angeschaltet.

Der Text des ersten Songs liefert die Antwort.

Zuletzt, vor vielen Jahren, hatten sie das Radio-Orakel entscheiden lassen, ob sie tatsächlich das Auto ihres Vaters in dem See der stillgelegten Kiesgrube versenken sollten.

Sie waren sechzehn gewesen und hätten natürlich niemals mit Daddys Kombi fahren dürfen. Aber bisher war bei ihren Spritztouren durch das nächtliche Berlin ja immer alles gut gegangen: kein Unfall, keine Polizeikontrollen, keine Flecke auf den Sitzen. Alles lief glatt. Sie schafften drei Partys an einem Abend, und die Mädchen ließen sich von ihren "Helden" auf den Rücksitzen befummeln, denn sie waren einfach

die Coolsten der Clique: die einzigen Teenager mit einem eigenen Auto.

Bis sie eines Tages, gegen vier Uhr morgens, nach Hause kamen und ihr Parkplatz vor der Falafelbude besetzt war. Ein Parkplatz, der laut Kiez-Gewohnheitsrecht für den "Anwalt" reserviert war. Doch irgend ein ahnungsloser Wessi-Depp mit Hamburger Kennzeichen hatte seine Dreckschleuder genau dort abgestellt, wo Vater Lucas in drei Stunden zuerst nach seinem Wagen suchen würde.

Marc hatte deshalb vorgeschlagen, den Mercedes im See verschwinden zu lassen, bevor alles aufflog und sie womöglich noch ins Internat mussten. Also waren sie noch eine Runde gefahren und hatten das Autoradio eingeschaltet - genau in der Sekunde, als "I am sailing" lief, was nur eine mögliche Interpretation zugelassen hatte. Zumal sie wussten, dass der Song von Rod Stewart gesungen wurde, denn das war eine der unumstößlichen Regeln: Das Orakel galt nur, wenn man den Interpreten erkannte.

Und so hatten sie schließlich den Wagen versenkt.

"Hier, bitte sehr."

Irgendwie war es ihm gelungen, ihr die Papiere aus dem Fenster zu reichen. Um ein Haar hätte er ihr sogar die zerknitterte Namensliste gegeben, die ebenfalls im Handschuhfach gelegen hatte.

Während die Polizistin misstrauisch den Fahrzeugschein beäugte, nahm er sein vibrierendes Telefon in die Hand. "Ich ruf dich gleich zurück, Eddy", sagte er und fing sich trotzdem ein ärgerliches Stirnrunzeln der Polizistin ein. "Steigen Sie bitte einmal aus", sagte sie schlechtgelaunt und klang dabei immer noch um ein Vielfaches enthusiastischer als Eddy am anderen Ende.

"Hör ich mich an wie eine Nutte?" Mit Valkas Worten schwuppte laute Tanzmusik aus der Leitung. Vermutlich stand er wieder an der Theke einer seiner kontrollierten Diskotheken oder Table-Dance-Bars. "Einen Scheiß wirst du!"

Benny war nicht klar, ob sich das auf seinen späteren Rückruf bezog oder ob Valka ihm das Aussteigen verbieten wollte.

"Wie lange dauert die Verkehrskontrolle denn?", fragte er deshalb laut genug für beide Gesprächspartner.

"Hast du es erledigt?", sagte Eddy vollkommen unbeeindruckt.

Benny hustete zustimmend.

"Das hängt ganz von Ihnen ab", entgegnete die Polizistin barsch und forderte ihn ein zweites Mal auf, das Auto zu verlassen. Auch Eddy redete einfach weiter.

"Gut, dann bring mir den Beweis."

"Wart mal einen Moment."

"Scheiße, nein ... "

Benny steckte das Handy weg, ohne die Verbindung zu beenden, und nahm alle Kraft zusammen, um sich aus dem Wagen zu stemmen. Der dunkle Schwamm in seinem Inneren machte jede Bewegung zur Qual.

Er schloss die Augen und pustete lang und anhaltend in das Testgerät.

"Sie bleiben hier", sagte die schlanke Polizistin danach und ging zum Mannschaftswagen, in dem sie sicherlich seine Papiere überprüfen würde. Benny nahm das Handy wieder ans Ohr.

"Eddy?"

"Bist du noch ganz dicht, mich einfach so zu ignorieren, du Fotzkopp?"

"Hör zu, hier sind gerade die Bullen, ich kann nicht reden."

Eddy brüllte etwas Unverständliches, und plötzlich wurde die Musik im Hintergrund leiser. Dann war Valka wieder dran. "Ich will den Beweis, dass du den Job erledigt hast." "Du findest ihn in meinem Kofferraum."

"Womit wir bei Aufgabe Nummer zwei wären: Entsorge den Müll."

"Keine Sorge. Ich erledige das, sobald ich diese Kontrolle hinter mich gebracht habe."

Die Schiebetür des Mannschaftswagens ging auf, und die blonde Polizistin stieg aus.

"Und dann verlasse meine Stadt."

"Machst du jetzt einen auf John Wayne?", fragte Benny. "Ich meine es ernst. Das ist Aufgabe Nummer drei. Verpiss dich. Ich will dich nie wieder in Berlin sehen."

Die Polizistin näherte sich mit festen Schritten.

"Okay, gib mir zwei Tage."

Benny dachte an die Liste, auf der erst zwei Namen abgestrichen waren. Zwei von zehn.

"Du hast zwei Stunden."

"Das reicht nicht."

"Scheiße, ich glaub, mein Handy spinnt." Eddy lachte.

"Ich hab doch glatt verstanden, du hättest gesagt, das ginge nicht."

"Ich brauche noch etwas mehr Zeit." "Wofür? Um deine Sporttasche zu packen?"

"Ich ..." Benny schluckte. Er konnte Eddy nie und nimmer die Wahrheit sagen. "Ich muss mich noch verabschieden."

"Von wem denn?" Valka lachte wieder, dieses Mal noch höhnischer. "Verscheißer mich nicht, Kleiner. Ich kann es mir nicht erlauben, dass die Leute denken,

ich bin weich geworden. Du bringst die Fracht aus Berlin raus und kommst nie wieder zurück. Verstanden?"

Benny steckte das Handy in der Sekunde weg, in der er das Parfüm der Polizistin hinter sich riechen konnte. Escape von Calvin Klein.

Escape. Flucht.

Die Ironie entlockte ihm ein Lächeln.

"Null Promille", sagte die Polizistin fast enttäuscht und gab Benny die Papiere zurück.

"Sie sind noch nicht lange draußen, was?" Sein Lächeln verschwand. "War's das?"

Sie sah ihn lange an. Und dann machte die Polizistin das, wovor er sich am meisten gefürchtet hatte. Sie zeigte auf den Kofferraum.

"Nur noch das Warndreieck und den Verbandskasten, bitte. Dann sind wir hier fertig."

23. Kapitel

Im Nachhinein ist es leicht, einen Fehler zu erkennen. Doch solange man noch nicht bis zum Auge des Orkans vorgedrungen ist, solange man sich noch am Rande der Spirale des Wahnsinns befindet, wird man unwiderstehlich von ihr angesaugt. Und während

einem die Versatzstücke des eigenen Lebens um die Ohren fliegen, verliert man den Überblick und trifft eine Fehlentscheidung nach der anderen. Marc ahnte bereits in der Sekunde, in der er zu Emma ins Auto stieg, dass er dabei war, einen Fehler zu begehen. Und dass er diesen Fehler noch vergrößern würde, als er ihr in das billige Vertreterhotel in der Nähe des Flughafens folgte.

Hätte er sein Leben als Film gesehen, hätte er dem traurigen Helden auf der Leinwand sicherlich vernünftige Ratschläge zurufen können: Ruf die Polizei. Fahr zu Constantin in die Klinik. Bitte jemanden Neutralen um Hilfe. Aber geh auf keinen Fall mit dieser Frau mit! Schon gar nicht in diese heruntergekommene Absteige in Tegel.

Aber er saß in diesem Augenblick nicht entspannt in einem bequemen Kinosessel, sondern auf der Kante einer durchgelegenen Hotelmatratze, und sein Verstand arbeitete auch nicht unter Normalbedingungen, die ihm eine rationale Entscheidung ermöglicht hätten. Marc hatte in wenigen Stunden alles verloren, woran er bislang geglaubt hatte: den Glauben an die Realität seiner Erinnerungen, an sich selbst.

Auf der Fahrt hierher hatte Emma ihm wortlos einen Zettel in die Hand gedrückt, der so aussah, als wäre er

in einem Wutanfall aus einem Schnellhefter gerissen worden aus einer Bewerbungsmappe, um genau zu sein, denn bei näherem Hinsehen entpuppte er sich in dem schummrigen Licht der Innenbeleuchtung als die erste von drei Seiten eines förmlichen Lebenslaufs. Dieser schien ihrem äußerem Erscheinungsbild jedoch noch weniger zu entsprechen als seine erste Einschätzung, Emma verdiene ihr Geld durch Betteln. Angeblich war sie in Dresden geboren und schon vor der Wende mit ihren Eltern nach Frankreich geflohen, um später an der Sorbonne erst Medizin, dann Deutsch, Spanisch und Französisch zu studieren. Zuletzt war sie als Simultandolmetscherin auf Fachkongressen tätig gewesen, hauptsächlich auf Tagungen der Pharmaindustrie, wofür sie ihres abgebrochenen Medizinstudiums wegen besonders geeignet gewesen war.

"Also, was gibt es hier so Wichtiges, was Sie mir unbedingt zeigen wollen?", versuchte Marc erneut ihr Schweigen zu brechen. Seit der Fahrt hierher hatte sich ihre Konversation auf das Notwendigste beschränkt. Sie signalisierte ihm wortlos, dass er sich noch einen Moment gedulden solle. Marc, der ihr bislang dabei zugesehen hatte, wie sie eine Reisetasche hervorgeholt und mehrere Stapel alter Zeitungen

herausgezogen hatte, ließ den Blick langsam durch das Hotelzimmer wandern.

Es entsprach dem Gesicht des Mannes, der ihnen den Schlüssel an der Rezeption ausgehändigt hatte: quadratisch, ungepflegt und düster. Auch die abgestandene, überhitzte Luft roch vermutlich so wie der Nachtpörtier unter dem Arm. Vermutlich hatte Emma seit Tagen das "Bitte nicht stören"-Schild vor der Tür hängen. In dieser Zeit hatte sie das Zimmer in eine Mischung aus Rumpelkammer und Bücherantiquariat umgewandelt.

Die eine Hälfte des Doppelbetts war übersät mit ausgeschnittenen Zeitungsartikeln, beidseitig beschriebenen Notizzetteln und medizinischen Fachbüchern, die sich auch auf dem kleinen Schreibtisch neben dem Fernsehschrank wiederfanden. Ihre Stiefel hatte Emma ausgezogen, ebenso die weiße Kapuzenjacke, die sie achtlos auf die zerfaserte Auslegeware geworfen hatte. Sie trug nun nur noch ein schlabberiges Wollkleid, das ihr bis zu den Knöcheln reichte.

Während er überlegte, wie viel Zeit er ihr noch geben würde, bevor er endlich das Weite suchte, hockte sich Emma auf einen gefährlich knirschenden Holzstuhl, legte den linken Fuß auf den massigen rechten Oberschenkel und massierte sich den Ballen.

Marc stand auf und ging zum Fenster. "Nicht. Sie könnten uns sehen." "Wer?" Er ließ die Jalousie herunter. "Bleibtreus Leute."

Sie nestelte nervös an ihrer Brille und nahm sie schließlich ab, um an einem der Bügel zu kauen.

"Bleibtreu?", fragte Marc.

"Ja."

"Also gibt es die Klinik wirklich?"

Na toll. Du suchst nach Bestätigung bei einer Paranoiden. Er kippte das Fenster, ohne die Jalousien nach oben zu ziehen.

"Natürlich."

Emma musste etwas lauter reden, um das Prasseln des Regens zu übertönen, dessen Tropfen wie Pistolenkugeln gegen das Fensterblech knallten. Hin und wieder spülte der Wind vereinzelte Querschläger in das Zimmer. "Selbstverständlich gibt es diese Klinik. Ich selbst war ja dort."

Sie schob sich die Brille wie einen Haarreif über die Stirn. Dabei fuhr sie sich wieder nervös mit der Zunge über die Oberlippe. Mit einem Mal stand sie ruckartig auf, als wäre ihr plötzlich etwas eingefallen, und stapfte zum Kleiderschrank.

"Und wo, bitte schön, ist das Gebäude dann abgeblieben?", fragte Marc.

Emma tippte einen sechsstelligen Code in einen schuhkastengroßen Safe, der in die Ecke des Schrankes geschraubt war.

"Es ist nicht verschwunden. Sie haben es nur nicht gesehen, Marc."

"Ha!" Er lachte auf, etwas schriller als beabsichtigt. "Hören Sie, ich habe einen verdammt anstrengenden Tag hinter mir. Meine Aufnahmebereitschaft ist ungefähr so groß wie die eines Patienten, der gerade aus der Vollnarkose erwacht. Wäre es Ihnen daher möglich, ausnahmsweise einmal etwas zu sagen, was keine Nachfrage provoziert?" Emma griff nach einer dünnen Akte, die in der Mitte geknickt war, weil sie sonst nicht in den Safe gepasst hätte. Der Ordner zitterte in ihren grobschlächtigen Händen. "Das ist alles Teil des Plans. Sie wollen uns verunsichern, verwirren, traumatisieren."

Marc sah sie aufmerksam an, um in ihrem Gesicht Anzeichen des Wahnsinns zu erkennen, den er bei sich selbst vermutete. Doch er konnte nichts entdecken außer Merkmale einer längst vergangenen Schönheit. Marc begann zu ahnen, dass Emma früher einmal sehr attraktiv gewesen war, bis etwas geschah, das erst ihre Seele und dann ihren Körper aus der Bahn warf. Heute erinnerten allenfalls die symmetrischen Proportionen ihres Gesichts an eine Zeit vor den Medikamenten, die

- wie Marc vermutete - so sichtbare Spuren hinterlassen hatten. Kortison, zum Beispiel, konnte solche Vollmondgesichter bewirken, Psychopharmaka vielleicht, oder gar noch Schlimmeres.

Drogen?

"Schön, lassen Sie es mich einmal anders versuchen." Er setzte sich wieder auf die Bettkante. "Heute Mittag hat mir ein kleines altes Männchen in einem sehr teuren Auto angeboten, meine bösen Erinnerungen für immer vergessen zu können."

"MME. Das Amnesieexperiment."

"An dem Sie auch teilgenommen haben?" "Bis ich es vor einer Woche abbrach."

"Ach ja?" Marc zog die Stirn kraus. "Okay, wie dem auch sei. Mein Problem ist nur, nun, wie soll ich es in Worte fassen? Also, im Moment erlebe ich Dinge, die jeden Esoteriker von den Socken hauen würden, die aber nichts mit der Bleibtreu-Klinik zu tun haben können."

"Und weshalb nicht?"

"Weil man dort meine Erinnerungen löschen wollte. Aber sie sind alle noch da." Marc tippte sich gegen den Kopf. "Unverändert. Sie stimmen nur nicht mehr. Und, ganz ehrlich, es mag ja vielleicht sein, dass der Professor und seine Leute eine Bande von Wahnsinnigen sind, aber ich wüsste nicht, wie sie es in

der kurzen Zeit geschafft haben sollten, mich unbemerkt einer kompletten Gehirnwäsche zu unterziehen."

"In der kurzen Zeit?" Emma warf ihm einen verwirrten Blick zu.

"Ich war heute für sechs Stunden in der Klinik. Ich habe keine Pillen genommen, nichts gespritzt bekommen und lediglich zwei Schluck Wasser getrunken."

"Sie irren sich."

"Fangen Sie jetzt auch damit an, meine Erinnerungen in Frage zu stellen?"

"Nein. Ich meinte damit nur, dass Sie nicht erst seit heute Teil des Experiments sind."

"Bitte ?"

"Deswegen sollten Sie mich ja begleiten. Weil ich Ihnen das hier zeigen möchte."

Sie schlug die Akte auf und zog einen doppelseitigen Bogen heraus, den Marc schon einmal gesehen hatte.
Vor wenigen Stunden. In der Klinik.

"Sehen Sie das?"

Sie reichte ihm das Formular. Mit dem Zeigefinger tippte sie auf das handschriftlich ausgefüllte Feld rechts oben in der Ecke.

"Das ist ... "

... unmöglich.

Marc griff nach dem Papier. Das kann nicht sein.

"Verstehen Sie jetzt, weshalb es so wichtig ist, dass wir miteinander reden?"

Marc nickte, ohne den Blick von dem Aufnahmebogen zu wenden, der vollständig ausgefüllt und auf seinen Namen ausgestellt war. Am meisten schockierte ihn das Datum der Erstanmeldung.

Der erste Oktober. Der Tag des Unfalls.

Vier Wochen, bevor sich Marc bei der Bleibtreu-Klinik beworben hatte.

24. Kapitel

Es sah aus wie ein Original. Und noch bevor er sich vergewissern konnte, ob er nicht doch eine Fälschung in Händen hielt, klopfte es an die Tür. Dreimal kurz, zweimal lang. Der Rhythmus klang wie ein vereinbartes Zeichen, aber Emma schien niemanden zu erwarten. Nervös blickte sie erst zur Zimmertür, dann zu Marc. Rasch nahm sie das Anmeldeformular wieder an sich.

"Wer?", fragte sie lautlos. Ihr rechter Mundwinkel zitterte.

Marc hob fragend die Schultern. Bis vor einer Viertelstunde hatte er noch nie etwas vom Hotel Tegel

Inn gehört. Woher sollte er also wissen, wer vor ihrer Tür stand, die leider nicht mit einem Spion ausgestattet war? Sie mussten sie schon öffnen, um herauszufinden, wer so spät noch etwas von ihnen wollte. Das Personal war es wohl kaum; in dem zweifelhaften Etablissement gab es weder Zimmerservice noch eine Minibar, die man nachfüllen konnte.

"Ich sehe nach", flüsterte er, als es erneut klopfte. Der gleiche Rhythmus, dieselben spitzen Fingerknöchel auf laminiertem Holz.

"Nein!" Emma schüttelte heftig den Kopf und hielt ihn zurück. Dazu zog sie ihn so dicht zu sich heran, dass ihre Nasenspitze sein linkes Ohr berührte.

"Merken Sie nicht, was hier vor sich geht?"

"Nein." Er versuchte sich von ihr zu lösen.

"Sie suchen uns."

"Wer? Bleibtreu?"

Ihre Haare kitzelten ihn an der Wange, als sie wieder den Kopf schüttelte. "Der macht sich nicht die Hände dreckig. Dafür hat er seine Leute."

Ihre Augenlider begannen heftig zu zittern, auch ihr gewaltiger Busen bebte mit jedem Zug. "Und deshalb brauche ich Sie", flüsterte sie mit brüchiger Stimme.

"Ich brauche einen Zeugen, der beweist, was die uns antun ... "

Sie legte ihm ihren Finger auf den Mund, dessen Spitze Marc aus Versehen mit der Zunge berührte. Sie schien die ungewollte Intimität jedoch nicht zu bemerken.

"Das ist mir jetzt zu blöd ... ", raunte er.

" ... einen Zeugen, der die Folgen des Experiments dokumentiert. Mir all eine glaubt niemand."

Marc schüttelte energisch den Kopf und löste sich aus ihrer Umklammerung. Bevor sie protestieren konnte, ging er mit schnellen Schritten zur Tür, löste die Kette und zog sie auf.

Zu spät.

25. Kapitel

Der überraschend hell erleuchtete Gang war menschenleer. Bis auf einen überladenen Schmutzwäschewagen und einen Getränkeautomaten am Ende des schmalen Flures gab es nichts zu sehen. Einen kurzen Moment befürchtete Marc, auch Emma wäre verschwunden, sobald er wieder ins Zimmer zurückkam. Doch dann hörte er ihre Stimme.

"Wir müssen hier weg."

Sie ruckelte einen Koffer unter dem Bett hervor, der viel zu klein schien, um alle im Zimmer verstreuten Unterlagen fassen zu können.

"Jetzt beruhigen Sie sich doch erst einmal."

"Nein, das tu ich nicht." Sie schrie fast. "Sie begreifen nicht, wo wir hier drinstecken."

"Stimmt, ich verstehe gar nichts. Aber Sie versuchen ja gar nicht erst, mich aufzuklären."

Emma schmiss den Trolley auf die leere Betthälfte und wischte sich mit dem Oberarm einen dünnen Schweißfilm von der Stirn. Dann sah sie auf die Uhr.

"Okay, hier ist die Kurzversion: Sie stecken in dem Amnesieprogramm, weil Sie etwas vergessen müssen."

"Ja, ich weiß."

Marc wollte ihr von dem Unfall erzählen, der ihm nicht nur seine Frau, sondern auch sein ungeborenes Kind geraubt hatte, doch Emma unterbrach ihn schon nach wenigen Sätzen.

"Nein, das kann es nicht sein." "Wieso nicht?"

"Die würden nicht diesen Aufwand betreiben, wenn es nur um Liebeskummer ginge."

Liebeskummer?

"Hey, hier handelt es sich nicht um ein geplatztes Date. Meine schwangere Frau ist mit unserem ungeborenen Kind gestorben, und ich bin daran schuld."

"Das tut mir leid. Ich wollte Ihre Gefühle nicht verletzen. Aber hier geht es auf gar keinen Fall um eine private Tragödie."

"Wieso nicht?"

Sie versuchte den klemmenden Reißverschluss des Koffers aufzuziehen. Marc kam ihr zu Hilfe.

"Haben Sie eine Vorstellung davon, was die Versuchsreihe kostet? Die Durchführung, die Betreuung, die Nachbereitung? Inklusive einer neuen Identität geht das an die Millionengrenze. Nein, das ist völlig ausgeschlossen." "Aber wieso suchen die dann öffentlich in Zeitschriften nach Probanden, wenn es so verdammt teuer ist?"

"Das tun sie doch gar nicht."

Emma ging zum Schreibtisch und zog eine Schublade auf. Sie war bis zum Rand mit alten Illustrierten gefüllt. "Wann haben Sie die E-Mail geschrieben?"

"Vor zwei Wochen."

Nach und nach riss sie verschiedene Zeitschriften hervor und schmiss sie achtlos auf den Boden, bis sie gefunden hatte, was sie suchte.

"Hier."

Sie reichte ihm ein Nachrichtenmagazin. Exakt die Ausgabe, in der er auf Seite 211 auf die Anzeige der BleibtreuKlinik gestoßen war. Die Seitenzahl war ihm nur deshalb so gut im Gedächtnis geblieben, weil der

Paragraph 211 im Strafrecht für Mord steht. Die Angewohnheit, sich Telefon- und Zimmernummern anhand von Normen zu merken, war eine Juristenkrankheit, die man offensichtlich ein Leben lang nicht ablegen konnte, selbst wenn man nicht als Anwalt oder Richter arbeitete.

"Schauen Sie ruhig nach", ermunterte ihn Emma. "Blättern Sie alles durch. Sie werden keine Anzeige finden." Tatsächlich las Marc auf Seite 211 die Annonce einer Internetbank und nicht den Slogan der psychiatrischen Privatklinik.

Lernen zu vergessen.

Der Artikel oben auf der Seite, ein Beitrag über die unsäglichen Quälereien bei Tiertransporten, war geblieben. Entweder gab es zwei Druckversionen, oder die Ausgabe im Wartezimmer von Constantin ...

Mare ließ die Zeitschrift sinken und starrte sie blicklos an. " die Ausgabe im Wartezimmer von Constantin ist manipuliert worden? Aber das würde ja bedeuten, dass

...

Er stützte sich an der Wand ab, weil er das Gefühl hatte, das Zimmer kippte ihm unter den Füßen weg.

"Und was ist mit Ihnen?", fragte er mit geschlossenen Augen. "Was war bei Ihnen der Grund für die Teilnahme am Experiment?"

Er hörte, wie sie sich räusperte. "Es ist jetzt etwa ein Jahr her. Ich bekam ein dubioses Angebot, das nicht über meine Dolmetscheragentur lief. Aber es ging um sehr viel Geld. Bargeld, das ich jetzt auf meiner Flucht benötige."

"Was war Ihre Aufgabe?" Marc schlug die Augen auf.
"Eigentlich Routine. Ich sollte auf einem Privatflug von Pharmamanagern als Simultandolmetscherin arbeiten."

"Und auf diesem Flug wurden Dinge besprochen, die Sie besser nicht hören sollen?"

"Richtig."

"Worum ging es?"

"Keine Ahnung. Genau das ist mein Problem. Ich habe das Experiment zu spät abgebrochen. Ich weiß es nicht mehr." Sie fuhr sich nervös durch die Haare.

"Ich kann mich an meine Identität, an mein Leben vor dem Amnesieexperiment nur noch bruchstückhaft erinnern. Alles, was ich weiß, habe ich aus den Akten erfahren, die ich vor meiner Flucht aus dem Archiv gestohlen habe."

Also daher hat sie den Lebenslauf Aus der Klinik.

"Wieso sind Sie geflüchtet?", fragte er.

"Sie waren der Anlass."

"Ich ?"

"Sicherlich hat man Ihnen das Phasenprinzip des Versuchs erklärt. In Phase eins werden Ihre Erinnerungen gelöscht. In Phase zwei werden Sie mit den Erlebnissen wieder angefüttert, die angenehm sind und die sie niemals vergessen wollten. Und ganz zuletzt bekommen Sie eine neue Identität."

"Ja, ich erinnere mich daran", lachte er sarkastisch.
"Aber wieso wissen Sie das noch, wenn Ihr Gedächtnis doch sonst so große Lücken hat?"

Emma griff sich an den Kehlkopf und räusperte sich erneut. "Ich habe nach meiner Flucht etwas im Internet recherchiert, es gibt mehrere Blögeinträge, die derartige Amnesieexperimente beschreiben." Marc zog ungläubig die Augenbrauen hoch, doch sie fuhr unbeirrt fort. "Ich stand also am Anfang von Phase zwei, als ich eine Unterhaltung zwischen Professor Bleibtreu und einem anderen Mann belauschte."

"Worum ist es gegangen?"

"Um Sie."

Marc deutete fragend mit beiden Daumen auf seinen Oberkörper, und Emma nickte.

"Bleibtreu diskutierte lautstark mit seinem Gesprächspartner. Es ging um einen gewissen Marc Lucas, der bei ihm behandelt werden solle, was er jedoch energisch ablehnte." Bleibtreu wollte mich

nicht behandeln? Weshalb hat er mich dann mit seiner Limousine abgefangen?

"Wer war der andere?", fragte Marc.

"Ich habe keine Ahnung. Sie waren hinter einer Milchglastür, die den Behandlungsraum von meinem Untersuchungszimmer abgrenzte. Ein Pfleger hatte mich zu früh gebracht, und sie wussten nicht, dass ich nebenan wartete."

"Was wurde noch besprochen?"

"Sie redeten über die gefälschte Anzeige, mit der man Sie geködert hat, damit man Sie noch mal einer Behandlung unterzieht."

"Noch mal?"

"Ja, aber dieses Mal sollte es richtig geschehen." Was? Was sollte geschehen? Und weshalb?

Emma gab ihm keine Gelegenheit, diesem Gedanken nachzugehen, sondern sprach weiter. "Bleibtreu war zu Tode erschrocken, als er mich sah. Gleichzeitig drängte er sich blitzschnell vor den Mann, so dass ich keine Chance hatte, dessen Gesicht zu sehen. Und da wusste ich, hier geht etwas nicht mit rechten Dingen zu."

"Und Sie sind geflohen?"

"Die Gelegenheit ergab sich bereits am nächsten Tag. Ich schnappte mir einen Kittel von den Reinigungskräften." Emma sah abfällig an ihrem

Körper herab. "Ich sehe ohnehin mehr aus wie eine Putze als wie eine Dolmetscherin. Das war ein Kinderspiel."

"Aber zuvor haben Sie noch Ihre Akte mitgenommen?" Emma nickte. "Ja, aus dem Archiv. Eine glückliche Fügung wollte es, dass unsere Nachnamen so dicht beieinander lagen. Ludwig - Lucas. Bei mir steckten noch eine Parkkarte und mein Autoschlüssel im Ordner. Doch bei Ihnen war außer diesem Anmeldebogen nichts weiter drin."

Sie deutete auf das Formular, das sie ihm vorhin aus der Hand genommen hatte und das jetzt am Fußende des Bettes neben einem Handbuch über Neuropsychologie lag. Marc griff sich in den Nacken. "Aber wieso? Ich verstehe immer noch nichts. Wer hat es auf meine Erinnerungen abgesehen? Warum will man mich in den Wahnsinn treiben?"

Emmas Augen weiteten sich, und sie sah ihn hoffnungsvoll an, wie ein Prüfer, der von seinem Schüler endlich die richtige Antwort erwartet. "Genau das frage ich Sie. Welches tödliche Wissen tragen Sie mit sich herum, an das Sie sich nicht erinnern können?"

"Tödlich?"

Sie atmete tief aus. "Ja, was glauben Sie denn, weshalb ich auf der Flucht bin? Wir sind in höchster Gefahr. In

uns steckt ein Geheimnis, das wir vergessen sollen. Unsere Gegner sind sicherlich mächtiger als wir. Aber gemeinsam können wir es vielleicht schaffen."

"Was schaffen?"

"Wir finden heraus, was sie mit uns anstellen oder angestellt haben. Dann dokumentieren wir es und stellen die Beweise ins Internet. Wir machen die schreckliche Wahrheit öffentlich."

Marc sah auf seine Armbanduhr und fragte sich nicht zum ersten Mal, ob irgendwann ein Wecker klingeln und ihn aus diesem Alpträum befreien würde. "Wissen Sie, wie verrückt Sie sich gerade anhören?"

"Garantiert nicht so verrückt wie der Mann, der auf Bleibtreu eingeredet hat."

"Wieso?" Sein Magen füllte sich mit Säure. "Was hat er denn noch gesagt?"

Emmas Hände begannen zu zittern, als sie sie vor den Mund nahm, als könne sie dadurch die Wucht ihrer Worte mildern. "Er hat gesagt: >Marc Lucas darf sich nicht erinnern - oder es gibt noch mehr Tote.<<<

26. Kapitel

Der Hahn für das Heißwasser funktionierte nicht. Aus dem anderen schoss der Strahl wie aus einer Zapfsäule

für Lkw-Diesel, und das Wasser war so kalt, dass die Aspirin-Tablette sich nicht auflösen wollte, die Marc in den Zahnpflegebecher geworfen hatte. Das Badezimmer des Hotels war ein fensterloser, mit dünnen Gipswänden vom Rest des Raums abgeteilter Verschlag, der allenfalls für eine optische, nicht aber für eine akustische Privatsphäre sorgte.

Man konnte hier drinnen sogar hören, wie Emma im Zimmer weitere Unterlagen in ihren Koffer warf.

Welches tödliche Wissen tragen Sie mit sich herum?

Er überlegte, ob er ihr von den letzten Minuten vor dem Unfall erzählen sollte. Von dem Moment, in dem Sandra ihren Gurt löste, um etwas von der Rückbank zu holen. Das farblose, grobkörnige Foto, auf dem ich nichts erkennen konnte.

Aber was sollte diese Sequenz, die ihm eher wie ein Traum als wie eine reale Erinnerung erschien, mit den Schockwellen zu tun haben, in deren Brandung er gerade stand? Wem sollte daran gelegen sein, ihn einer Gehirnwäsche zu unterziehen? Er konnte sich doch ohnehin kaum noch an die letzten Minuten vor dem Aufprall erinnern. Man musste seine Erinnerung nicht löschen; sie hatte sich von ganz allein mit dem Nebel der Schmerz mittel verflüchtigt, die man ihm noch am Unfallort gegeben hatte.

Marc öffnete den Spiegelschrank, um nach einer Nagelfeile oder einem anderen länglichen Gegenstand zu suchen, mit dem man das Aspirin besser zerteilen konnte. Aber die Aufmerksamkeit des Hauses beschränkte sich auf einen Zweierpack Kondome mit abgelaufenem Verfallsdatum. Er schloss den Spiegelschrank wieder und erschrak über seinen Anblick. Das Gesicht wirkte, als wäre es von einer seismischen Erschütterung heimgesucht worden, durch die die einzelnen Partien regelrecht abgesackt waren. Seine Augen waren eingefallen, die Tränensäcke hingen nach unten, und selbst die Mundwinkel schienen von der Schwerkraft hinabgezogen zu werden. Es war lange her, dass er sie zu einem Lächeln gezwungen hatte.

Das Licht der verdreckten Deckenlampe verstärkte den ungesunden Gesamteindruck. Die Farbe seiner Augen und der Haut erinnerte an die eines Gelbsüchtigen.

Er hielt die Handgelenke unter den eisigen Wasserstrahl. Die Kälte half ihm, seine Gedanken zu ordnen. Wenn es die Bleibtreu-Klinik und das Amnesieexperiment tatsächlich gab, war er nicht wahnsinnig, sondern zum Spielball einer Verschwörung geworden.

Das war die gute Nachricht. Die schlechte lautete, dass seine Frau, wenn sie nicht tot war, aktiv an dieser Verschwörung beteiligt sein musste.

Aber weshalb? Zu welchem Zweck?

Wieso sollte Sandra ihn so unvorstellbar quälen wollen? Weshalb hatte sie ihren Tod erst vorgetäuscht, um kurz danach wieder aufzuerstehen? Nur um ihn noch mehr zu traumatisieren, indem sie vorgab, ihn nicht zu kennen? War sie zu einer solchen Grausamkeit überhaupt fähig? Sicher, sie war Schauspielerin. Es fiel ihr leicht, anderen etwas vorzumachen. Marc erinnerte sich nur zu gut an ihr erstes öffentliches Date anlässlich einer Theateraufführung an ihrer Schauspielschule. Sandra hatte ihn ihren Kommilitonen als ihren Bruder vorgestellt und kurz darauf für verstörte Blicke gesorgt, als sie ihm einen filmreifen Zungenkuss gab. Von da an hatten sie sich einen Sport daraus gemacht, den Partner in der Öffentlichkeit in peinliche Situationen zu bringen. Seine Rache auf den Bruderkuss hatte darin bestanden, bei ihrem nächsten Auftritt im Publikum aufzustehen und so lange frenetisch zu klatschen, bis sie vor Lachen den Text vergaß. Sie waren beide geübt, die Rollen zu wechseln, doch niemals, um sich zu verletzen. Sandras Schauspielkunst, ihr Humor, das hatte sie verbunden

und nicht getrennt. Außerdem gab es keinen Grund für sie, all das zerstören zu wollen, was sie sich aufgebaut hatten.

Es sei denn ...

Marc rührte die Tablette mit dem Zeigefinger um. Sie war erst zu einem Drittelp aufgelöst.

Es sei denn, hier geht es wirklich um Leben und Tod. Er trank einen Schluck, obwohl die Tablette noch nicht einmal an der Oberfläche des Glases sprudelte. Auf einer Farbskala zwischen Weiß und glühendem Rot wanderten seine Kopfschmerzen gerade in einen phosphoreszierenden Bereich.

Oder ...

Der dünne Wegwerfbecher zerbrach in seiner Hand, als ihm eine mögliche Erklärung in den Sinn kam.

Oder es stecke nicht ich, sondern Sandra in dem BleibtreuProgramm und kann sich nicht mehr an mich erinnern.

Er warf den kaputten Becher auf den Boden, zog die Tür auf und trat in den engen Gang des Zimmers, der zwischen dem Badezimmer und dem Kleiderschrank zum Schlafbereich führte. Er musste Emma unbedingt fragen, ob sie etwas über seine Frau wusste. Vielleicht hatte sie mitbekommen, dass man sie ebenfalls in das Versuchsprogramm aufgenommen hatte. Das würde zwar eine Million neuer Fragen aufwerfen, aber

zumindest ihren Verbleib in den letzten Wochen und ihr Verhalten erklären.

Das Zimmer war so klein, dass ihn die offene Schranktür daran hinderte, aus dem Bad in den Flur zu treten. Marc wollte sie gerade zudrücken, da hörte er seinen Namen, und Furcht lähmte auf einmal all seine Bewegungen. "Marc Lucas. Ich habe ihn gefunden", flüsterte Emma. "Ich bin jetzt im Tegel Inn in der Bernauer Straße."

Er hielt den Atem an und spähte durch den kleinen Spalt, der ihm zwischen der offen stehenden Schranktür und der Außenwand des Badezimmers geblieben war.

Verdammtd, was geht hier vor?

Es gab keinen Zweifel. Emma telefonierte.

"Es ist jetzt 23.39 Uhr, ich weiß nicht, ob ich ihn davon überzeugen kann, mir zu folgen."

Er wich einen Schritt zurück. Ihr Flüstern wurde noch leiser, als sie sagte: "Es wird schwierig werden, sein Vertrauen zu gewinnen. Er ist sehr misstrauisch."

Die letzten Worte waren wie ein Startsignal. Ohne zu überlegen, was er im Zimmer zurücklassen könnte, öffnete er leise die Eingangstür und schlich sich auf den Flur hinaus. Das grelle Deckenlicht war verschwunden. Der Gang lag im Dunkeln, und Marc musste sich an den schmalen Lichtfädern orientieren,

die unter einigen Zimmertüren hindurchschim-
merten.

**Mit wem redet Emma? Welche Rolle spielt sie in dem
Irrsinn?**

Erst als er das Treppenhaus erreicht hatte, wagte er zu
rennen. Zwei Stufen auf einmal nehmend, hastete er
nach unten und wäre beinahe ausgerutscht, als er im
Erdgeschoss um die Ecke zur Rezeption biegen wollte.
"Sie sind ja doch da ... ", rief der Nachtportier ihm
hinterher.

Marc drehte sich um und lief dabei rückwärts weiter
Richtung Ausgang. "Haben Sie vorhin geklopft?"

"Ja. Wir haben Probleme mit dem Warmwasser und
wollten ... "

Die letzten Worte konnte er schon nicht mehr hören.
Sie blieben hinter der Drehtür zurück, die ihn aus dem
Hotel hinaus auf die Straße schob.

Und jetzt? Wohin jetzt?

Mittlerweile war der Verkehr merklich dünner
geworden, und bis auf einen Schichtarbeiter, der
seinen Cocker Spaniel Gassi führte, gab es niemanden
zu sehen.

**Wo soll ich hin? Ohne Geld, ohne Auto, ohne
Wohnung ... ohne Erinnerungen?**

Er stand am Straßenrand, sah wie ein Schuljunge erst
nach links und dann nach rechts zu einer

provisorischen Baustellenampel. Hinter ihm blinkte die Neonreklame des Hotels und führte potenzielle Gäste mit drei aufgeklebten Sternen in die Irre.

Die Uhr an seinem Handgelenk schnarrte, um ihn an eine weitere lebenswichtige Notwendigkeit zu erinnern, die ihm jetzt fehlte: die Tabletten für den Splitter in seinem Nacken.

Der Mann mit dem Cocker Spaniel schloss zu ihm auf. Er war viel zu sehr in ein Handygespräch vertieft, um zu bemerken, dass sein Hund schon seit geraumer Zeit sein Geschäft verrichten wollte.

Marc sah nach oben, zum dritten Stock, zu dem dünnen Lichtstreifen, der unter der geschlossenen Jalousie hindurchschien, hinter der er Emma vermutete, und überlegte, ob er sein Telefon dort vergessen hatte, doch dann fand er es in seiner Jackentasche.

Er klappte es auf und entschied sich dafür, nach rechts zu gehen, weil er dort eine belebtere Kreuzung und vielleicht eine U-Bahn-Station vermutete. Offensichtlich hatte er das Handy beim letzten Telefonat im Taxi versehentlich ausgeschaltet, denn das Display war tot. Am Akku konnte es nicht liegen, gleich nachdem er das Telefon wieder aktiviert hatte, wurde er zur Eingabe des Pincodes aufgefordert. Beim ersten Warnton dachte er noch, er hätte sich vertippt.

Bei der zweiten Fehlermeldung fiel ihm der fremde Mann ein, der sich unter seiner Rufnummer gemeldet hatte. Mit dem Namen Marc Lucas! Nach dem dritten Versuch war er sich sicher, den Code für die ausgetauschte SIM - Karte nicht zu kennen. Er blieb stehen, vergewisserte sich, dass ihm niemand gefolgt war, und wischte einen Regentropfen vom Display.

Fehlerhafte Eingabe. Gerät gesperrt.

Völlig erschöpft las er die zweite Zeile der automatisierten Fehlermeldung.

Und wusste auf einmal, was er zu tun hatte.

27. Kapitel

Der Mann wirkte so, als wäre er kein Jäger, sondern selbst die gehetzte Beute. Während er sprach, wechselten seine Augen alle zwei Sekunden die Blickrichtung, unfähig, einen bestimmten Punkt zu fixieren. Allerdings gab es hier in diesem Büro auch kaum etwas, was es wert gewesen wäre, länger betrachtet zu werden. Weder die mit Fahndungsfotos und Landkarten bestückten Wände noch die zerkratzten Einheitsschränke und das gelbliche Waschbecken rechts neben der Tür noch die anonymen Utensilien auf einem der drei winzigen

Schreibtische, an dem sie sich gegenüber saßen. Marc hatte sich schon häufig gefragt, ob Farbenblindheit ein Auswahlkriterium für die Mitarbeiter der Senatsverwaltung war, zumindest für diejenigen, die die Inneneinrichtung aussuchen durften. Ausnahmslos alle Möbel des Weddinger Reviers waren in Braun- und Ockertönen gehalten, die man in der Natur vergeblich sucht. Sie sahen ebenso ungesund aus wie die Polizisten, die hier arbeiteten und deren blasse Hautfarbe sich in den letzten Jahren ebenso wenig wie die der Einrichtung verändert hatte.

Marc kannte das Revier. Als Jugendliche hatten Benny und er es stets vermieden, in seine Nähe zu kommen. Oft genug war es ihnen nicht gelungen. Wie Marc heute feststellen musste, war es jedoch ein erheblicher Unterschied, ob man in den muffigen Räumen als Täter oder als Opfer auf seine Aussage wartete. Damals, wenn sie sich beispielsweise wegen einer Schlägerei nach einem Konzert verantworten mussten, hatte er sich lange nicht so schlecht gefühlt wie heute. Glücklicherweise war er immer mit einer mündlichen Verwarnung davongekommen, sonst hätten ihm die Einträge ins Bundeszentralregister einen Strich durch das Jurastudium gemacht.

"Eines vorweg ... ", sagte der Kriminalpolizist, der gerade erst mit einer Rauchwolke im Schlepptau das

Büro betreten und sich als Philipp Stoya vorgestellt hatte. "Heute waren schon genug Spinner hier, und uns läuft die Zeit davon. Also kommen Sie bitte sofort zum Punkt. Was wissen Sie über die Entführung?"

Marc beobachtete erstaunt, wie der Polizist mehrere Kapseln Süßstoff aus einem Spender in eine halb leere Kaffeetasse drückte.

"Entführung?", fragte er und erreichte damit, dass Stoya ihm zum ersten Mal direkt ins Gesicht sah. Für einen kurzen Moment glaubte er, in einen Spiegel zu blicken, der nur die negativen Merkmale reflektierte. Müde Augen, eingefallene Wangen, Tränensäcke, die so schwer wirkten, als könnten sie den gesamten Kopf nach unten ziehen. Marc wusste, wie sich die steifen Nackenmuskeln des Polizisten anfühlen würden, wenn er jetzt seine Hand darauf legte. Seine eigenen schmerzten bei jeder Bewegung.

Stoya zog eine Tageszeitung unter der Tasse hervor und deutete auf die Titelseite. "DER AUGENSAMMLER SCHON WIEDER!", brüllte die Schlagzeile des Vortags direkt über den Fotos zweier Kinder. Marc erinnerte sich daran, etwas über eine Entführungsserie im Radio gehört zu haben. Ein Geistesgestörter verschleppte Kinder im Alter zwischen sieben und zwölf Jahren und gab den Eltern zweiundsiebzig Stunden Zeit, sie in ihrem Versteck zu

finden, bevor er sie tötete und ihnen das linke Auge herausschnitt. Bislang war es noch nie gelungen, ein Kind lebend aus den Fängen des "Augensammlers" zu befreien, und das jüngste Ultimatum lief in wenigen Stunden aus.

"Nein, deswegen bin ich nicht hier", sagte Mare. Jetzt verstand er auch, weshalb auf dem Polizeiabschnitt 35 selbst um diese Uhrzeit noch eine solche Betriebsamkeit herrschte. Auf den Gängen wuselten Uniformierte und Beamte in Zivil umher, zahlreiche Telefone klingelten gleichzeitig, und der Wartesaal war so voll, dass es kaum noch Stehplätze gab.

Nur das Dreierbüro war verwaist, vermutlich, weil alle Ermittler gerade im Einsatz waren.

Stoya seufzte und sah auf die Bahnhofsuhr über der Tür. "Entschuldigung, ich wurde offenbar falsch informiert. Was wollen Sie dann?"

Ich will ein Verbrechen melden. Besser gesagt eine Verschwörung.

Marc hatte die lange Wartezeit genutzt, um über den passenden Einstieg nachzudenken, aber keinen gefunden. Deshalb hatte er sich schließlich entschieden, alle Fragen spontan beantworten zu wollen, was sich jetzt als Fehler erwies. Denn was er zu sagen hatte, klang selbst in seinen Ohren lächerlich. Er

konnte den zu erwartenden Dialog beinahe mit sich alleine führen.

"Sie kommen nicht mehr in Ihre Wohnung?" "Ja."

" Warum gehen Sie dann nicht zu einem Schlüsseldienst und stattdessen zur Polizei?"

"Weil jemand von innen die Tür zuhält." "Wer?"

"Meine verstorbene Frau ... "

Stoya sah ungeduldig auf die Uhr und wirkte, als wolle 'er im nächsten Moment von seinem Stuhl aufspringen, also brach Marc das Schweigen. "Ich möchte ein Verbrechen melden."

Dann gab er eine Kurzfassung der unerklärlichen Ereignisse, die ihm widerfahren waren, wobei er immer schneller redete, je häufiger die Gesichtsausdrücke des Beamten wechselten. Sie reichten von ungeduldiger Langeweile über erstaunte Ungläubigkeit bis zu unverhohlener Skepsis. Zwischenzeitlich war sich Marc nicht mehr sicher gewesen, ob Stoya ihm überhaupt zuhörte, denn dieser hatte sich auf einmal seine Computertastatur gegriffen und die letzten Minuten mit der Hand auf der Maus auf einen uralten Kastenmonitor gestarrt.

"Okay ... ", begann er mit gedehnter Stimme, als Marc zum Ende gekommen war. "Dann habe ich nur noch eine einzige Frage."

"Die wäre?"

"Haben Sie davon noch etwas übrig?" "Wovon?"

"Von den Pillen, die Sie heute genommen haben."

Stoya stand auf und gab einem jungen Polizisten in Uniform ein Zeichen, der gerade zur Tür hereingekommen war.

"Hören Sie, ich weiß, das klingt absurd ... ", setzte Marc an, doch Stoya hob milde lächelnd die Hand.

"Nein, nein. Keine Sorge, so was höre ich jeden Tag."

Marc stand ebenfalls auf. "Bitte, können Sie nicht einen Beamten zu mir nach Hause schicken, damit er meine Wohnung überprüft?"

Der junge Polizist stand jetzt direkt neben Marc und wartete auf Anweisungen seines Vorgesetzten. Er roch nach einer Mischung aus warmem Schlaf und billigem Aftershave. Vermutlich hatte er sich gerade in einer Besenkammer eine Viertelstunde aufs Ohr gehauen und dann ein Rasierwasserbad genommen, um wieder frisch zu werden.

"Für so einen Blödsinn fehlt mir die Zeit. Gerade heute." "Okay, dann checken Sie wenigstens meine Identität. Damit ich weiß, ob ich wirklich geisteskrank oder vielleicht doch das Opfer einer Straftat geworden bin."

Stoya griff sich seine Tasse und ging zur Tür. "Nun, das habe ich schon getan."

"Was?"

Marc spürte den warmen Atem des jungen Polizisten in seinem Nacken, der ihn übereifrig zum Ausgang schieben wollte.

"Ich habe Ihre Angaben überprüft, und deshalb wird sich mein Kollege hier jetzt um Sie kümmern."

Stoya öffnete die Tür und trat in den Gang. Stimmengewirr füllte das Büro. "Ich muss zwei kleine Kinder retten. Da bleibt mir leider keine Zeit für einen Ladendiebstahl." "Ladendiebstahl ?", wiederholte Marc fassungslos und schüttelte die Hand des jungen Polizisten ab.

"Apotheker können es mitunter nicht leiden, wenn man für ihre Medikamente nicht bezahlen will."

"Nein, das ist ein Missverständnis. Das war an der Hasenheide, richtig? Ich hab extra meine Kreditkarte dagelassen." "Die nicht mehr funktioniert."

"Verdammtd, aber deswegen bin ich nicht hier."

"Also schön. Dann eben Klartext: Ich weiß, welche Medikamente Sie nehmen. Aus der Anzeige geht hervor, dass Sie nach schwersten Psychopharmaka verlangt haben."

"Wie bitte?" Marc fasste sich an den Nacken. "Nein, nein, nein. Ich benötigte ein Mittel für den Splitter in meinem Nacken. Ich bin kein Spinner."

"Der Splitter, den Sie sich beim Unfall zugezogen haben?"

"Ja."

"Bei dem Ihre Frau starb?" Marc stöhnte.

"Die Sie jetzt nicht mehr in Ihre Wohnung lassen will?"
Marc sagte nichts mehr. Sie waren an dem Punkt der Unterhaltung angelangt, die er vorhin schon mit sich selbst geführt hatte.

" Und Sie sagen mir, Sie sind kein Spinner?" Stoya nickte seinem Kollegen zu und entfernte sich mit schnellen Schritten, ohne sich noch einmal umzudrehen.

>Also, dann wollen wir mal."

Diesmal fehlte Marc die Kraft, die Hand des jungen Polizisten wegzudrücken, der ihn den Gang hinunterführen wollte. Weg von den Büros der höherrangigen Beamten, hoch in den zweiten Stock zu den Räumen, die er in seiner Jugend schon mehrfach von innen gesehen hatte.

Marc senkte den Kopf und fragte sich, wohin ihn die Welle des Wahnsinns heute Nacht noch spülen würde, jetzt, da er in ihrem Sog bereits sein Auto, seine Tabletten, sämtliche Kontaktdaten, alles Geld und sogar das Vertrauen der Polizei verloren hatte. Er wünschte sich eine Falltür herbei, durch die er nach unten stürzen dürfte - fort von der unwirklichen Realität in ein schwarzes Loch des Vergessens. Doch so etwas geschah nur in Träumen. In der grausamen

Wirklichkeit gab es keine verborgenen Geheimgänge zu einer besseren Welt, keine rettenden Strickleitern, die zu einem Baumhaus reichten, in dem man sich vor dem Bösen verstecken und zur Ruhe kommen konnte. Hier, in der grell beleuchteten Realität eines Weddinger Großstadtreviers, geschahen keine Wunder.

Oder doch?

Wie vor wenigen Stunden, als er in den Krater der Hochhausbaustelle geblickt hatte, traute Marc erneut seinen Augen nicht, als er den Empfangsbereich passierte.

Wie ist das möglich?

Er hatte niemandem erzählt, wohin er gehen wollte. Und dennoch stellte sich ihm auf einmal der einzige Mensch in den Weg, den er sich jetzt und hier in seiner ausweglosen Lage an seine Seite gewünscht hätte.

28. Kapitel

Vor ihrem ersten Zusammentreffen in dem Familienanwesen der Senners hatte Sandra ihn vor dem Salutierreflex gewarnt, den ihr Vater bei den meisten seiner Mitmenschen auslöste. "Er betritt einen Raum, und die eine Hälfte der Anwesenden

unterbricht ihre Gespräche, während die andere gegen das Bedürfnis ankämpft, vom Stuhl aufzuspringen und spontan zu applaudieren."

Sie hatte die wenigen Worte, die Constantin so treffend charakterisierten, laut brüllen müssen, um die Rockmusik im Autoradio zu übertönen. Mit ihren achtzehn Jahren war sie genau sieben Monate älter als Marc und bereits im Besitz eines Führerscheins gewesen.

Seine Erinnerungen an jenen drückend heißen Sommertag waren mit einem blassblauen Schleier versehen, aber dennoch von einer Präzision, als hätte er alle Details für eine Prüfung auswendig lernen müssen. Es war der Tag, an dem sie ihn zum ersten Mal ihren Eltern hatte vorstellen wollen. Ihn! Einen Taugenichts, den sie auf einem Konzert der New Romantics kennengelernt hatte. Normalerweise hätte sich Marc nie in diese Zehlendorfer Snobgegend verirrt, doch der Schulsenat hatte einen Bandwettbewerb ausgelobt, und einer der Auftrittsorte war die Aula von Sandras Gymnasium gewesen. Erst hatten sie alle gedacht, das blonde Püppchen mit Pferdeschwanz und Tennisschuhen wolle sich über ihn lustig machen, doch dann war das tanzende Mädel aus der ersten Reihe nach dem Konzert hinter die Bühne gekommen und hatte mit

ihnen über Musik gefachsimpelt. Sie kannte nicht nur alle Bands, die sie coverten, sie ging sogar auf deren Konzerte und hörte streckenweise noch härtere Musik als Marc. Noch viel irritierender fand er jedoch, dass Sandra sich wie ein Junge benahm. Sie trank aus der Flasche, rülpste nach einem langen Zug und benutzte ohne Berührungsängste seinen Labello, obwohl er nicht eine rauhe Stelle auf ihren Lippen erkennen konnte.

Schließlich verabredeten sie sich für das kommende Wochenende im Koma, einer Reinickendorfer HeavyMetal-Disco. Marc glaubte nicht daran, die "WestendTussi" dort wirklich anzutreffen. Doch für den Fall der Fälle kaufte er fünfzig Labellos in allen Geschmacksrichtungen, nur um ihr Gesicht zu sehen, wenn er ihr alle auf einmal anbot, sollte sie wieder nach Lippenbalsam fragen. Doch dazu war es nicht gekommen, denn er hatte nicht an die Waffenkontrolle der Türsteher gedacht. Der tätowierte Bulle vor dem Koma hatte ausgesehen, als müsse er sich übergeben, während er beim Abtasten einen "Lippenstift" nach dem anderen aus Marcs Jackentasche zog. Schließlich hatte er "die kleine Schwuchtel" doch noch angewidert hineingelassen, allerdings ohne Labellos.

Zum ersten Kuss war es dennoch gekommen, allerdings erst sehr viel später. Sandra hatte ihn lange zappeln lassen. Er hatte schon befürchtet, dass es einen anderen Verehrer gäbe, den sie vor ihm verheimlichte. Doch dann, von einem Tag auf den anderen, hatte sie die Initiative ergriffen und ihn auf seiner Geburtstagsfeier im Schlafzimmer seiner Eltern "vernascht", wie sie es grinsend kommentiert hatte. "Dein Vater wird mich hassen", prophezeite Marc drei Monate später auf der Fahrt zu Sandras Familienvilla in Sakrow. "Er wird am Knoten erkennen, dass ich mir noch nie einen Schlipps gebunden habe. Er wird durch eine einzige Nachfrage herausfinden, warum er meinem Dad noch nie auf dem Juristenball begegnet ist. Weil der nämlich keine Börsenmakler und Chirurgen vertritt, sondern Kleinkriminelle und Asoziale. Und ... "

" ... er wird dir mit einem Bunsenbrenner die Eier rasieren, wenn er erfährt, dass du schon seit einem Monat Papas einzigen Liebling bumst", ergänzte Sandra mit einem verwegenen Grinsen, das bis zu ihren vorderen Backenzähnen blitzte. Dann zog sie die Handbremse an und sprang barfuß aus ihrem Auto. Genau in diesen Widerspruch hatte er sich verliebt; in das Engelsgesicht aus bestem Hause, aus dessen Mund selbst die anzüglichsten Sauereien charmant klangen.

"Du bringst es fertig und erzählst ihm von unseren heißen Nummern."

"Das brauche ich gar nicht", lachte sie. "Er ist so wie du, ein sehr sensibler Mensch. Er wird spüren, was wir vor einer halben Stunde noch unter deiner Dusche getrieben haben."

Damals, als sie Hand in Hand den geharkten Kiesweg hochgeschlendert waren, hatte er sich nicht vorstellen können, dass Sandras Vater einmal seine wichtigste Bezugsperson werden würde. Und bei dem ersten, sehr unterkühlten Treffen an jenem Sommerabend hatte es dafür auch nicht die geringsten Anzeichen gegeben.

"Wie hast du mich gefunden?", fragte Marc und sah sich erstmals um. Der Grundriss des Reviers erinnerte an den einer modernen Gesamtschule. Im Augenblick standen sie in einer Eingangshalle mit niedrigen Decken, von der aus zu beiden Seiten gewaltige Treppen zu den höheren Stockwerken führten, die allerdings keine Klassenzimmer, sondern weitere Büros, Vernehmungszimmer und mehrere geräumige Sammelstellen beherbergten.

"Geht es dir gut?", fragte Constantin mit der besorgten Miene eines Mannes, der keine positive Antwort erwartet. Wie immer trug er einen dunklen Anzug mit weißem Einstecktuch. Und wie immer deutete nichts

auf den zwölfstündigen Arbeitstag im OP, den er bereits hinter sich gebracht hatte.

Marc spürte, wie sich die Hand des jungen Polizisten, der ihn eben noch zur Vernehmung hatte abführen wollen, von seiner Schulter löste. Der Salutierreflex zeigte Wirkung. "Was ist hier los? Was will er von dir?", fragte sein Schwiegervater, als wäre der Beamte gar nicht anwesend. Gleichzeitig sah er sich um, ob er einen Vorgesetzten ausmachen konnte, der kompetent genug wäre, seine Fragen zu beantworten. Tatsächlich kam Stoya gerade aus der Männertoilette und sah verwundert zu der Dreiergruppe herüber.

"Und wer bitte sind Sie?", versuchte der junge Polizist mit möglichst autoritätsschwangerer Stimme zu fragen, doch Constantin hielt es nicht für nötig, ihm zu antworten, geschweige denn den Weg zur Treppe freizugeben.

"Wie hast du mich gefunden?", wiederholte Marc seine Frage. Er konnte sich nicht im Entferntesten erklären, wie sein Schwiegervater ihn hier aufgespürt haben konnte. "Warum fragst du? Ich hatte dich doch auf meiner Mailbox."

Wie bitte?

"Das ist unmöglich." Marc zog etwas umständlich sein nutzloses Handy aus der Jeans. "Ich habe deine Nummer gar nicht mehr."

"Machst du Witze? Wir haben erst gestern telefoniert."
"Ja, aber jemand hat mir meine SIM - Karte geklaut. Ich kenne deine Nummer nicht auswendig, und die Schwester im Krankenhaus wollte sie mir nicht geben." Marc zeigte ihm das dunkle Display.
"Außerdem funktioniert das Ding jetzt sowieso nicht mehr."

"Deine SIM-Karte? Also bist du bestohlen worden?" Constantin nahm ihm verwirrt das Mobiltelefon aus der Hand. Im gleichen Moment trat Stoya zu ihnen.
"Gibt es ein Problem?"

Auch er ignorierte seinen Kollegen und richtete seine Frage sofort an den Ältesten in der Runde. Wie in der Natur, so schienen sich auch auf einem Polizeiabschnitt die Alphatiere intuitiv zu erkennen.

"In der Tat, das gibt es. Mein Name ist Professor Constantin Senner, und ich will auf der Stelle wissen, was Ihnen das Recht gibt, meinen Schwiegersohn hier in dieses Revier zu verschleppen."

"Erstens, wir haben Herrn Lucas nicht ... "

"Dr. Lucas", wurde Stoya unterbrochen.

"Gut, wir haben Herrn Doktor Lucas nicht verschleppt. Er ist freiwillig zu uns gekommen und ... "

"Stimmt das?", schnitt Constantin dem Kommissar schon wieder das Wort ab. Er sah Marc prüfend an.

"Ja."

"Aber wieso?"

Weil mir jemand meine Identität geklaut hat. Weil der kümmerliche Rest meines Lebens endgültig zersplittet ist und ich jemanden brauche, der die Scherben einsammelt. "Ich brauchte Hilfe von einer neutralen Stelle", sagte Marc und merkte selbst, wie kryptisch sich das anhörte.

"Steckst du etwa in Schwierigkeiten?" Constantins Ledersohlen knirschten, als er einen Schritt näher an ihn herantrat. Marc rieb sich unbewusst mit beiden Zeigefingern über die rissige Nagelhaut seiner Daumen.

"Lass es mich erklären, wenn wir hier raus sind."

"Was noch etwas dauern wird." Der junge Polizist fasste wieder den Mut, den Mund aufzumachen. "Erst müssen wir ihn wegen Diebstahls vernehmen."

"Diebstahl ?"

Marc griff sich entnervt an das Pflaster im Nacken und seufzte. "Ich brauchte Medikamente, und der Apotheker hat meine Karten nicht akzeptiert, aber das ist jetzt nebensächlich."

"Moment mal, soll das etwa heißen, du hast tatsächlich ... ?"

"Ja, aber nicht mit Absicht. Ich habe es einfach vergessen."

"Du hast vergessen zu bezahlen?"

"Wenn du wüsstest, was mir heute passiert ist, würdest du mich verstehen."

"Ja, dann klär mich doch bitte auf. Im Augenblick bin ich, gelinde gesagt, etwas verwirrt, und ich würde gerne ... " "Könnten Sie bitte kurz mitkommen?"

Diesmal war es Stoya, der den Chirurgen unterbrach.

Der Kommissar deutete auf eine massive Betonsäule, an der gleich zwei Rauchverbotsschilder hingen. Nach einem kurzen Zögern folgte Constantin dem Kommissar, wobei er sich zweimal fragend zu Marc umdrehte, bis er schließlich hinter der Säule verschwand.

Der Kommissar und sein Schwiegervater standen nur drei Meter entfernt, aber die Akustik hier im Erdgeschoss war sehr schlecht, so dass Marc nur wenige Wortfetzen herausfiltern konnte. Zusätzlich versuchte der junge Polizist, seine angeknackste Autorität wiederherzustellen, indem er Marc über die schweren Folgen seines Medikamentendiebstahls aufklärte, der sich vielleicht sogar als Kreditkartenbetrug herausstellen könne. Umso erstaunter war er, als Stoya nur wenige Minuten später mit Constantin zurückkam und ihm den Befehl gab, sein Gegenüber sofort gehen zu lassen. Dreißig Sekunden später fand sich Marc vor den Toren des

Reviers im strömenden Regen wieder und wusste erneut nicht, wie ihm geschehen war.

"Was ist mit dem Diebstahl?", fragte Marc seinen Schwiegervater.

"Hab ich geregelt." "Wie?"

"Stoya ist ein vernünftiger Mann und hat heute Nacht Wichtigeres zu tun. Ich hab mich bei ihm verbürgt, den Schaden wiedergutzumachen, und er hat deine Situation verstanden."

"Meine Situation?"

"Er weiß jetzt, was du in den letzten Wochen durchmachen musstest. Es ist doch kein Wunder, dass du etwas von der Rolle bist."

"Etwas von der Rolle? Ich habe heute Sandra gesehen." Marc drehte sich mit dem Rücken zum Wind. Regentropfen schlugen hart gegen seinen Hinterkopf. Constantins wellenartiger Frisur schienen sie nichts anhaben zu können.

"Ich weiß. Ich sehe sie auch ständig." Sein Schwiegervater öffnete mit der Fernbedienung seines Autoschlüssels die Zentralverriegelung eines Mercedes, der in zweiter Reihe direkt vor dem Revier parkte. Es piepte zweimal leise, und die Warnblinkanlage flackerte auf, doch Constantin blieb am Bürgersteig stehen und wischte sich mehrere

Tropfen weg, die sich in seinen dichten Augenbrauen verfangen hatten.

"Letztens bin ich sogar einer Frau im Park hinterhergelaufen, die von hinten so aussah wie sie."

Er tastete mit den Fingern nach seinem großen Adamsapfel und massierte sich den Hals. Seine Stimme begann zu Zittern.

"Und gestern musste ich weinen, als eine junge Frau in meiner Sprechstunde saß, die ihr noch nicht einmal ähnlich sah. Nur weil sie ihre Fingernägel beim Sprechen betrachtete, so wie Sandra, wenn sie nervös war."

Marc schüttelte den Kopf und löste sich von Constantin. "Nein, du verstehst nicht. Sie war real."

Er trat auf die Straße und hörte, wie die Zentralverriegelung wieder zuschnappte, weil zu viel Zeit seit dem Öffnen vergangen war, ohne dass jemand eingestiegen war. Er trat an die Limousine, stützte sich mit beiden Armen auf dem Dach ab und schloss die Augen.

"Die Trauer macht mich auch wahnsinnig, Mare. Aber das bringt uns nicht weiter."

Er sah nicht auf, antwortete nicht. Auch nicht, als er den Arm auf seiner Schulter spürte.

"Du erlebst vermutlich gerade einen posttraumatischen Schock. Lass uns in die Klinik fahren, und ich gebe dir etwas."

Ein dicker Tropfen zerplatzte direkt über Marc's Stirn. "Ich weiß doch, was ich gesehen habe", flüsterte er mehr zu sich selbst.

"So wie du weißt, dass dein Handy nicht mehr funktioniert?"

Marc öffnete die Augen und fuhr herum. Zum wiederholten Mal in dieser Nacht starrte er ungläubig auf das Display seines Telefons, das Constantin ihm direkt vor die Augen hielt. "Wie hast du das geschafft?" Er wischte sich die nassen Hände an seiner Jeans ab und öffnete das Kontaktmenü.

Das kann nicht sein.

Alle Einträge waren vollständig.

"Du hattest nur aus Versehen den Flugmodus eingeschaltet. Deshalb konntest du nicht telefonieren."

Marc's Hände begannen zu zittern, und er fühlte sich auf einmal völlig unterzuckert, als habe er nicht nur einen seelischen Gewaltmarsch hinter sich.

Ist das möglich? Bin ich so verwirrt, dass ich mit meinem eigenen Telefon nicht mehr umgehen kann?

"Lass uns in die Klinik fahren", bat Constantin und entriegelte erneut die Türen seines Autos.

Aber wieso ist dann vorhin unter meiner Nummer ein fremder Mann drangegangen?

Marc hob den Kopf und verfolgte mit seinem Blick einen Krankenwagen mit schmutzigen Scheinwerfern, der langsam die Straße vor dem Polizeirevier passierte. Die Seitenscheiben reflektierten das Laternenlicht, so dass er nicht hineinsehen konnte.

"Okay", presste er schließlich hervor, als der Kastenwagen an ihnen vorbeigefahren war. "Lass uns fahren. Aber nicht in die Klinik."

"Was hast du vor?"

"Ich werde überprüfen, ob ich wirklich den Verstand verloren habe. Und dafür brauche ich deine Hilfe."

29. Kapitel

Betreten verboten.

Dieselbe Fußmatte, dasselbe Altbautreppenhaus mit den gleichen abgestandenen Essensgerüchen im Flur, der zerschlissenen Sisalmatte über den ausgetretenen Holzstufen und den überquellenden Blechbriefkästen im Eingang. Das Einzige, was sich in den letzten Stunden verändert hatte, war Marcs Allgemeinzustand. Seine körperliche und seelische Verfassung schienen sich immer mehr anzugelichen,

strebten dem tiefstmöglichen Niveau zu. Während er mit seinem Schwiegervater die Stufen hinaufging, die zu seiner Wohnung führten, fragte er sich, ob seine physischen Schmerzen nur eine quälende Begleiterscheinung der Wahnvorstellungen waren. Oder verhielt es sich gerade umgekehrt und die immer stärker werdenden Kopf- und Gliederschmerzen waren der Grund seiner Halluzinationen? "Musste es denn ausgerechnet diese Gegend sein?", fragte Constantin, dem das Treppensteigen keine Schwierigkeiten bereitete. Er trainierte jeden zweiten Tag anderthalb Stunden im Keller seiner Villa, der einzige Bereich des Jugendstilanwesens, der nicht klimatisiert war, da der Chirurg den Standpunkt vertrat, Sport sei nur Sport, wenn man ihn schwitzend hinter sich bringe.

"Natürlich verstehe ich, dass du danach nicht mehr zu Hause wohnen wolltest ... ", sagte er nachdenklich.
Danach ...

Marc drehte sich zu seinem Schwiegervater um, der gerade abfällig den vor einer Wohnungstür abgestellten Kinderwagen musterte.

"Aber hier ... ?" Constantin schüttelte den Kopf. Selbst seine Haushälterin wohnte exklusiver.

Marc presste sich die Hand gegen den Bauch, um besser gegen die Seitenstiche atmen zu können, die

ihn plötzlich überfielen. "Es gibt Schlimmeres", sagte er kurzatmig und ging weiter.

Schlimmeres.

Den Soldiner Kiez zum Beispiel, die Gegend, in der er groß geworden war. Dort, wo der Nachbar vom Balkon unter ihnen mit seiner Kalaschnikow in den Himmel feuerte, wenn Galatasaray ein Tor in der türkischen Heimat schoss. Nach Sandras Tod hatte er ernsthaft überlegt, wieder dorthin zu ziehen, zurück zu seinen Wurzeln, bis ihm bewusst geworden war, dass auch diese längst gekappt waren. Die erste war mit dem Tod seines Vaters gerissen, dessen plötzliches Ableben für wilde Spekulationen in der Nachbarschaft gesorgt hatte. "Frank Lucas hat sich totgesoffen; muss wohl Schulden gehabt haben; kein Wunder bei den missrateten Jungen. Vermutlich nuckelt seine Olle auch an der Pulle."

Anfangs hatte seine Mutter noch versucht, die Nachbarn über die wahren Umstände aufzuklären, und ihnen von dem angeborenen Leberschaden ihres Mannes erzählt, der viel zu spät diagnostiziert worden war, weil man sich am Ende nur noch auf Franks psychische Störungen konzentriert hatte. Für einen gesunden Menschen wäre die Menge an Alkohol, die er zum Schluss getrunken hatte, nicht tödlich gewesen. Doch sein Vater war nie gesund gewesen,

und Marcs Mutter sollte es auch nie wieder werden. Sie starb nur wenige Monate nach dem Tod ihres Mannes an Herzversagen - in jeder Bedeutung des Wortes.

"Wieso bist du eigentlich hier?", fragte Marc müde, während er sich weiter die Stufen hochschleppte.

Constantin hinter ihm seufzte. "Hatten wir das nicht geklärt? Du hast mich angerufen, ich bin zum Revier gefahren, und ... "

"Nein, das meine ich nicht. Ich frage mich, weshalb du überhaupt noch mit mir sprichst."

"Ach, daher weht also der Sturm." Sein Schwiegervater war ein viel zu intelligenter Mann, als dass Marc noch mehr hätte sagen müssen.

Nach dem Tod des Vaters war Constantin Senner zu dem wichtigsten Menschen in seinem Leben geworden, ein Mentor, der ihm gezeigt hatte, dass man sein Leben nicht verschwenden, sondern seine Talente nutzen sollte. Dabei war es nie um Geld gegangen. Alles, was Constantin getan hatte, war, ihn mit Menschen zusammenzubringen, die etwas aus ihrem Leben gemacht hatten. Allerdings war das nicht von Anfang an so gewesen.

"Du bist der Meinung, ich sollte dir böse sein? Dich aus meinem Leben verstoßen?", fragte Constantin und schloss zu ihm auf.

"Einmal hast du es ja schon versucht."

Sein Schwiegervater verzog das Gesicht, und Marc entschuldigte sich sofort für den Tiefschlag. Ein halbes Jahr nach ihrem ersten Zusammentreffen in der Sennerschen Familienvilla hatte er ihn zur Seite genommen und in das Kaminzimmer geführt, während Sandra bei ihrer Mutter in der Küche geblieben war. Zuerst dachte Marc noch, das Eis wäre endlich gebrochen, denn Constantin war zum ersten Mal freundlich zu ihm. Er lachte sogar, als er ihm den Briefumschlag reichte. Umgerechnet knapp zwanzigtausend Euro, in druckfrischen Hundertmarkscheinen. Sandra hatte ihm von den Finanzproblemen seines Vaters erzählt, dessen Kanzlei schon damals in den roten Zahlen stand. Mit dem Geld wäre Familie Lucas mit einem Schlag schuldenfrei gewesen.

"Das Geld gehört dir, wenn du meine Tochter verlässt." Marc hatte keine Miene verzogen und sich brav für das großzügige Angebot bedankt. Dann war er zum Kamin gegangen und hatte ohne zu zögern die Scheine in die lodernden Flammen geworfen.

"Ich dachte eigentlich, du hättest mir meinen Test endlich verziehen."

"Hab ich auch", nickte Marc und stützte sich am Treppengeländer ab.

Als er damals das Lächeln um Constantins Mundwinkel gesehen hatte, war ihm klar geworden, dass er auf die Probe gestellt worden war. Marc hatte mit Bravour bestanden, auch wenn Constantin nicht mit der impulsiven Reaktion seines zukünftigen Schwiegersohns gerechnet hatte. Von diesem Moment an war die Familie Senner um zwanzigtausend Euro ärmer, aber um ein Familienmitglied reicher gewesen.

"Du hattest Angst, es ginge mir nur um dein Geld."

"Schlimmer. Ich dachte, du würdest Sandra das Herz brechen."

Marc nickte. "Nun, jetzt habe ich es sogar geschafft, sie zu töten."

Mittlerweile waren sie im vierten Stock angelangt, nur noch wenige Schritte von dem entfernt, was er bis vor kurzem für seine Wohnung gehalten hatte.

"Sag mal, nimmst du eigentlich deine Tabletten noch?", fragte Constantin besorgt, als er sah, wie Marc sich nervös in den Nacken griff.

"Die Immunsuppressiva?" Marc schüttelte den Kopf, worauf Constantin ihn noch sorgenvoller ansah.

"Ich hatte dir doch einen ausreichenden Vorrat mitgegeben, und die nächste Untersuchung ist erst kommende Woche."

"Ich weiß, aber der Vorrat ist hier drinnen."

Marc deutete auf die Wohnungstür. Die Deckenlampe über ihnen, in der vorhin noch die Motte herumgeflattert war, hatte nun vollends den Geist aufgegeben.

"Schön, dann lass uns deine Pillen holen. Danach bring ich dich zur Beobachtung in die Klinik."

"Das würde ich ja gerne ... ", sagte Marc.

"Was ist das Problem?"

"Sieh mal da." Marc zeigte zur Tür. "Ich hab's gewusst, ich bin nicht vollkommen durchgedreht."

Trotz des spärlichen Lichtscheins, der vom Treppenhaus her einfiel, hatte er es auf den ersten Blick gesehen.

"Was meinst du?"

"Das Namensschild. Es ist immer noch vertauscht." Constantin zog seine Lesebrille aus der Manteltasche, hielt sie sich, ohne sie aufzusetzen, vor die Augen und trat näher an die Wohnungstür.

"Semmler", las er zögernd. Wie bitte?

"N ein, nein ... "

Nun beugte sich auch Marc nach unten. Scheiße, was ist das denn jetzt schon wieder?

Constantin ließ ein Streichholz aufflammen, aber Marc wusste auch so, dass sein Schwiegervater recht hatte. Semmler. Nicht Senner.

"Aber das ... das ist ..." Er blinzelte nervös mit den Augen. Dann musste er lachen. Die Situation war einfach absurd. Er hatte vorhin eindeutig Senner und damit Sandras Familiennamen von seinem Klingelschild abgelesen. Wieso zum Teufel hatte sich jemand die Mühe gemacht, es ein zweites Mal durch einen viel sinnloseren Nachnamen zu ersetzen?

"Hieß so vielleicht dein Vormieter?", schlug Constantin vor.

"Nein, ich habe mich vorhin nicht verlesen." Marc sprach so heftig, dass er damit das Streichholz auspustete. "Und ich werde dir beweisen, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugeht."

Er zog den zweireihig gezackten Sicherheitsschlüssel für seine Wohnung aus der Hosentasche. Bevor er ihn ins Schloss führen konnte, zitterte seine Hand so sehr, dass er innehalten musste.

"Soll ich?", fragte Constantin besorgt.

"Nein, kein Problem", antwortete Marc, fast rüde. Und dann gab es zu seinem Entsetzen tatsächlich nicht die Spur eines Problems. Der Schlüssel knirschte sanft, als er in den Zylinder glitt. Und er ließ sich mühelos mit Daumen und Zeigefinger herumdrehen, als wäre das Schloss gerade erst geölt worden.

Es klackte, dann sprang die Tür auf, und Marc konnte nicht fassen, was er vor sich sah.

30. Kapitel

Als er zwölf Jahre alt war, hatte Marc seine Mutter einmal mit der Aussage verblüfft, es widerspreche den Naturgesetzen, sein Zimmer aufzuräumen. Damals war er in einem Thriller von Michael Crichton zum ersten Mal mit dem Phänomen der Entropie konfrontiert worden, ein Begriff aus der Thermodynamik, woraus sich unter anderem ableiten lässt, dass alles in der Natur den Zustand der größten Unordnung anstrebt. So wie ein Autoreifen Druck und Profil verliert, die Farben eines T-Shirts beim Waschen ausbleichen und das Hemd zerfasert, die Dachschindeln irgendwann erneuert werden müssen, so löst sich auch der Mensch irgendwann einmal in seine Bestandteile auf; verliert die Energie, die seinen hochkomplexen Körper zusammenhält. Er wird krank, alt und stirbt. Weshalb also sollte man seine kurze Lebenszeit darauf verschwenden, die Dinge in Ordnung zu bringen, wenn eine Naturgewalt jede Kraftanstrengung ohnehin wieder zunichtemacht ? Seine Mutter hatte nach diesem Vortrag die Hände, die in Marcs Erinnerung meist in gelben Gummispülhandschuhen steckten, in ihre breiten Hüften gestemmt, den Kopf in den Nacken geworfen und lauthals gelacht: "Okay, dann werde ich dir im

Gegenzug auch kein Taschengeld mehr geben, weil du es ohnehin nur ausgibst."

Heute, über zwei Jahrzehnte später, hätte man den Eindruck gewinnen können, Marc wäre damals auf den Deal eingegangen. Seine Wohnung sah immer noch aus wie das perfekte Studienobjekt eines Chaosforschers.

"Großer Gott ... ?" Constantin sog beim Eintreten geräuschvoll die Luft ein, als erwartete er, eine derartige Unordnung müsse sich auch durch üble Gerüche bemerkbar machen. Dabei roch es nur nach frisch abgezogenen Holzdielen, austrocknender Wandfarbe und den anderen typischen Renovierungsdüften, die seit Marcs Einzug in der Luft hingen.

"Was ist denn hier passiert?", fragte Constantin und bemühte sich, nicht auf einen der zahlreichen Gegenstände zu treten, die in der kleinen Diele überall verstreut lagen. "Nichts." Marc schob mit den Fuß einen Stapel CDs beiseite. "Ich hab eine Kiste fallen lassen."

"Eine?"

Zwischen Fernbedienungen, Aktenordern mit Steuerunterlagen, zwei Mehrfachsteckern, einer umgestürzten Lampe, drei Fotoalben und zahlreichen

Büchern lagen umgekippte Topfpflanzen auf dem Boden. Alle waren vertrocknet, selbst die Kakteen.

Marc stieg über den Umzugskarton, dessen Inhalt in der Diele verstreut lag und den er zu lange im Regen hatte stehen lassen. Der Pappboden war so durchnässt gewesen, dass er den achtlos hineingeworfenen Inhalt nicht länger hatte halten können. Ausgerechnet die letzte Kiste, die er ohnehin für den Sperrmüll hatte stehen lassen wollen. Er war so wütend auf sich gewesen, dass er danach den Karton mit Balkonpflanzen in voller Absicht gegen die Wohnungstür geschleudert hatte.

Jähzorn.

Auch eine neue Eigenschaft, die das Skalpell der Trauer aus ihm herausgeschält hatte.

"Was ist nur mit mir geschehen?", murmelte Marc, der mittlerweile ins Wohnzimmer gegangen war, um hier eine Stehlampe anzuschalten, die gleichzeitig als DVD-Ständer fungierte.

Hier im größten Raum der Zweizimmerwohnung sah es schon besser aus, auch wenn zahlreiche ungeöffnete Kartons über den Fußboden verstreut lagen wie aus einem Hubschrauber abgeworfene Hilfspakete. Da es weder Regale noch Schränke gab, in die er seine wenigen Habseligkeiten hätte einsortieren können, lebte er wie ein Handelsreisender aus dem Koffer. Was

er brauchte, nahm er sich direkt aus der Kiste, sofern er es denn fand. Sandra war der praktisch veranlagte Teil in der Beziehung gewesen. Sie hätte die Umzugskisten sicherlich ordentlich beschriftet.

Marc hörte, wie im Nebenzimmer eine Schranktür geöffnet wurde, und ließ sich langsam auf eine schwarze Ledercouch sinken, die die Möbelpacker mitten in den Raum mit Blick zum Fenster gestellt hatten. Die dicken Regentropfen, die vom Wind in unregelmäßigen Abständen gegen die Scheiben gedrückt wurden, erzeugten eine unpassend heimelige Atmosphäre hier drinnen, in dem leicht überheizten, dämmrigen Wohnzimmer.

"Keiner da."

Er drehte sich zu Constantin um, dem es gelungen war, trotz seiner genagelten Ledersohlen lautlos ins Zimmer zu kommen.

"Im Schlafzimmer nicht, auch nicht in Küche und Bad. Sogar unter dem Bett habe ich nachgesehen. Hier ist niemand außer uns."

31. Kapitel

"Das kann nicht sein", sagte Marc erschöpft, obwohl er wusste, dass sein Schwiegervater die Wahrheit sprach. Er hatte es in der Sekunde gewusst, in der sein

Schlüssel passte und die Tür aufschwang. Ebenso wie hier im Wohnzimmer sah alles noch genauso aus, wie er es heute Vormittag zurückgelassen hatte.

Sandra war sicherlich nie eine Pedantin gewesen und hatte ebenso wie er die Gabe besessen, ein aufgeräumtes Zimmer im Handumdrehen in ein Schlachtfeld zu verwandeln. Aber sie liebte Pflanzen über alles und hätte ihren Lieblingsbonsai niemals achtlos herausgerissen und neben seiner Blumenerde liegen gelassen. Und dieser Fakt ließ nur einen Rückschluss zu "

Sandra war nicht hier. War es nie gewesen.

Marc spürte, wie Constantin sich neben ihn setzte, ohne ihn zu berühren.

"Ich verliere den Verstand", flüsterte er mit geschlossenen Augen.

"Nein, hast du nicht."

"Doch." Marc massierte sich die Schläfen und spürte erst durch den angenehmen Gegendruck wieder die Übelkeit, die ununterbrochen in ihm schwelte.

"Ich habe sie gesehen. Ich hätte meine Hand nach ihr ausstrecken und sie berühren können."

"Hier, nimm das."

Marc sah auf. Sein Schwiegervater musste in der Küche einen Plastikbecher gefunden haben, den er ihm jetzt reichte. Er selbst hatte sich ein geschliffenes

Whiskeyglas gegriffen, dessen Rand leicht abgesplittert war. "Trink, es ist nur Wasser. Wenn du unter Schock stehst, benötigst du viel Flüssigkeit."

Die weißen Rillen des dünnen Bechers knackten, als Marc zugriff. Im Zwielicht schimmerte das Wasser wie die Oberfläche eines dunklen Sees, und Marc hielt mitten in der Bewegung inne. "Nur Wasser?"

"Für wen hältst du mich?"

Constantin setzte sein Glas auf dem Couchtisch ab. Dann nahm er Marc den Plastikbecher wieder ab und leerte ihn mit einem Zug. "Zufrieden?"

Er stand auf und sah mit väterlicher Miene auf Marc hinab.

"Tut mir leid."

Constantin nickte und griff sich wieder sein Glas. Auf dem Couchtisch zeichnete sich ein Wasserfleck ab. "Aber ich müsste dir wirklich etwas zur Beruhigung geben. Ich mache mir ernsthaft Sorgen um dich, Marc."

"Ich auch."

Ich fühle mich wie ein Mensch, der einen Magneten verschluckt hat, der nicht Metall, sondern den Wahnsinn auf sich zieht. Und ich habe große Angst, dass seine Wirkung von Sekunde zu Sekunde stärker wird.

"Komm, es wird spät. Lass uns in die Klinik fahren." Constantin stellte das leere Glas passgenau auf den Wasserrand und reichte ihm die Hand, doch Marc schloss wieder die Augen. Schon als kleiner Junge hatte er gelernt, dass er besser nachdenken konnte, wenn nicht alle seine Sinne aktiviert waren. Als er sie wieder öffnete, stand sein Schwiegervater vor dem Fenster. Sein Zeigefinger folgte dem Verlauf eines Regentropfens, der wie eine Träne die Scheibe hinabglitt. "Wie oft denkst du noch an den Tag, damals im Mai?"

Constantins Stimme war belegt. "Wann war es genau?"
Der Tag im Mai.

Sie hatten ihn nie anders genannt. In ihren Gesprächen war es nie der Tag gewesen, "an dem Sandra überfallen worden war", oder "der Tag, an dem man sie geknebelt und mit einer Drahtschlinge an den Küchenherd gebunden hatte". Es war auch nicht "der Tag, an dem Sandra ihn eigentlich auf eine Fortbildung hätte begleiten sollen und wegen ihrer Übelkeit zu Hause in der Villa ihres Vaters geblieben war".

"Christian wäre jetzt drei", sagte Marc leise. "Genau. Drei Jahre ist das jetzt her."

Constantin seufzte, als wäre seither eine Ewigkeit vergangen. Und im übertragenen Sinne war es das

auch. Sandra war damals schon einmal schwanger gewesen. Die Einbrecher kamen, als sie gerade mit einer Familienpackung Creme-brulee- Eis auf dem Schoß eine alte King 01 Queens-Folge auf DVD sehen wollte. Sechs Stunden dauerte es, bis Constantin endlich nach Hause kam. Bis dahin hatten die beiden Kerle mit den Skimasken den Tresor aufgestemmt und neben den teuren Originalen an den Wänden sämtliches Tafelsilber, Bargeld, eine Uhrensammlung und den alten Laptop mitgenommen.

Sechs Stunden.

Die Blutungen der Fehlgeburt hatten schon eine Dreiviertelstunde früher eingesetzt.

"Habt ihr euch deshalb für euer zweites Baby keinen Namen mehr aussuchen wollen?"

Marc nickte. "Ja. Der Tag hat so vieles zerstört. Wir dachten, Sandra könne nie wieder Kinder bekommen. Als es dann doch funktionierte, wollten wir das Unglück nicht heraufbeschwören. Aberglaube." Er lachte freudlos. "Ist es nicht eine Ironie des Schicksals?"

Constantin drehte sich um und wirkte auf einmal unendlich alt. "Du irrst dich."

Mare sah auf. "Wie meinst du das?"

"Du hast gesagt, der Tag damals habe vieles zerstört. Das ist natürlich richtig. Aber so grausam es klingt, das

Unglück hat euch auch drei weitere schöne Jahre geschenkt." "Das verstehe ich nicht."

"Sandra wollte dich damals verlassen, Mare." "Wie bitte?"

Mare fröstelte und zog die Schulter zusammen wie jemand, der damit rechnet, gleich einen Eiswürfel in den Nacken gelegt zu bekommen.

"Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, deshalb war sie bei uns in Sakrow. Sie wollte mit mir reden, sobald ich aus der Klinik komme." Constantin atmete schwer. "Sie rief an und sagte, es gehe um eure Beziehung und um einen anderen Mann, dem sie erst kürzlich begegnet sei."

"Das kann nicht sein", sagte Mare, obwohl er allen Grund hatte, seinem Schwiegervater zu glauben. Alte, drückende Erinnerungen erkämpften sich einen Platz in der vorderen Reihe seines Bewusstseins. Er hatte es damals verdrängen wollen und Sandras Verhalten auf hormonell bedingte Stimmungsschwankungen während der Schwangerschaft geschoben. Zuerst war sie nur abwesend, still; dann zog sie sich immer mehr in sich zurück, bis die Nachdenklichkeit in eine Depression umzuschlagen schien. Er wollte alle Termine absagen, bis zur Geburt bei ihr zu Hause bleiben, doch das lehnte sie ab. Stattdessen ging sie stundenlang allein spazieren, auch in Gegenden, um

die sie normalerweise einen großen Bogen machte. Eines Tages, er hatte gerade die Eltern eines notorischen Schulschwänzers in Neukölln besucht, sah er, wie sie aus einem schäbigen Straßencafe kam und gedankenverloren in ein Taxi stieg. Als er sie am Abend darauf ansprach, wurde sie wütend und warf ihm an den Kopf, sie verweigere die Aussage, "Herr Anwalt". "Wer war der andere?", stellte er die Frage, die ihn damals schon gequält hatte.

Constantin zuckte mit den Achseln. "Ich habe wirklich keine Ahnung. Es kam nie zu einem klärenden Gespräch. Denn als sie nach der Not-OP erwachte, wollte sie kein Wort mehr darüber verlieren. Sie wollte nur noch dich sehen." Marc spürte einen leichten Krampf in der Wade und stand mühsam auf. Seltsamerweise erinnerte er sich ausgerechnet jetzt an den müden Witz seines Alten Herrn, der ihm erklärt hatte, man erkenne Männer ab fünfzig daran, dass sie sowohl beim Hinsetzen als auch beim Aufstehen stöhnten. So gesehen war er heute an einem einzigen Tag um achtzehn Jahre gealtert.

"Warum erzählst du mir das gerade jetzt?", fragte Marc und griff sich den leeren Pappbecher, den Constantin vorhin ausgetrunken und auf den Couchtisch gestellt hatte. Er musste ins Bad; den Kopf unter Wasser halten und endlich die Medikamente nehmen.

Constantin antwortete erst, als Marc bereits die Tür des Badezimmers hinter sich geschlossen hatte. "Weil du mich vorhin gefragt hast, warum ich dich immer noch als meinen Sohn betrachte. Eine Tragödie hat manchmal die unglaubliche Kraft, Menschen, die sich lieben, zusammenzuschweißen."

"Na prima, dann sag mir mal Bescheid, wenn du mich nicht mehr leiden kannst. Dann bring ich einfach noch jemanden um ..."

Marc sah auf die Stelle an der Wand, an der eigentlich ein Spiegel hätte hängen müssen, während er sich mit beiden Armen auf das Waschbecken stützte. Er war froh, sich auch darum bislang noch nicht gekümmert zu haben. So blieb ihm sein ausgezehrter Anblick erspart.

"Hör auf, dich hinter deinem Humor zu verstecken. Das ist nichts anderes als Selbstmitleid", hörte er Constantin dumpf durch die Tür hindurch.

"So was Ähnliches hat mir heute schon mal jemand gesagt", murmelte Marc und griff nach dem Wasserhebel. Er wollte ihn gerade nach oben ziehen und das kühle Wasser auf die Innenseite seiner Handgelenke fließen lassen, als sein Blick in den kleinen Spalt zwischen Abfluss und Stöpsel fiel.

Was zum Teufel ... ?

Er beugte sich nach unten und zog den zerkratzten Chromstöpsel aus dem Abfluss. Er löste sich mit einem leisen Schmatzen.

Das gibt es doch nicht.

An dem schwarzen Ring der Gummidichtung hing ein einziges Haar. Es war etwa fünfzehn Zentimeter lang und kräuselte sich am unteren Ende wie ein Violinschlüssel. Marc fasste sich unbewusst an den Hinterkopf, den er seit vier Tagen nicht mehr rasiert hatte.

"Constantin", krächzte er und wiederholte den Namen etwas lauter, als er keine Antwort bekam.

Also doch.

Er starnte wie hypnotisiert auf das blonde Haar an seinem Zeigefinger, das nicht von ihm stammen konnte. Seine Hände zitterten, als er es zur Nase führte, und natürlich konnte er nichts riechen. Dennoch war er sich sicher. Sandra.

Er hatte die Wohnung im renovierten Zustand übernommen, das Waschbecken war nagelneu, und es waren niemals Gäste zu Besuch gewesen.

Das ist der Beweis. Sie ist hier gewesen.

Marc schloss die Augen, legte seine zitternde Hand in die andere und atmete tief in die Bauchhöhle. Dann schloss er die Faust um das einzelne Haar wie ein

kleines Kind, das ein Geldstück auf dem Weg zum Bäcker umklammert, und eilte aus dem Badezimmer. "Constantin? Ich habe den Beweis. Ich bin nicht verrückt geworden ... ", rief er und stieß sich auf dem Rückweg zum Wohnzimmer das Knie an einem Metallhocker, der aus einem halbgeöffneten Umzugskarton ragte. Doch der ziehende Schmerz wich blankem Entsetzen, als er ins Wohnzimmer humpelte, dessen Fenster auf einmal sperrangelweit offen stand.

Das Wohnzimmer, in dem er eben noch mit seinem Schwiegervater auf der Couch gesessen hatte, war leer. Constantin war verschwunden. Und mit ihm das Whiskeyglas und der Wasserrand auf dem Couchtisch.

32. Kapitel

"Hallo?"

Marc hatte jedes Zeitgefühl verloren. Er wusste nicht, wie lange er in die regenschwarze Nacht gestarrt hatte. Hier im vierten Stock gab es keine Feuerleiter, keinen Vorsprung, kein Baugerüst oder gar einen Fensterputzerwagen, mit dem man die Wohnung hätte verlassen können.

"Constantin ?"

Sein Schwiegervater hatte sich in Luft aufgelöst.

Er schloss das Fenster, wankte zum Flur und wollte das Deckenlicht einschalten, aber der Schalter funktionierte nicht. Erst auf den zweiten Blick sah er, dass die Glühbirne nicht mehr in der Fassung steckte.

"Hey, wo versteckst du dich?"

Seine Stimme hallte in dem schlauchförmigen Gang von den bilderlosen Wänden wider.

Bitte, lass mich aufwachen. Bitte, lass das alles nur einen Traum sein.

Marc drehte sich zur Wohnungstür und verzog das Gesicht, als er sah, dass die Kette innen vorgelegt war.

"Wo bist du?", flüsterte er mehr zu sich selbst, als ahnte er schon, was er im Schlafzimmer vorfinden würde, nachdem er nun auch die Küche kontrolliert hatte: Nichts.

Nichts außer einer Doppelmatratze und einem weiteren Umzugskarton, auf dem eine billige Nachttischlampe stand, die er jeden Morgen brennen ließ, damit er spätabends nicht in einem dunklen Zimmer nach dem Kabel mit dem winzigen Schalter suchen musste.

Doch Marc irrte sich. Und dieser Irrtum ließ ihn vollends an seinem Verstand zweifeln. Denn die Nachttischlampe war verschwunden.

Wie Constantin. Wie Sandra. Wie mein Leben.

Und doch war es nicht dunkel, denn ein schwacher, blassblauer Lichtstrahl drang durch die Fugen des Umzugskartons.

Das ist unmöglich.

Marc ging zu den Matratzen und spürte auf einmal den unwiderstehlichen Drang, sich fallen zu lassen, die klamme Bettdecke über den Kopf zu ziehen und in einen ewigen, traumlosen Schlaf zu versinken, doch das schummrige Licht zog ihn hypnotisch an, während er sich an ein Gespräch erinnerte, das er vor Jahren mit Sandra geführt hatte.

"Hey, was ist los? Wieso schaust du mich auf einmal so an?"

"Versprichst du mir " "Was?"

"Versprichst du mir, immer ein Licht anzulassen?"

Er öffnete den Karton, bog mit zitternden Händen die Falzlaschen auseinander ... und fand seine surreale Vision bestätigt.

"Was denkst du?"

"Na ja, ich finde sie etwas, sagen wir ... gewöhnungsbedürftig?"

"Grottenhässlich trifft es wohl eher."

Er schloss die Augen, doch die Erinnerungen ließen sich nicht ausblenden.

"Was ist denn ... weinst du etwa?"

"Hör zu, ich weiß, es hört sich jetzt etwas verrückt an, aber ich will, dass wir eine Abmachung treffen."

"Okay?"

"Sollte einer von uns beiden sterben - halt, lass mich bitte ausreden. Dann soll der, der gegangen ist, dem anderen ein Zeichen geben."

Als er die Augen öffnete, steckte die grottenhäßliche,
batteriebetriebene, babyblaue
Delphinnachttischlampe immer noch in dem Karton.

Und sie brannte zum ersten Mal in ihrem Leben.

I'm coming to find you if it takes me all night

Can't stand here like this anymore

For always and ever is always for you

I want it to be perfect like before.

Ohohoho ... I want to change it all.

I want to change.

"A Night Like This", The Cure

Nothing sounds as good as I remember that

"I Remember That", Prefab Sprout

33. Kapitel

Das verstörende Geräusch, das ihn schließlich noch mehr beunruhigte als die brennende Delphinlampe, klang wie das gefährliche Brummen einer Hornisse, die sich zwischen der Jalousie und einer

Fensterscheibe verfangen hat und die während ihrer verzweifelten Befreiungsversuche immer aggressiver wird. Allerdings kam es vom Flur, in dem es keine Fenster gab, und es war auch viel zu rhythmisch für ein unkontrolliert kämpfendes Insekt.

Marc drehte sich zur Schlafzimmertür, und das Summen in seinem Ohr hörte auf. Auf einmal war es in der Wohnung so leise, dass er das Klacken des Stromzählers und das Rauschen der Heizung hören konnte.

"Ist da jemand?", rief er mit trockener Stimme. Dann zuckte er schreckhaft zusammen, genau in dem Moment, in dem er den Fuß auf die Schwelle zum dunklen Flur gesetzt hatte.

Die Hornisse war zurück. Jetzt war sie noch lauter. Noch wütender.

Marc's Puls beschleunigte sich, und er suchte in dem Flur, den er jetzt hinunterschlich, nach einem Gegenstand, mit dem er sich verteidigen konnte. Aber dann, kurz bevor das Geräusch in ein Dauersummen überging, begriff Marc, wie lächerlich er sich gerade benahm. Er sah zu einem kleinen grauen Kasten, rechts oberhalb des Türrahmens.

"Scheiße, ich fürchte mich vor meiner Türklingel", flüsterte er. Wieder einmal versuchte er, über sich

selbst zu lachen, aber die Bemühungen, seiner Furcht dadurch Herr zu werden, schlugen fehl.

Wie eine Hornisse. Es klingt wie eine wütende, eingeklemmte Hornisse.

Außer den Möbelpackern des Umzugsunternehmens und Roswitha wusste niemand von seiner neuen Adresse.

Wer also kann das sein?

Marc's Blick fiel wieder auf die Kette vor der Wohnungstür, die jemand von innen vorgelegt haben musste, nachdem sein Schwiegervater verschwunden war, und er fröstelte. "Constantin?"

Er näherte sich mit dem linken Auge dem Spion, und sein Körper überzog sich mit einer Gänsehaut. Marc spähte nach draußen und stöhnte auf. Obwohl das Dauerbrummen in ein rhythmisches Stakkato übergegangen war, konnte er dennoch niemanden erkennen, der draußen den Finger auf die Klingel drückte.

Was geht hier vor? Vielleicht existiert das alles nur in meinem Kopf? Vielleicht gibt es gar keine Klingel, keine Tür, keine Wohnung und keine Sandra.

Jetzt lachte er wirklich, wenn auch mit einem hysterischen Unterton.

Vielleicht gibt es noch nicht einmal mich selbst?

In einem Anflug von Fatalismus riss er erst die Kette aus dem Schloss und dann die Wohnungstür auf.

Nichts.

Weder direkt vor der Tür noch im Flur. Kein Constantin, kein Nachbar, kein Fremder. Marc war alleine, und so fühlte er sich auch, während er langsam die Tür wieder ins Schloss drückte und von innen die Stirn gegen das Türblatt presste.

Das wütende Brummen der Klingel setzte einen Moment aus und verfiel dann in einen anderen Rhythmus.

Dreimal kurz, dreimal lang. Dann wieder dreimal kurz.
SOS?

Er griff sich an sein verschwitztes Pflaster im Nacken, die einzige Stelle seines Körpers, die nicht von der Kältemanschette erfasst worden war, die sich immer enger um ihn legte.

Eine morsende Geistertürklingel. Also eins muss man mir lassen. Selbst meine Halluzinationen beweisen Sinn für Humor.

Dann ging er rückwärts zum Wohnzimmer zurück, ohne den kleinen, surrenden Kasten oberhalb der Tür aus den Augen zu verlieren, von dem aus ein Kabel über Putz Richtung Fußboden lief, bevor es sich in Höhe der Türklinke teilte; ein Teil des Drahtes wanderte nach unten Richtung Scheuerleiste, der

andere verlief parallel zum Boden und verschwand hinter einem Wintermantel, der an einer Garderobenstange hing, die Marc schon beim Einzug vorgefunden hatte.

Dreimal kurz. Dreimal lang. Natürlich!

Ich bin so fertig, dass ich nicht mehr richtig denken kann. Er zog den Mantel zur Seite und erinnerte sich an die überschwenglichen Lobpreisungen des Maklers, der so getan hatte, als wäre eine einfache Gegensprechanlage die neueste Errungenschaft aus der Weltraumforschung und damit die Rechtfertigung für die unangemessen saftige Miete.

Es piepste einmal hell, als er das Telefon aus der Vorrichtung zog. Sofort hörte die Hornisse auf zu brummen. "Ja?", krächzte er in den Hörer und war beinahe erleichtert, eine Antwort zu bekommen. Auch wenn die Stimme zu einer Person gehörte, vor der er eben erst geflüchtet war.

"Können Sie reden?"

Emma. Ihr unterwürfiger, schüchterner Tonfall war unverkennbar.

Marc starrte auf die monitorlose Station der Gegensprechanlage, unfähig, zu antworten.

"Hallo? Ist er noch bei Ihnen?"

Es knackte, und endlich fand Marc seine Stimme wieder. "Wen meinen Sie? Woher wissen Sie, wo ich

wohne?" "Ich bin Ihnen gefolgt", sagte Emma und hustete. "Gefolgt?", wiederholte Marc stupide.

"Ja, zur Polizei. Und hierher. Ich habe gesehen, wie Sie mit ihm verschwunden sind."

"Constantin?"

"Ich weiß nicht, wie er heißt. Ich weiß nur, dass er zu denen gehört."

Denen?

"Jetzt kommen Sie endlich runter, bevor es zu spät ist." Marc schüttelte den Kopf, als könne Emma unten auf der Straße ihn sehen. "Damit ich Ihnen wieder in die Falle gehe?"

"Was für eine Falle? Wovon reden Sie? Ich bin diejenige, die gejagt wird."

Gejagt?

"Hören Sie ..." Marcs Stimme zitterte. "Ich weiß nicht, wer Ihre Auftraggeber sind, aber ... "

"Was denn für Auftraggeber um Himmels willen? Ich bin ebenso auf der Flucht wie Sie, allein. Nur auf mich gestellt."

"Ach ja? Und mit wem haben Sie dann vorhin im Hotelzimmer am Telefon über mich gesprochen?"

Emma seufzte. "Ach deshalb. Das erkläre ich Ihnen später."

"Nein, jetzt. Wen haben Sie angerufen?"

Es knackte wieder in der Leitung, und das Rauschen nahm zu.

"Meine Mailbox." "Wie bitte?"

Sie zögerte. "Ich rufe mich jede Stunde einmal selbst an und spreche auf meine Mailbox, wo ich gerade bin, mit wem ich mich treffe und was ich als Nächstes tun werde. Eine reine Vorsichtsmaßnahme für den Fall, dass mir etwas zustößt oder man wieder mein Gedächtnis löscht."

"Das soll ich glauben, ja?"

"Warum sollte ich Sie anlügen? Ich brauche doch selbst Hilfe. Auch wenn Sie derzeit in größerer Gefahr schweben als ich. Also kommen Sie jetzt endlich zu mir runter." Ihre Stimme überschlug sich.

"Ich bin hier in meiner Wohnung sicherlich besser aufgehoben als bei Ihnen da unten."

"Blödsinn, ich warte seit einer halben Stunde, und ich habe niemanden aus dem Haus kommen sehen. Das bedeutet, dass er noch bei Ihnen ist, und das wiederum heißt, dass Sie ... "

"Ich bin alleine", unterbrach sie Marc.

"... dass Sie in großer Gefahr sind, weil das Programm immer noch weiterläuft."

"Ich bin in keinem Programm!", schrie Marc in den Hörer. "Doch. Und ich werde es Ihnen beweisen."

"Wie?", fragte Marc und spürte auf einmal einen Lufthauch im Nacken, als hätte sich hinter ihm jemand bewegt. Er drehte sich um, und seine Augen weiteten sich vor Angst.

"Sie lebt noch", hörte er Emma flüstern. "Kommen Sie runter, und ich beweise es Ihnen." Ihre Stimme drang kaum noch zu ihm durch.

Das kann nicht sein. Das darf nicht wahr sein.

Er hörte nicht, dass er seine Gedanken laut ausgesprochen hatte, sah es aber an seinem Atem. Die Kälte um ihn herum war keine Einbildung; sie strömte wie flüssiger Stickstoff in die Wohnung. Durch das weitgeöffnete Fenster im Wohnzimmer. Das Fenster, das er gerade eben erst fest verschlossen hatte.

34. Kapitel

Marc schloss die Wohnungstür von außen ab, obwohl er wusste, dass er damit die unsichtbare Bedrohung nicht zurücklassen würde. Was immer ihn verfolgte, schien sich nicht von physischen Barrieren abhalten zu lassen. Der Wahnsinn war wie ein Nebel, der durch die Fugen der Normalität in sein zersplittetes Leben drang. Und ihm blieb nur die Flucht, um in seinen

Schwaden nicht noch mehr die Orientierung zu verlieren.

Als er die Straße erreichte, ging er davon aus, wieder allein zu sein. Deshalb war er über Emmas Anblick, die tatsächlich in ihrem Wagen auf ihn wartete, beinahe erschrocken. Ihr alter Käfer parkte in zweiter Reihe, und Marc brauchte einen zweiten Blick, um zu realisieren, dass sie damit sein Auto blockierte. Es stand exakt an der Stelle, an der er es vor wenigen Stunden noch gesucht hatte.

"Kommen Sie schon", rief sie, während sie in den Rückspiegel sah. Der Motor, der bislang dumpf vor sich hin getuckert hatte, begann zu rasseln, als sie mit dem Durchdrücken des Gaspedals ihre Ungeduld unterstrich, aber Marc war perplex angesichts seines wiederaufgetauchten Wagens. Wie in Trance ging er um Emmas Käfer herum und begaffte den Mini, als hätte er noch nie zuvor in seinem Leben ein Auto gesehen.

"Was ist?" Der Motor rasselte erneut.

"Moment", rief er, ohne sich umzudrehen, und tastete seine Taschen nach dem Autoschlüssel ab, bis er sich daran erinnerte, dass er ihn schon längst von seinem Bund abgemacht hatte.

Er legte sich die Hände wie Scheuklappen vor das Gesicht und presste sie dicht an die feuchte Scheibe.

Kein Zweifel. Das, was sich in den letzten Minuten hier materialisiert haben musste, war sein Auto. Die seit dem Unfall unbenutzte Sporttasche lag zusammengestaucht im Fußraum hinter der Fahrerseite, die Rückbank war mit alten Zeitschriften, einer leeren McDonald's- Tüte und zahlreichen Pfandflaschen zugemüllt, und im Zigarettenanzünder steckte das verknotete Ladekabel für sein Handy.

"Scheiße, verdammt!", rief Emma wütend und schaltete den Motor aus. Marc hörte die Tür in den Angeln ächzen, als sie hinter ihm ausstieg, während er sich nach einem geeigneten Gegenstand umsah, mit dem er die Scheibe einschlagen könnte.

"Was machen Sie denn nur? Wir müssen los."
"Wohin?"

Er bückte sich nach einem Pflasterstein, der mehrere Zentimeter aus dem Bürgersteig ragte, und versuchte, ihn aus dem Boden zu lösen. Marcs Finger glitten jedoch immer wieder an den feuchten Kanten ab.

"Haben Sie etwas verloren?" Ja, den Verstand.

Er sah unter dem Wagen hindurch auf ihre Stiefel. Sie stand neben einer kleinen Pfütze direkt auf der Straße und trat unruhig von einem Bein auf das andere.

"Wir können sofort los, ich muss nur noch schnell etwas aus meinem Wagen holen."

"Und wieso kriechen Sie dazu auf dem Boden herum?", fragte Emma, und Marc hörte es klacken. Dann wurde es etwas heller um ihn herum. Im Innenraum seines Autos war das Licht angegangen.

Wie zum Teufel hat sie das so schnell geschafft?

Marc blinzelte irritiert und stand auf, dann öffnete er die Fahrertür, die ebenso leicht aufschwang wie die, die Emma bereits geöffnet hatte. Er sah sie misstrauisch an.

"Woher wussten Sie, dass ... "

"Da!" Sie zuckte mit den Achseln und zeigte auf das Zündschloss neben dem Lenkrad. "Der Schlüssel steckt. Sie müssen ihn in der Aufregung vergessen haben."

Nein. Auf gar keinen Fall. Ich trage ihn seit Tagen nicht mehr bei mir.

Er kniete sich mit einem Bein auf den Fahrersitz und beugte sich zum Handschuhfach. Dessen Beleuchtung funktionierte schon lange nicht mehr, dennoch fand er sofort, wonach er suchte, nachdem er die Klappe geöffnet und einen Stapel CDs zur Seite geräumt hatte.

"Was sind das für Pillen?"

Ihre Hand griff nach seiner, als er den Plastikstreifen mit den Tabletten herausnehmen wollte.

"Das geht Sie nichts an", sagte er etwas unfreundlicher als beabsichtigt, aber der Ton zeigte Wirkung. Sie wich einige Schritte vom Wagen zurück, zog sich die weiße Kapuze wieder über den Kopf und drehte das Gesicht gegen den Wind.

Als er sich nach hinten zur Rückbank beugte, hörte er, wie sie in ihren Käfer stieg und den Motor startete. Dann, er war gerade dabei, unter den Sitz zu greifen, um eine Colaflasche darunter hervorzuangeln, mit der er gleich seine erste Tablette herunterspülen würde, hörte er das tiefe Brummen eines Diesels. Zuerst dachte er, Emma wäre beleidigt davongefahren, und das erschreckte ihn, denn immerhin hatte sie ihm versprochen, einen Beweis für die Existenz seiner Frau zu liefern.

Doch als er den Kopf hob und auf die von stroboskopartigen Blitzen erleuchtete Straße sah, traute er seinen Augen kaum. Emma hatte recht behalten. Er hätte sich beeilen müssen. Marc ließ vor Schreck die Colaflasche fallen, auch die Pillen glitten ihm aus der Hand. So wie es aussah, steckten sie wirklich in dem Programm.

35. Kapitel

Das Rauschen in Bennys Ohren wurde mit jeder Stufe stärker. Es hatte ganz leise begonnen, schon in der Sekunde, als er die Verkehrskontrolle passieren durfte. Die Polizistin, die ihn hatte kontrollieren wollen, war nicht mehr dazu gekommen, einen Blick in seinen Kofferraum zu werfen. Kurz bevor er die Zentralverriegelung entsichern konnte, war sie von einem Kollegen zu Hilfe gerufen wurden, der jede Unterstützung brauchte, um einen randalierenden Mercedesfahrer zum Alkoholtest zu bewegen. Seitdem hatte sein Puls sich nicht beruhigt, und er schwitzte, während er die Treppe zu seiner Wohnung nach oben stieg.

"Weißt du eigentlich, weshalb all deine Selbstmordversuche nie funktioniert haben, Benny?"
Es kam nicht besonders oft vor, dass Valka ihn anrief. Dass es heute schon zum zweiten Mal geschah, ließ nichts Gutes erwarten.

"Nein", keuchte Benny wahrheitsgemäß und fragte gar nicht erst nach dem Sinn dieser Frage. Valka liebte Inszenierungen. Ganz gleich, ob er eine Frau beeindrucken, einen Widersacher töten oder nur ein Gespräch führen wollte - Eddy überlegte sich lange im

Voraus, womit er die größte Wirkung erzielte. Daher war sein Gesprächseinstieg rein rhetorisch.

"Weil du ein schwacher Mensch bist. Ich erinnere mich noch an das erste Mal, lächerlich, damals, als diese YokoOno-Schlampe unsere Band zerstört hat."

Valka nannte Sandra nie bei ihrem richtigen Namen und verglich sie regelmäßig mit John Lennons Frau, die damals die Beatles gespaltet hatte. Fakt war, dass Marc keine Zeit mehr für Proben und Auftritte gehabt hatte, kurz nachdem sie zusammengekommen waren.

"Die Herde, die dich beschützt hatte, war auf einmal nicht mehr da. Dein bester Freund, dein Bruder, vögelte mit seiner neuen Schnalle, während das Sensibelchen all eine zurückblieb. Scheiße, ich hab nie verstanden, wie man so ein Muttersöhnchen sein kann. Aber du wolltest dich ja auch gar nicht richtig aus der Bahn schießen. Verdammt, ich mein, mit den paar Pillen, die du geklinkt hast, hätte man noch nicht mal eine Katze einschläfern können." Er lachte wie jemand, der kurz davor steht, sich auf die Schenkel zu klopfen.

Benny blieb stehen. Er trug nur ein dünnes, langärmeliges T-Shirt unter seiner grünen Fliegerjacke, und der Hausmeister hatte wegen der explodierenden Energiepreise mal wieder alle

Heizungen abgedreht. Trotzdem fühlte er sich wie in den Tropen.

"Ich weiß, du konntest mich nie richtig leiden, Benny. Aber du musst zugeben, ich war immer für dich da. Hab mich um dich gekümmert. Dir ein neues Leben geschenkt." "Ach ja?", murmelte Benny und suchte in seiner Jacke schon mal nach dem Wohnungsschlüssel. Nur noch zwei Stockwerke lagen vor ihm. Die letzten Stufen zum ausgebauten Dachgeschoss waren mit weinrotem Sisalteppich ausgelegt, der seine Schritte dämpfte.

"Und heute mache ich dir schon wieder ein Geschenk, wenn du lebend die Stadt verlassen darfst."

"Ich dachte, wir sind quitt, Eddy. Ich hab den Job erledigt."

"Ich weiß. Meine Jungs haben mir gerade bestätigt, dass die Bude des Schreiberlings wie ein Fußballfeld aussieht, so viel grüne Jungs latschen da im Moment durch die Zimmer."

Offenbar telefonierte Valka mit einem Satellitentelefon oder ging davon aus, dass im Augenblick niemand seine Gespräche abhörte.

Oder er war einfach großenwahnsinnig geworden. Vermutlich beides, dachte Benny.

"Also, pass auf ... " Die aufgesetzte Jovialität in Eddys Stimme war wie per Knopfdruck verschwunden. "Du

wirst jetzt sofort dieses dreckige Stück Scheiße in
deinem Kofferraum aus dem Land schaffen."

Benny nickte, abgelenkt von der Erkenntnis, dass er
den Schlüssel in seiner Hand nicht mehr benötigte.
Seine Wohnungstür stand offen, wenn auch nur einen
winzigen Spalt. Er stieß sie mit dem Fuß vorsichtig
auf. Im Inneren seiner Wohnung war es dunkel.

"Wo bist du jetzt?", wollte Valka wissen, der das
Knarren der Tür gehört haben musste.

"Bei mir zu Hause".

Benny trat in die Diele, in der ihn ein kaum
wahrnehmbarer, süßlicher Geruch empfing.

"Sehr schön. Dann packst du jetzt deine Sachen, gehst
zu deinem beschissen Auto und bringst den
blutenden Müllbeutel noch heute Nacht nach
Holland."

Er nannte Benny eine Adresse in Amsterdam und
einen Ansprechpartner. "Wenn Vincent mich bis zwölf
Uhr nicht zurückgerufen und den Eingang der Ware
bestätigt hat, werde ich dich suchen."

Benny blieb stehen und wechselte den Hörer von
einem Ohr zum anderen. "Zwölf Uhr? Nein, das geht
nicht. Ich brauche mehr Zeit." Er schaltete das
Deckenlicht an, und der Geruch wurde stärker.

"Sag mal, hör ich mich an wie eine Nutte?" "Nein."

"Schön, ich dachte nämlich schon, du willst mich ficken. Ich tu dir einen Gefallen, erlaube dir, deine Schulden abzubauen, anstatt dir mit einem Drucklufttacker deine Hoden zu bearbeiten, und du sagst, du brauchst mehr Zeit? Wer glaubst du, dass du bist?"

"Hör zu, Eddy, bitte gib mir noch einen Tag mehr, damit ich mich von allen verabschieden kann."

"Von wem denn, du Spinner? Deine Eltern sind tot, dein Bruder hasst dich, und deine Freunde sitzen im Psychoknast." Valka lachte wieder. "Aber ich dachte mir schon, dass du wieder so etwas sagen würdest, deshalb hab ich eine kleine Überraschung für dich organisiert. Eine, die dir den Ernst der Lage verdeutlichen wird."

Benny schloss die Augen - und erfasste plötzlich die grauenhafte Bedeutung des Geruchs.

36. Kapitel

Überlebende eines Flugzeugabsturzes, eines Bombenattentats, eines Autounfalls oder sonst eines lebensbedrohenden Ereignisses sagen oftmals aus, sie hätten den Moment der Katastrophe wie in Zeitlupe wahrgenommen. So als hätte die Explosion, der

Ausbruch des Feuers oder der Zusammenstoß ein Loch in die Zeit gerissen und sie stellenweise sogar zum Stillstand gebracht. Marc begriff in dieser Sekunde die Ursache für dieses Wahrnehmungsphänomen: Das menschliche Gehirn ist im Augenblick einer tödlichen Bedrohung nicht mehr in der Lage, alle Eindrücke auf einmal wahrzunehmen, geschweige denn, die Abfolge der Ereignisse in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen.

Marc sah den hellerleuchteten Krankenwagen, seine dreckigen Schweinwerfer, die lautlos zuckenden Signallampen auf dem Dach und die offen stehenden Türen zur hinteren Ladefläche. Er registrierte den bärtigen Pfleger mit dem weißen Kittel, der etwas in der linken Hand hielt, während er versuchte, Emma aus dem Käfer zu ziehen. Er nahm sogar von unbedeutenden Details Notiz, wie dem blutroten Reflexionsstreifen an den Seiten des Kastenwagens oder der rosenkranzähnlichen Kette, die vom Rückspiegel im Takt zu den zuckenden Warnsignallampen zu baumeln schien. Marc hörte auch den Dieselmotor, dessen Blubbern sich mit dem des Käfers mischte, und wunderte sich noch, weshalb Emma keinen Ton von sich gab, bis sie endlich anfing, laut um Hilfe zu schreien. Höchstwahrscheinlich geschah das alles nur

einen Sekundenbruchteil versetzt, nachdem der Bärtige ihr eine Ohrfeige gegeben hatte, wodurch ihre Brille auf den Asphalt geschleudert wurde.

Nun erschien auch eine dritte Person auf der Bildfläche, die er zunächst wegen der zum Pferdeschwanz gebundenen Haare und ihrer eher zierlichen Statur für eine Frau hielt, bis er in ihr einen jungen Mann erkannte.

"Hey!", brüllte Marc und zwängte sich rücklings aus seinem Wagen. "Loslassen!"

Die Gummisohlen seiner Turnschuhe rutschten auf einem kleinen Laubhaufen aus, als er ihr zu Hilfe eilen wollte. Mittlerweile war es dem Bärtigen gelungen, Emmas massigen Körper vom Fahrersitz zu wuchten, so dass sie leicht benommen neben das Auto torkelte. Es dauerte noch nicht einmal einen Wimpernschlag, da hatte der Pfleger sie bereits am Arm hochgerissen und sie mit der Brust voran gegen den Krankenwagen gepresst.

"Nun mach schon", brüllte der Angreifer dem Langhaarigen zu, der unschlüssig wirkte, um wen er sich zuerst kümmern sollte. Doch dann schrie Emmas Entführer noch einmal doppelt so laut und deutete mit dem Kopf nach unten.

Was immer er bislang in der Hand gehalten hatte, war ihm beim Kampf heruntergefallen. Offensichtlich

benötigte er es, um Emma ruhigzustellen, die langsam wieder einen klaren Kopf bekam und wild um sich trat. Der Mann hatte trotz seiner kräftigen Statur alle Mühe, sie in Schach zu halten.

"Was wollt ihr von ihr?", schrie Marc und bemerkte aus dem Augenwinkel, wie in dem dritten Stock seines Mietshauses ein Licht anging. Der Motorenlärm, die zuckenden Rettungslichter und das Gebrüll würden früher oder später einen Anwohner dazu veranlassen, die Polizei zu rufen. Eher später, denn nächtliche Auseinandersetzungen waren auch in Schöneberg nichts Ungewöhnliches, und die meisten vertrauten darauf, dass ihre Mitmenschen in der Lage waren, ihre Differenzen all eine und ohne staatliche Vermittlung zu lösen, zumal der Krankenwagen sicher einen beruhigenden Eindruck auf Außenstehende hinterließ. "Bitte nicht", stöhnte Emma. Der Langhaarige hatte gerade einen länglichen, zigarrenförmigen Gegenstand aufgehoben und seinem Komplizen gereicht.

"Und jetzt zu dir", sagte er und trat einen Schritt auf Marc zu, nachdem er sich vergewissert hatte, dass der Bärtige die Lage wieder im Griff hatte, der Emmas Handgelenk hinter ihrem Rücken bis zu den Schulterblättern hochgezogen hatte. Ihre

Schmerzensschreie gingen in ein langgezogenes Jaulen über.

Am liebsten hätte Marc sich sofort auf den Mann gestürzt, der jetzt versuchte, den zigarrenförmigen Gegenstand in Position zu bringen, um ihn auf ihren Oberarm zu drücken.

Aber dazu musste er erst einmal an dem anderen vorbei, der auf den ersten Blick viel schwächer als sein Partner wirkte. Doch das täuschte. Marc kannte diesen Typus und wusste, wie gefährlich gerade diese ausgemergelten Halbstarken waren, weil sie selbst wie Opfer wirkten und man sie deshalb unterschätzte. Diese Straßenkämpfer kompensierten ihre muskuläre Unterlegenheit durch eine fanatische Bereitschaft zur Selbstzerstörung und droschen selbst dann noch auf alles in ihrer Reichweite ein, wenn sie schon lebensgefährlich verletzt waren.

"Mach keinen Ärger", sagte der Pfleger und kam näher, wobei er Emmas Brille unter den Füßen zermalmte.

Die Kniescheibe, schoss es Marc durch den Kopf. Er hob beide Arme in einer kapitulierenden Geste und lächelte sogar etwas, genau wie Khaled es ihm geraten hatte, der sechzehnjährige Halbtunesier, der nach jeder Straßenschlägerei stolz in den "Strand" kam, um seine frischen Wunden zu präsentieren.

Khaled hatte recht. Tatsächlich gibt es keinen besseren Ansatzpunkt als die Kniestiefe, um einen Gegner zu Fall zu bringen und auf Dauer bewegungsunfähig zu halten. Gleich danach, noch während die glühend gelben Schmerzschübe das Opfer zu zerreißen drohen, muss man allerdings nachsetzen. Drei, vier Tritte, möglichst gegen Kinn und Schläfe. Wenn der Winkel günstig ist, kann man dem am Boden zitternden Opfer vielleicht auch das Nasenbein mit einem Stoß ins Gehirn rammen.

"Wer liegt, stirbt. Wer steht, geht", hatte Khaled ihm die wichtigste Regel der Straße erklärt. Ein Gesetz, das schon vor Jahren das Leben von Marc und seinem Bruder bestimmt hatte, lange bevor sich ihre Wege trennten. Und jetzt stand er wieder kurz davor, zu überprüfen, ob das Gesetz nach all der Zeit immer noch Gültigkeit besaß

37. Kapitel

Der Angriff war genauso schnell vorbei, wie er begonnen hatte. Der Langhaarige riss die Augen auf, ungläubig, wie in einer Karikatur, wenn der Zeichner allergrößtes Erstaunen zum Ausdruck bringen will. Dabei war Marc fast noch überraschter als sein

Gegner, dass dieser so einfach zu Boden ging. Denn er hatte ihn gar nicht berührt ... sondern Emma. Noch bevor Marc sich fragen konnte, wie sie ohne seine Hilfe aus dem Klammergriff ihres Entführers entkommen war, warf sie ihm schon ihre Autoschlüssel zu.

"Schnell, Sie müssen fahren."

Noch immer leicht benommen von dem Schlag des Bärtigen, wankte sie auf die Beifahrerseite und ließ sich in den Käfer plumpsen. "Ohne Brille kann ich nicht gut sehen."

Marc starrte fassungslos auf die beiden Sanitäter zu seinen Füßen, die sich nicht mehr bewegten.

Diesmal vergeudete er nicht zu viel Zeit, sondern löste sich aus seiner Starre, und schon wenige Atemzüge später bog er auf die menschenleere Bülowstraße ein, um den Oldtimer mit hektischem Blick in den Rückspiegel über die Kreuzung zum Nollendorfplatz zu jagen.

Eine Zeitlang sprach niemand, dann konnte er sich nicht mehr zurückhalten. "Was wollten die von Ihnen?"

Emma griff wie abwesend nach ihrem Gurt und antwortete, nachdem ihre zitternden Hände endlich Steckzunge und Schloss zusammengeführt hatten. "Bleibtreu", keuchte sie und wischte sich einen

Speichelbaden von der Unterlippe. "Das waren Bleibtreus Jungs. Die sollen mich zurückbringen. In die Klinik. Den Rest meiner Erinnerungen löschen." In die Klinik? Aber die gibt es doch gar nicht mehr. In der Französischen Straße 211 befindet sich nur noch ein großes Loch.

Emma kniff sich in die Nasenwurzel, schnappte nach Luft und sprach keuchend weiter, wobei sie nach jedem Satz eine lange Pause machte, um geräuschvoll Luft in ihre Lunge zu pumpen. "Die wollen von mir das Gleiche wie von Ihnen. Glauben Sie mir jetzt endlich? Wir stecken in demselben Programm. Alleine haben wir keine Chance, aber gemeinsam können wir denen entkommen."

Marc drehte sich zu ihr. In ihrem Blick lag tiefe Erschöpfung, ansonsten aber schien sie klar, auch wenn das, was sie sagte, nach einer durchgeknallten Verschwörungstheorie klang.

Aber weshalb geschieht das alles?

Gesetzt den Fall, es gab wirklich dieses Programm - welche Erinnerungen sollte man bei ihm löschen wollen? Oder bereits gelöscht haben?

Allein der Versuch, nach Antworten auf diese aberwitzigen Fragen zu suchen, grenzte an Irrsinn. "Wie haben Sie das gemacht?", wechselte er deshalb das Thema.

"Was?"

"Die Männer. Wie haben Sie das eben geschafft?"

Emmas schneeweisse Zähne blitzten auf. "Ich habe ihn gebissen." Sie lächelte, wohl auch, um die Anspannung zu verlieren. "Dadurch hat er seine, wie sagt man dazu ... ?" Sie reichte ihm den zigarrenförmigen Zylinder, mit dem der Bärtige sie bedroht hatte. "Ist das eine Impfpistole ?"

Marc warf einen kurzen Blick darauf, überfuhr eine dunkelgelbe Ampel an der Kurfürstenstraße und nickte. Betäubungsmittel. Sie hatte die Angreifer mit ihren Waffen schachmatt gesetzt.

"Ich hoffe, die atmen noch", sagte sie leise und klang auf einmal verunsichert. So als wolle sie von Marc hören, dass sie richtig gehandelt habe. "Ich hab mich doch nur verteidigt."

Er nickte.

Der Zweck heiligt die Mittel. Manchmal muss man das Falsche tun, um das Richtige zu bewirken.

Er verlangsamte, als die Kurve am Hotel Esplanade in eine Dreißigerzone führte, ohne eine Ahnung davon zu haben, wohin ihn diese Fahrt führen würde und wer diese Frau war, die ihn gegen seinen Willen begleitete und nicht nur immer mysteriöser, sondern jetzt auch immer bedrohlicher auf ihn wirkte.

"Wer sind Sie?", fragte er.

Sie sah ihn an, zögerte kurz und senkte dann wieder den Blick, als sie antwortete. "Ich hab Ihnen doch schon alles gesagt. Alles, was ich noch über mich weiß. Den Rest meiner Erinnerungen haben die mir schon genommen." "Blödsinn."

Sie schrak zusammen, als Marc auf das Plastiklenkrad des Käfers drosch. "Das ist doch kein Zufall, dass wir uns ausgerechnet heute begegnet sind."

Emma atmete tief durch. "Nein, kein Zufall. Ich habe auf Sie an der Baustelle gewartet, schon vergessen? Das habe ich Ihnen nie verheimlicht." Emma sah wütend aus dem Fenster. "Ich stehe auf Ihrer Seite, was für Beweise benötigen Sie denn noch? Muss ich mich von Bleibtreus Leuten erst umbringen lassen?"

Nachdem Marc die Potsdamer Straße überquert hatte, öffnete sie den Reißverschluss ihres Mantels und zog ein Handy aus der Innentasche.

"Wen wollen Sie jetzt anrufen?", fragte Marc und jagte den Käfer in den Tiergartentunnel. Ein rotes X signalisierte ihm, auf eine andere Spur zu wechseln.
"Niemanden."

Emma rieb sich mit der einen Hand die Schläfe, mit der anderen tippte sie immer wieder auf die gleiche Taste ihres Handys, bis sie gefunden hatte, wonach sie gesucht hatte. "Hier."

Sie schaltete die altersschwache, schmutzige Glühlampe über ihren Köpfen ein und hielt Marc das Display entgegen. Da er gerade dabei war, ein einsames Einsatzfahrzeug der Straßenreinigung zu überholen, konnte er nur einen flüchtigen Blick darauf werfen.

"Was ist das?"

"Ich hab Ihnen doch einen Beweis versprochen. Sehen Sie selbst. Sie lebt."

"Sandra?"

Er stieg sofort auf die Bremse, und der Käfer kam ins Schlingern. Es rumpelte zweimal, und die Achsen knackten bedrohlich, als er eine Seitenbegrenzung überfuhr und vor einem Notausgang mitten im Tunnel zum Stehen kam.

"Halten Sie das für eine gute Idee?", fragte Emma, der das Telefon aus der Hand gefallen war. Sie musste die Tastatur erst von feuchtem Straßendreck befreien, bevor sie es Marc reichen konnte.

"Wo haben Sie das aufgenommen?", antwortete er mit einer Gegenfrage.

"Ich sagte doch, ich bin Ihnen gefolgt, nachdem Sie mich im Hotel alleingelassen hatten."

Sie kratzte sich die schuppige Hand. "Das hier habe ich vor der Polizeistation geschossen."

"Sandra war auf dem Revier?"

Marc hielt das Telefon schräg, weil das Licht sich in dem Plastikdisplay des Telefons störend spiegelte, konnte aber immer noch kaum etwas erkennen. Der gelbe Volvo, vor dem Constantin stand und zu dessen Fahrerseite er sich hinabbeugte, konnte überall und an jedem Abend fotografiert worden sein, auch wenn der digitale Timecode die Uhrzeit anzeigte, zu der Marc auf der Wache gewesen war. Aber nichts war einfacher, als den elektronischen Kalender eines Handys zu verändern.

"Das ist sie doch?", fragte Emma und tippte auf die Stelle, von der er seine Augen ohnehin nicht abwenden konnte. Das Profil, die blonden Haare, die schlanken Finger, die auf etwas außerhalb des Fotos deuteten, das alles kam ihm vertraut vor. Gleichzeitig war es so verwaschen und trotz der Straßenlaterne, unter der der Wagen parkte, viel zu schlecht ausgeleuchtet, als dass er sich sicher sein konnte. "Ich bin etwas zu spät gekommen, gerade in dem Moment, als Ihr Schwiegervater sich von Ihrer Frau verabschiedete."

Sandra ist Constantin zum Revier gefolgt? Aber das ergibt doch alles keinen Sinn.

Welchen Grund sollte es dafür geben, dass Vater und Tochter ihm gemeinsam diesen grausamen Streich spielten? In einer billigen Seifenoper würde sich alles

als eine Verschwörung entpuppen mit dem Ziel, ihn in den Augen eines Vormundschaftsgerichts zu diskreditieren und ihn und sein Vermögen unter Betreuungsvorbehalt zu stellen.

Aber ich bin hier der arme Schlucker. Sandra erbt einmal das große Geld.

Marc lief es kalt den Rücken herunter, und sein Unterkiefer begann leicht zu zittern.

Rache, dachte er und fröstelte noch mehr. Wenn sie mich wirklich zerstören wollen, bleibt nur noch Rache als Motiv.

Doch was sollte er ihnen angetan haben? Was für eine Tat, an die er sich nicht mehr erinnerte, würde diese unvorstellbaren Alpträume rechtfertigen, in die sie ihn stürzten? Habe ich etwas so Schlimmes gemacht, dass Sandra mich dafür jetzt in den Wahnsinn treiben will? Etwas, weswegen sie mich vielleicht schon einmal verlassen wollte? Damals, kurz vor der Fehlgeburt?

Er wollte gerade wieder den Motor starten, als ihm eine weitere, nicht minder bedrohliche Frage in den Sinn kam. Marc beugte sich zu Emma, packte sie an der Schulter und sah sie durchdringend an. "In meiner Akte, die Sie in der Klinik gefunden haben ... "

"Ja?"

"Gab es da auch ein Foto von meiner Frau?" "Nein."

"War sie denn in dem Bleibtreu-Programm?" "Soweit ich weiß, nicht."

"Ach ja? Und woher kennen Sie sie dann?" Marc drückte ihre Schulter noch fester.

"Sie tun mir weh."

Er nickte nur. "Wieso sind Sie sich so sicher, dass das Sandra auf dem Foto ist?"

Emma wand sich unter seinem Griff. "Sie haben mir von ihr erzählt, und der Mann hat diesen Namen immer wieder gerufen."

"Constantin?"

"Wenn er so heißt, ja."

Sie legte ihre Hand, die sich angenehm warm anfühlte, auf seine. Sofort lockerte er seinen Griff.

"Was hat er gesagt?"

"Die beiden haben sich gestritten. Nur deshalb habe ich die Szene überhaupt fotografiert. Was Ihre Frau sagte, konnte ich nicht verstehen, denn sie ist nicht ausgestiegen und hat den Wagen laufen lassen."

Das klingt nicht nach ihr. Sandra war so umweltbewusst, sie schaltete selbst an der Ampel sofort den Motor aus, dachte Marc und musste wehmütig lächeln. Einerseits, weil er sie oft damit aufgezogen hatte, wenn hinter ihnen die Fahrzeuge gehupt hatten, da sie nicht schnell genug wieder losgefahren war, andererseits, weil ihm bewusst

wurde, dass er gerade das Verhalten einer Toten hinterfragte.

"Und mein Schwiegervater?"

"Wie gesagt, er hat mehrmals den gleichen Satz wiederholt."

"Welchen?"

Emma griff sich nervös ins Gesicht. Die Haut um ihre Augenpartie war etwas dunkler. "Er hat so etwas gesagt wie: ,Beruhige dich, Sandra. In wenigen Stunden ist alles vorbei.'"

Alles?

Ein Motorrad rauschte an ihnen vorbei, dicht gefolgt von einem zweiten, das den verlassenen Tunnel als Rennstrecke benutzte, und Marc suchte in Emmas Gesicht nach einem Anzeichen der Lüge, doch er konnte selbst in dem Zucken ihrer Lider nur Nervosität, jedoch keine Unauf rechtigkeit erkennen.

"Das hat er gesagt. Dann ist sie wütend weggebraust, und er stieg die Stufen hoch zum Revier, um Sie dort abzuholen, Marc."

Das glaub ich nicht. Das ergibt doch alles keinen Sinn. Warum machen Sandra und Constantin gemeinsame Sache? Weshalb streiten sie sich? Und was ist bald vorbei?

Je mehr sie sagte, desto mehr zersplitterte das Puzzle seines Lebens, desto weniger konnte er unterscheiden,

ob er unter schweren psychotischen Wahnvorstellungen litt oder die Menschen, die ihn umgaben.

Er warf noch einen Blick auf die Aufnahme von Constantin und seiner Frau. "Was für ein Zufall, dass ausgerechnet das Nummernschild nicht drauf ist."

"Ja, darauf habe ich in der Eile nicht geachtet."

"Natürlich nicht." Er lachte freudlos und startete den Motor.

"Aber ... ", Emma kramte wieder in der Innentasche ihres Mantels und zog diesmal einen kleinen Notizblock hervor, aus dessen Rändern Überreste herausgerissener Ringblätter hervorquollen, "... vielleicht hilft Ihnen das ja weiter." Sie drehte den Block um und tippte auf die Ziffernfolge auf dem Papprücken.

B - Q 1371

"Ich hab es mir lieber notiert."

38. Kapitel

"Was für eine Überraschung?", fragte Benny leise, und diesmal war er es, der von Valka keine Antwort erwartete, als er langsam den Flur hinunterging. Sein Ohr brannte, als telefoniere er bereits seit zwei Stunden.

"Sie wartet im Badezimmer auf dich."

Bennys schreckliche Vorahnung verdichtete sich zur Gewissheit. Irgendjemand befand sich in seiner Wohnung.

Er öffnete die angelehnte Tür und sah ins Badezimmer. "Großer Gott." Sein natürlicher Impuls war es, sich abzuwenden, doch dann überwand er seinen ersten Schock und eilte hinein.

Sie war nackt, höchstens vierzehn Jahre alt und lag reglos in der Badewanne. Ihre Arme waren hinter dem Kopf verschränkt, und ihre Hände steckten in viel zu engen Handschellen, mit denen sie an die Duschstange gefesselt war. Ihre kleinen Brüste waren mit dunklen Flecken überzogen, von denen einige wie Blutergüsse, andere wie Brandflecken aussahen. Zwischen ihren gespreizten Beinen, die durch ein Fußseisen auseinander gehalten wurden, breitete sich ein roter Fleck auf der weißen Emaille aus.

"Das ist Magda. Sie stammt aus Bulgarien."

"Du psychopathisches Drecksschwein."

"Ich nehme das mal als Kompliment."

Benny prüfte ihren Puls und spürte nichts.

"Warum? Warum hast du das getan?", fragte er in das Lachen von Valka hinein.

"Ich bitte dich. Damit habe ich nichts zu tun. Das war ein Unfall. So was passiert, wenn meine Freunde sich beim Spielen etwas zu heftig amüsieren."

"Warum?", brüllte Benny noch lauter.

Er berührte ihr schmales Gesicht und begann zu weinen. Er fuhr mit dem Zeigefinger über ihre aufgeplatzten Lippen und spürte mit jeder Faser seines Körpers, welche Furcht und welche Qualen dieses junge Mädchen in den letzten Tagen ihres trostlosen Lebens hatte aushalten müssen. Valka hingegen klang völlig unbekümmert. "Wie ich schon sagte, sie ist meine Versicherung, nur für den Fall, dass du vorhattest, mir diesen Drecksjournalisten Sukowsky irgendwie anzuhängen. Das ist jetzt nicht mehr so einfach, wenn man die Kleine bei dir findet. Oder denkst du, der Staatsanwalt hat Verständnis für einen Serienmörder?" Benny schlug sich beide Hände vor das Gesicht, atmete stoßweise ein und roch dabei den Leichengeruch an den Fingern, mit denen er Magda eben berührt hatte. Die Tatsache, dass er ihren Namen wusste, machte alles noch schlimmer.

"In einer halben Stunde werde ich die Polizei rufen", sagte Valka als Nächstes. "Du solltest also so schnell wie möglich das Weite suchen. Denn glaub mir, selbst wenn es dir gelingen sollte, das Mädel schnell zu

entsorgen, werden immer noch genug DNA-Reste vorhanden sein, die in deinen Abfluss gesickert sind." Damit legte er auf und ließ ihn in einem Meer aus Schmerzen zurück, für die es keine Betäubungsmittel gab. Er setzte sich auf den Wannenrand und begann am gesamten Körper zu zittern. Später konnte er sich nicht mehr daran erinnern, wie lange er so verharrt hatte. Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an; vielleicht waren aber auch erst wenige Minuten vergangen, als er plötzlich die Schritte im Flur hörte.

39. Kapitel

B- Q 1371

Es gab nur einen Menschen, der ihm verraten konnte, wie man den Halter eines Wagens ermittelte, wenn man keinen Zugang zu einem Polizeicomputer oder dem Melderegister hatte. Allerdings, so vermutete Marc, war dieser Mann aus verständlichen Gründen ihm gegenüber sicherlich nicht besonders hilfsbereit eingestellt, schon gar nicht um diese Uhrzeit. Dennoch hatte er keine Alternative gesehen, denn ein zweites Mal konnte er kaum zur Polizei gehen, schon gar nicht mit dieser Anfrage, die den Verdacht auf

seine fortschreitende psychische Störung nur noch weiter nähren würde.

"Hallo?"

Marc bewegte sich langsam auf das Licht zu, das aus der angelehnten Badezimmertür nach draußen in den schmalen Gang fiel. Mit jedem Schritt wuchs das Gefühl eines Deja-vu, das keinen Raum mehr für einen Gedanken an den eigentlichen Grund seines Besuches ließ.

Genauso war es bei seinem letzten, unangekündigten Besuch gewesen. Er war denselben Flur hinab gegangen und hatte wenige Augenblicke später seinen reglosen Bruder in der Badewanne vorgefunden. Allerdings hatte die Wohnungstür nicht weit offen gestanden, so wie eben. "Benny?", hörte er sich selbst rufen, und dann war er erleichtert, ein Lebenszeichen zu sehen. Hinter der Milchglasscheibe tauchte ein Schatten auf. Er wurde größer, und schon öffnete sich sehr viel mehr als nur die Badezimmertür.

Marc fühlte sich, als hätte eine unsichtbare Hand das brüchige Pergament eines alten Fotoalbums umgeblättert. Das Gesicht, in das er sah, war ihm zugleich vertraut und dennoch fremd, wie eine längst vergessen geglaubte Fotografie, die nur noch im Ansatz mit der verklärten Erinnerung übereinstimmt, die man von der Vergangenheit hat. Bei seiner

Aussage vor der Untersuchungskommission hatte er einem Zusammentreffen mit Benny noch aus dem Wege gehen können. Jetzt sah er seinem kleinen Bruder zum ersten Mal seit Jahren direkt ins Gesicht. "Hallo, Kleiner", sagte Marc mit einer Stimme, die ihm selbst unbekannt war. Unsicher, aufgeregt und dennoch künstlich um Souveränität bemüht. Benny antwortete nicht und sah ihn ebenso erschüttert an wie die Frau, die Marc erst vor wenigen Stunden nicht in seine Wohnung gelassen hatte und die er immer noch für Sandra hielt.

Benny griff blindlings hinter sich und zog die Badezimmertür zu, ohne seinen Bruder aus den Augen zu lassen. Er hob die Hand nicht zum Gruß, wischte sich noch nicht einmal die verschwitzten schwarzen Haare aus der Stirn, um die Marc ihn bereits als Jugendlicher beneidet hatte. Stattdessen versteckte Benjamin Lucas die Fäuste in den Taschen eines metallicgrünen Fliegerblousons und bedachte ihn mit einem nur schwer zu deutenden Blick. Verzweiflung? Sorge? Wut?

Plötzlich streifte Marc ein furchtbarer Gedanke und hinterließ eine glühend rote Spur in seinem Innersten wie eine Brennessel auf nackter Haut.

Was, wenn er mich nicht erkennt? So wie Sandra?

Was, wenn es das alles hier nicht gibt? Wenn alles nur Einbildung ist: mein Bruder, der Flur, das Badezimmer hinter ihm?

Marc musste an eine Kurzgeschichte in einer psychologischen Zeitschrift denken, die er im Wartezimmer seines Zahnarztes zu lesen begonnen hatte. Sie handelte von einem Patienten, der einen Psychiater aufsuchte, den er selbst für das Produkt seiner kranken Phantasie hielt. Er war nämlich der festen Überzeugung, der einzige Überlebende einer Virusepidemie zu sein, der letzte Mensch auf Erden, der sich in eine Scheinwelt geflüchtet habe, um nicht vor Einsamkeit zu sterben. Der Psychiater stand nun vor einer schier unlösbar Aufgabe: Wie überzeugte man einen Patienten, dass er nicht unter Halluzinationen litt, dass alles, was er sehen und fühlen konnte, tatsächlich existierte - und zwar nicht nur in seiner selbstgeschaffenen Vorstellungswelt, sondern in der Realität.

Marc war aufgerufen worden, bevor er die Pointe hatte lesen können. Noch nie zuvor hatte er so sehr bereut, das Ende einer Geschichte nicht erfahren zu haben, wie in dieser Sekunde.

"Weißt du, wer ich bin?", wollte er tatsächlich fragen, doch Benny kam ihm zuvor.

"Es ist gerade schlecht, Marc."

Die persönliche Anrede, der vertraute Unterton, den man nur Bekannten gegenüber anschlägt, vor denen man sich nicht zusammenreißen muss, und das kurze Zucken der Augenbrauen - eine Geste, mit der sie sich früher immer begrüßt hatten -, all das zerstreute Marcs schlimmste Befürchtungen. Er war kein Fremder.

"Du kennst mich", stieß er erleichtert hervor, ohne zu bedenken, wie absurd das klingen musste. Doch Benny schien noch angeschlagener als er selbst, auch wenn er körperlich besser aussah als früher: größer und kompakter, wie ein Sportler, dem das Muskeltraining Haltung gegeben hat. Und dennoch wirkte sein Bruder erschöpft, wie von einer melancholischen Müdigkeit durchtränkt, die nichts mit dem traumwarmen Dunst gemein hat, der einen umhüllt, wenn man mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen wird. Auf seinen Schultern schien eine unsichtbare Last zu liegen, die es ihm unmöglich machte, einen Schritt auf seinen Bruder zuzugehen.

"Ich brauche deine Hilfe", sagte Marc. "Ich kann nicht."

Mit dieser Antwort hatte er gerechnet und war doch überrascht. Denn einerseits war sie kurz, knapp und ablehnend. Andererseits klang sein Bruder sehr viel sanftmütiger, als er es erwartet hätte. Immerhin war er für seinen Zwangsaufenthalt in der Psychiatrie verant-

wortlich, und dennoch wirkte nichts an Benny feindselig; eher schien er selbst akut hilfsbedürftig zu sein.

"Du musst leider sofort gehen, denn ... " Er unterbrach sich selbst. Die Tür stand noch offen, und irgendwo im Treppenhaus hatte es laut geknackt, als hätte die Ledersohle eines Männerschuhs eine Nussschale unter sich zermalmt. Benny erstarrte.

"Hör zu, ich bin hier mit ... ", setzte Marc an, um zu erklären, dass er nicht alleine gekommen war, doch Benny bedeutete ihm, still zu sein. Es knackte erneut, und obwohl das Geräusch sich diesmal wie das altersschwache Ächzen im Gebälk eines betagten Hauses anhörte, spürte Marc die Nervosität seines Bruders weiter wachsen.

"Ist dir jemand gefolgt?", fragte Benny flüsternd.
"Nein."

In dem Moment schwang die Tür auf, und Benny riss etwas aus der Jackentasche, was Marc noch nie in der Hand seines kleinen Bruders gesehen hatte: eine entsicherte Schnellfeuerpistole.

40. Kapitel

Zwei Minuten später, nachdem Emma beinahe von Benny erschossen worden wäre, weil sie nicht länger

vor der Wohnungstür hatte warten wollen, hatten sie sich alle drei ein wenig beruhigt und standen im Wohnzimmer neben einem langgestreckten, handgefertigten Speisetisch aus Eichenholz, auf dem eine mit Bananen, Äpfeln und Weintrauben gefüllte Obstschale stand. Marc konnte weder Glasränder noch Staub auf der frisch polierten Platte entdecken. Leana, die Krankenschwester, hatte die Wahrheit gesagt. Benny hatte sich verändert. Sein ewig abgebrannter kleiner Bruder, der früher bevorzugt zwischen Pizzakartons und leeren Red-BullDosen geschlafen hatte, schien auf vitaminbewusste Ernährung umgestiegen zu sein und eine Putzfrau zu haben. Oder eine Freundin, was noch weniger vorstellbar war. Das Einzige, was an seine früheren Wohnverhältnisse erinnerte, war die abgestandene Luft im gesamten Dachgeschoß. Ein merkwürdiger, leicht süßlicher Geruch, der darauf hindeutete, dass schon lange nicht mehr gelüftet worden war oder dringend mal der Müll rausgebracht werden müsste.

Benny hatte seine Pistole mittlerweile wieder eingesteckt und sah nervös auf die Uhr. "Was wollt ihr?", fragte er unsicher. Seine Augen blinzelten, als hätte ihm jemand Sand ins Gesicht gestreut. Die Augenlider waren geschwollen. Alles an ihm wirkte gehetzt.

"Ich brauche eine Information, Benny." "Welche?"

"Du musst ein Nummernschild für mich überprüfen."

Sein Bruder stieß ungläubig die Luft aus und lachte künstlich.

"Mitten in der Nacht? Bist du komplett wahnsinnig geworden?"

Marc nickte. "Ob du es glaubst oder nicht, aber genau deshalb bin ich hier, um das herauszufinden."

Er griff sich einen Apfel. Obwohl er den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte, verspürte er jedoch nicht den geringsten Appetit und legte ihn wieder zurück.

"Nun ..." Benny sah zum Fenster. "Also, wenn du meine ehrliche Meinung hören willst: Deine dicke Freundin da hinten hat schon mal einen an der Klatsche, so viel steht fest." Emma hatte sich etwas abgesondert und war dicht an das Wohnzimmerfenster getreten. Hier berührte sie mit der einen Hand den schweren Leinenvorhang, als wolle sie die Qualität des Stoffes prüfen; in der anderen hielt sie ihr Handy, in das sie etwas flüsterte, was nur in Fetzen zu den beiden Brüdern herüberdrang.

"... bin jetzt ... Wohnung von Benjamin Lucas ... Nähe Kollwitz ... fünfter Stock ... "

"Was um Himmels willen macht sie da?" "Sie bespricht ihre Mailbox."

"Hä?"

"Vergiss es, das ist jetzt nicht wichtig."

Marc begann die Zusammenfassung der letzten Stunden mit der Frage, ob sein Bruder etwas von seinem Unfall gehört habe, doch der zuckte nur beiläufig mit den Achseln. Zum ersten Mal blitzte Verärgerung bei ihm durch, doch irgendwie schien es ihn Anstrengung zu kosten, die Stimme empört klingen zu lassen. "Sorry, wie du vielleicht weißt, war ich bis vor kurzem in einer Nervenklinik, da kriegt man wenig mit von der Außenwelt."

Er zog sich einen Stuhl heran. Der vorwurfsvolle Unterton war schon beim nächsten Satz wieder verschwunden. "Hör mal, das mit Sandra tut mir echt leid, aber ich weiß nichts über ihren Tod. Ich wusste noch nicht einmal, dass sie schwanger war. Aber so schlimm das für dich ist, Marc, im Moment hab ich wirklich andere Sorgen."

"Schön", hörte er Emma hinter sich murmeln, und sie drehten sich zu ihr um.

Sie hatte sich mittlerweile vom Fenster abgewandt und begutachtete ein rahmenloses Wandgemälde, das direkt über einem Ledersofa hing.

"Da wäre ich jetzt auch gerne." Sie trat noch einen Schritt näher, die Arme hinter dem Rücken

verschränkt wie ein Museumsbesucher, der die Signatur unter dem Bild entziffern will.

Da wäre ich jetzt auch gerne? Wo denn ... ?

Das Bild war eine einzige weiße Fläche, durch die an einzelnen Stellen das grobkörnige, hellbraune Leinen durchschimmerte. Aus der Entfernung wirkte es wie von einem sprühnebelfeinen Milchschaum überzogen. "Lass mich kurz schildern, was mir heute alles passiert ist ... ", setzte Marc an, wurde aber schon wieder von Emma unterbrochen: "Haben Sie das gemalt?"

Zu Marcs grenzenloser Verwunderung schien sie mit den wenigen Worten die gesamte Aufmerksamkeit seines Bruders für sich gewonnen zu haben. Benny ging zu ihr und nickte müde. "Ja."

Ja? Er wusste von Bennys Kunstleidenschaft, sein Bruder hatte sich früher sogar an die Gestaltung eines Covers für ihre Demo-CDs gewagt. Doch damals waren die Vorschläge bei weitem nicht so abstrakt gewesen.

"Das ist wunderschön. Dieses Haus ... " Sie deutete auf das blasse Bild. "Der einsame Wald."

Haus? Wald?, dachte Marc und trat nun ebenfalls einen Schritt näher. Tatsächlich, da schien etwas im Hintergrund verborgen. Das Bild hatte eine weitere Ebene, allerdings konnte er kein Gebäude erkennen, allenfalls eine eisige Schneewüste oder eine

Wolkenlandschaft - und auch das nur mit sehr viel Phantasie.

"Benny, hörst du mir bitte einen Moment zu?", versuchte er an das Gespräch von eben anzuknüpfen. Sein Bruder nickte zwar, schien sich aber ebenso wie Emma völlig in dem Gemälde verloren zu haben. Also begann Marc mit der Schilderung der traumatischen Ereignisse, die ihm in den letzten Stunden widerfahren waren, ohne sich sicher zu sein, dass ihm irgendjemand in dem Raum überhaupt zuhörte. Umso erstaunter war er, als sein Bruder, nachdem er sich von seinem Werk wieder losgerissen hatte, alles korrekt zusammenfassen konnte.

"Also, wenn ich das richtig verstanden habe, dann ist das so: Nachdem du mich in diesen Psychoknast gebracht hast, kommst du jetzt zu mir und sagst, Sandra wäre samt Baby bei einem Unfall gestorben. Dann hat jemand deine Erinnerungen gelöscht, wodurch deine Ehefrau wiederauferstanden ist, wofür es aber keine Beweise gibt, außer die verschwommene Fotografie einer Blondine, die in einem gelben Volvo sitzt, zu dessen Nummernschild du jetzt die passende Adresse brauchst?"

"B - Q 1371", nickte Marc.

Benny wollte gerade etwas sagen, als ein rhythmisches Summen ertönte, was Marc entfernt an seine

Türklingel erinnerte. Sein Bruder zog sein Handy aus der Hosentasche, kontrollierte die eingegangene SMS und verzog das Gesicht, als hätte er sich gerade mit einem Kaugummi eine Plombe gezogen.

"Was ist?"

Verwundert beobachtete er, wie sein Bruder wortlos zu seinem Fernseher ging, der auf einer TV-Kommode stand. Er öffnete deren lackierte Türen und zog eine nagelneue, halb geöffnete Sporttasche heraus. Marc war sich nicht sicher, aber er glaubte, ein Bündel Geldscheine gesehen zu haben, bevor sein Bruder den Reißverschluss zugezogen hatte.

"Wer schickt dir so spät noch eine Nachricht?"

Benny sah ihn ausdruckslos an und schulterte die Sporttasche.

"Wir müssen los", sagte er und hielt inne. "Wo ist sie?", fragte er Marc, der zunächst nicht wusste, wovon Benny redete. Dann sah auch er, dass Emma nicht mehr vor dem Gemälde stand.

Sie war gar nicht mehr im Raum!

"Keine Ahnung", sagte er und blickte zur Wohnzimmertür.

War sie nicht eben noch angelehnt gewesen?

Er wusste die Antwort, noch bevor Emma draußen auf dem Flur zu schreien begann.

41. Kapitel

"Raus! Wir müssen hier raus."

Emma rüttelte panisch an der Eingangstür, die Benny noch verriegelt hatte, bevor sie ins Wohnzimmer gegangen waren. Irgendetwas musste sie so verängstigt haben, dass sie noch nicht einmal den Schlüssel bemerkte, der in dem Riegelschloss steckte, dessen massiver Bolzen quer über die Tür lief.

"Was ist denn los?", fragte Marc.

"Raus!", schrie sie schrill. Tränen rollten ihre rotgeäderten Wangen herab, und jetzt trat sie abwechselnd mit beiden Füßen gegen das Türblatt.

"Hey, ganz ruhig", versuchte Marc die Situation zu klären, doch als er ihre Schulter berührte, schnellte sie mit einer unerwarteten Heftigkeit zurück, wobei sie ihm unabsichtlich ihre Handkante in den Unterkiefer rammte. **"Verdammmt, was ist denn los?",** brüllte Marc nun ebenso laut wie Emma, die sich an ihrer Spucke verschluckt zu haben schien und wild zu husten begann.

"Sie ist ", keuchte sie zwischen zwei abgewürgten Atemstößen, **"... tot."**

Sie ist tot?

"Wer? Was meint sie?"

Marc sah zu Benny, der achselzuckend zwei Meter hinter ihm im Flur stand, etwa in Höhe der Badezimmertür. Dann wandte er sich wieder zu Emma, die von einem weiteren Hustenanfall geschüttelt wurde. Ihr Atem begann zu rasseln, und Marc versuchte, ihre Daunenjacke zu öffnen, doch das war nur schwer möglich, denn sie sank mit dem Rücken an der Wand langsam zu Boden, wo sie sich wie ein geprügelter Hund vor der Tür zusammenkauerte.

"Nicht anfassen", wimmerte sie. Ihre Hände wehrten imaginäre Schläge ab, und sie begann zu hyperventilieren. "Tot", wiederholte sie ein letztes Mal. Ihr Atem klang jetzt, als wäre sie minutenlang unter Wasser gewesen und erst in letzter Sekunde wieder aufgetaucht. Mit jedem Zug hob sich ihr massiver Brustkorb höher, dennoch schien sie immer weniger Sauerstoff in ihre Lunge zu pumpen. Schließlich, nach einem letzten verzweifelten Japser, verdrehte sie die Augen und sank vollends in sich zusammen.

"Scheiße, die gehört doch in die Klapse."

"Da kommt sie her", bestätigte Marc und fühlte Emmas Puls, wobei es wegen ihres Doppelkinns etwas schwierig war, auf Anhieb ihre Halsschlagader zu finden.

"Sie ist okay, nur bewusstlos."

Marc sah Benny ratlos an. "Und jetzt?"

"Keine Ahnung, hier kann sie jedenfalls nicht bleiben."

Mit schnellen Handbewegungen löste Benny die Schlosser, an denen Emma eben gescheitert war, und öffnete die Tür. Dann drückte er auf einen Schalter im Flur, und das Treppenhaus wurde in ein gelbliches Energiesparlicht getaucht. "Komm, die muss in eine Notaufnahme."

Sie zogen Emma nach draußen, wobei sich jeder einen ihrer Arme um die Schulter legte. Marc konnte das Gewicht kaum stemmen. Die letzten Stunden hatten seinem ohnehin schon geschwächten Körper noch mehr zugesetzt, und er fragte sich, ob es eine gute Idee war, mit einem Splitter im Nacken eine übergewichtige Person fünf Etagen hinabzuschleppen. Constantin hatte ihm damals sogar verboten, beim Umzug die Kartons zu tragen.

"Ich helfe dir nur bis zum Auto, dann musst du alleine weiter", sagte Benny, als sie im dritten Stock angelangt waren.

"Wo willst du denn um diese Uhrzeit noch hin?", keuchte Marc. Am liebsten wollte er eine Pause machen, doch Benny schien es eilig zu haben und zog das Tempo sogar noch an.

"Tut mir leid, das kann ich dir nicht sagen."

"Hör zu, du kannst jetzt nicht einfach so vor mir davonlaufen. Du bist mir was schuldig."

Jetzt mussten sie doch kurz stoppen, denn Emmas Füße hatten sich auf dem Treppenabsatz zum zweiten Stock im Geländer verhakt. Sie stöhnte kurz auf, schien von den Anstrengungen um sie jedoch nichts wahrzunehmen. "Wie kommst du darauf?", wollte Benny wissen.

"Ich habe dir das Leben gerettet."

"Ein Grund mehr, mich von dir fernzuhalten."

"Ich weiß, du hasst mich. Aber glaubst du, ich wäre zu dir gekommen, wenn mir eine andere Wahl bliebe?"

Endlich hatten sie die schwere, schmiedeeiserne Haustür erreicht, und Marc, der schweiß gebadet war, musste Emma jetzt all eine halten. Kalte, schwere Luft strömte in den ohnehin schon kühlen Durchgangsbereich, als sein Bruder das Tor aufzog. Dann kam er wieder zurück, und sie schleppten Emma die letzten Meter gemeinsam nach draußen.

"Bitte, tu mir einen letzten Gefallen, Benny. Ruf einen deiner Freunde an. Du hast doch deine Quellen. Check das Nummernschild, gib mir die Adresse vom Halter, und ich verschwinde für immer aus deinem Leben."

"Nein."

Sie setzten Emma auf einen graffitibeschmierten Mauervorsprung neben dem Eingang. Marc vergewisserte sich, dass sie sicher an der Hauswand lehnte, dann schloss er zu seinem Bruder auf, der mitten in der Einfahrt stand und seine Jackentaschen nach dem Autoschlüssel abtastete. "Du verdammter Scheißkerl, wieso nicht?" Sein Atem schlug dichte Wolken, als er sich seinem Bruder in den Weg stellte.

Bennys Wohnung lag in einer verkehrsberuhigten Kopfsteinpflasterstraße, deren Parkhäuser so angeordnet waren, dass der Verkehr ausgebremst wurde. Die zahlreichen Geschäfte, deren Schaufenster die Gegend ausleuchteten, entsprachen dem Klischee des Bezirks. Wer nach Prenzlberg zog war hip, modern, umweltbewusst, kinderlieb und aufgeklärt. In der Regel war er also kein Berliner, und so dominierten spanische Delikatessenläden, englischsprachige Kitas, indische Teehäuser und alternative Designerstores die Ladenzeilen. Die Gegend rund um den Kollwitzplatz zählte zu den kinderreichensten Regionen Europas, und daher war es kein Wunder, dass die Straße wie ausgestorben wirkte. Die berufstätigen Eltern hatten noch einige Stunden, bevor der Wecker klingelte. Die Künstler und Studenten schliefen ohnehin oder schlügen sich die

Nacht zwei Straßen weiter um die Ohren, wo es noch Kneipen und Bars gab, die geöffnet hatten.

"Hey, ich rede mit dir. Wieso kannst du mir nicht einen letzten Gefallen tun, bevor ich für immer aus deinem Leben verschwinde?"

"Weil das Nummernschild dich nicht weiterbringen wird." Sein Bruder zog die Augenbrauen zusammen und starrte über die Schulter an ihm vorbei auf die Straße. Marc witterte eine Falle und unterdrückte den Wunsch, sich umzudrehen. "Woher willst du das wissen?"

"Ich hab's bereits überprüft."

"Wie denn? Du hast doch noch niemanden angerufen." Oder doch? Hatte er unbemerkt eine SMS geschickt, die eben gerade beantwortet worden war? Mare war sich nicht sicher, viel zu viel war heute bereits geschehen, was er sich nicht erklären konnte.

"Dazu musste ich niemanden anrufen", sagte Benny und deutete auf die gegenüberliegende Straßenseite. Marc drehte sich um, und sein Herz setzte aus.

Der Krankenwagen stand auf der anderen Straßenseite in einer Einfahrt neben einem Coffeeshop. Wie auf Kommando startete der Fahrer den Motor und rollte langsam auf die Straße.

Diesmal waren die Insassen hinter der dunklen Windschutzscheibe nicht zu erkennen. Dafür aber das beleuchtete Nummernschild:

B- Q 1371

"Was zum Teufel geht hier vor?", fragte Marc und schnellte herum. Der Mauervorsprung war leer, Emma saß nicht mehr darauf, sondern stand jetzt dicht hinter ihnen und richtete den Lauf von Bennys Pistole direkt auf seinen Kopf.

42. Kapitel

"Also doch!" Marc war nahezu erleichtert, sich endlich einmal nicht getäuscht zu haben. Emma war doch eine Bedrohung. Sie stand nicht auf seiner Seite des Abgrunds, und wenn, dann nur, um ihn hineinzustoßen. Alles nur ein Täuschungsmanöver. Die Akte im Hotelzimmer, das Foto von Sandra, Emmas Bewusstlosigkeit, die es ihr ermöglicht hat, an Bennys Waffe zu kommen, während er sie die Treppe heruntergewuchtet hatte.

"Wir müssen abhauen", keuchte Emma heiser und wirkte immer noch völlig kraftlos. Das rundliche Gesicht war noch aufgedunsener, verschwitzt und hatte dunkelrot geäderte Wangen. Ihre Augen

flatterten müde, aber immerhin verfügte sie noch über genügend Kraft, um die Waffe im Sekundentakt zwischen ihm und seinem Bruder hin und her zu schwenken. Dabei warf sie gehetzte Blicke zum Krankenwagen, der jetzt im Schrittempo an ihnen vorbeifuhr, vermutlich, weil der Fahrer rechtzeitig die Schusswaffe in Emmas Hand gesehen hatte und sich keiner weiteren Auseinandersetzung stellen wollte.

" Was soll ich tun? ", fragte Marc ruhig. Sein Bewusstseinszustand hatte sich automatisch in einen fast teilnahmslosen Modus geschaltet, den er sich in der jahrelangen Konfliktarbeit mit seinen Straßenkindern angeeignet hatte.

"Zu meinem Auto, bitte!" Sie deutete auf ihren Käfer, der mit einem Rad auf dem Bordstein etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt in einer Haltebucht stand.

"Okay, ich komme mit Ihnen", antwortete Mare. "Aber erst müssen Sie mir die Waffe geben."

"Nein." Emmas Stimme überschlug sich. "Begreifen Sie denn nicht? Wir sind in Gefahr. Schnell!" Die letzten Worte schrie sie: "Wir müssen hier weg."

"RUHE!"

Alle drei rissen die Köpfe zum Eingang des Nachbarhauses herum, konnten aber niemanden erkennen. Der Mann, der sie angebrüllt hatte, war nirgends zu

sehen. Dafür stand das Eingangstor weit offen, und die dahinterliegende Einfahrt lag in völliger Dunkelheit. "Wer ist da?", fragte Emma und warf noch einmal einen Blick über die Schulter. Statt einer Antwort hörten sie ein leises Kratzen, gefolgt von dem metallischen Rasseln einer Kette, die über einen harten Stein geschleift wurde. "Hallo?", fragte sie noch einmal, und dann wurde die ohnehin schon skurrile Situation vollends absurd, denn plötzlich lugte der pelzige Kopf eines Hundes durch das Tor. Der grauschwarze Retrievermix sah direkt zu ihnen herüber, gähnte mit weit aufgerissenem Maul und trat unbekümmert in den Regen. Sein dichtes Fell war so verfilzt, dass die Tropfen nur die oberste Schicht durchdringen konnten.

"Komm zurück, Freddy", lallte die brüchige Stimme, die eben noch gebrüllt hatte. "Komm her und schlaf weiter." Nur ein Penner. Wir haben einen Obdachlosen gestört. Emmas Erleichterung war ihr anzusehen. Der einzige Zeuge ihrer Auseinandersetzung war ein harmloser Stadtstreicher, der gemeinsam mit einem Straßenkötter sein Lager in einem offen stehenden Hauseingang aufgeschlagen hatte. Sie konzentrierte sich wieder auf Marc und Benny und wies ihnen mit der Pistole den Weg zum Wagen.

"Wohin wollen Sie?"

"Erst mal nur weg. Aber ohne den da." Sie deutete zu Benny, der mit den Achseln zuckte.

"Soll mir recht sein."

"Okay, wir klären das", bat Marc so sanft wie möglich.

"Aber erst müssen Sie mir die Waffe geben."

Sie schüttelte den Kopf. "Nein, das kann ich nicht. Los!" Emma wurde wieder hysterisch und brüllte die letzten Worte voller Verzweiflung: "Sonst wird er uns auch töten." Marc warf erst Benny, dann Emma einen verstörten Blick zu. "Töten?"

"Ja, er ist böse."

Trotz der kleinkindlichen Wortwahl hatte ihre Stimme nichts Niedliches.

"Böse? Was meinen Sie damit?"

"Haben Sie es nicht gerochen?", schrie sie, und der Hund, der sich wieder zu seinem Herrchen zurückgezogen hatte, schlug an.

"Gerochen?"

"Das war doch ganz deutlich. Der Gestank in seiner Wohnung."

"Was wollen Sie damit sagen?"

Marcs Verwirrung wuchs in gleichem Maße wie seine Kopfschmerzen. Er musste so schnell wie möglich wieder eine Tablette nehmen.

Emma öffnete die Wagentür. "Er hat sie umgebracht. Das kleine Mädchen im Badezimmer. Ich bin dem Geruch nachgegangen und hab sie gefunden."

"Die Alte ist paranoid", sagte Benny und sprach damit aus, was Marc dachte.

"Steigen Sie bitte ein", flehte Emma etwas leiser. "Nur Sie, Marc. Ohne Ihren Bruder. Sie müssen mir vertrauen." "Vertrauen?" Marc hatte Mühe, die Fassung zu bewahren. Das Einzige, was ihn davon abhielt, ihr ins Gesicht zu schlagen, war die Waffe in ihrer Hand.

"Ja, ich kann Ihnen alles erklären."

"Dann fangen Sie am besten gleich mal mit dem Autokennzeichen an. Warum haben Sie gelogen?"

Emmas Zittern wurde wieder stärker. "Mir fiel so schnell nichts Besseres ein."

Benny wollte etwas sagen, aber Marc kam ihm zuvor.
"Also stecken Sie mit denen unter einer Decke, ja? Die haben Sie engagiert, um mich in den Wahnsinn zu treiben?"

"Nein."

"Weshalb? Wer hat ein Interesse daran, mich zu zerstören?"

"Das ist die richtige Frage, aber ich kann Sie Ihnen nicht beantworten, Mare." Dann wiederholte sie: "Bitte, Sie müssen mir vertrauen."

"Sagt eine Frau, die angeblich Leichen riechen kann und mit einer geklauten Waffe vor uns rumfuchtelt."
Benny lachte auf.

Mare nickte zustimmend, obwohl etwas in Emmas Stimme ihn verwirrt hatte. Entweder war sie eine verdammt gute Schauspielerin, oder sie war wirklich davon überzeugt, ihr Verhalten rechtfertigen zu können.

"Hören Sie, Mare. Ich wusste, Sie glauben mir nicht, dass ich Ihre Frau gesehen habe. Ihnen reichte ja noch nicht einmal das Foto von Sandra."

Emma zog mit der linken Hand ihr Handy aus der Jackentasche, aktivierte das Display und reichte es ihm. "Sie waren vorhin so misstrauisch, und ich wollte nicht schon wieder alleingelassen werden. Also hab ich einfach schnell irgendein Kennzeichen erfunden. Das erste, das mir einfiel. Von dem Krankenwagen, der mich schon die ganze Zeit verfolgt, seit ich aus der Klinik ausgebrochen bin."

"Das ist doch schon wieder so eine verdammt ... " ... Lüge, hatte Mare den Satz vollenden wollen, bevor er ins Stocken geriet, weil sein Bruder ihm das Handy aus der Hand nahm.

"Moment mal", sagte Benny und drehte das Display um neunzig Grad. **"Das haben Sie aufgenommen?"**

"Ja." Emma sah ihn misstrauisch an. **"Wieso?"**

"Ein gelber Volvo?"

"Ja."

"Mit einer Beule an der Seite?"

Emma nickte heftiger, auch wenn sie keine Ahnung zu haben schien, worauf das Verhör hinauslaufen sollte.

"Rechts oder links?"

"Die Beule? Ich weiß nicht. Ich glaube, hinten links."

Sie musste wieder husten, Schweiß lief ihr jetzt die Wange herab.

"Was ist los? Kennst du dieses Auto etwa?", schaltete sich Marc wieder ein. Er schlängelte sich beide Arme um den Oberkörper, ohne recht zu wissen, ob es die Kälte oder die Angst war, die ihn frösteln ließ; vermutlich beides.

Benny schnalzte bestätigend mit der Zunge. "Ja. Ich bin erst vor kurzem mit ihm gefahren."

"Wirklich? Du weißt also, wem er gehört?"

Aus den Augenwinkeln konnte Marc erkennen, wie ein Fahrradfahrer auf der anderen Straßenseite vom Rad stieg und interessiert zu ihnen herübersah.

"Ja, leider."

"Wir müssen endlich weg", sagte Emma, die den Radfahrer ebenfalls entdeckt hatte, doch Marc hörte ihr gar nicht mehr zu.

"Wieso leider. Verdammtd, wer ist es?"

"0 Scheiße, das willst du nicht wissen." Benny gab ihm das Handy zurück, seufzte und ließ die Schultern nach unten hängen.

"Wieso nicht?", fragte Marc und wollte seinen Bruder gerade am Arm packen, da schnellte dieser plötzlich nach vorne.

Der erste Schuss, der sich löste, zerriss die Nacht und brachte den Radfahrer dazu, Hals über Kopf zu flüchten.

Beim zweiten Schuss drehte er sich nicht einmal mehr um, selbst dann nicht, als das Hundegebell und die Schmerzensschreie hinter ihm immer lauter wurden.

43. Kapitel

Benny hatte im selben Atemzug Emmas Hand gepackt, den Arm samt Waffe nach oben gerissen und abgedrückt. Beim zweiten Schuss hatte sich der Lauf direkt neben ihrer Schläfe befunden. Im Augenblick entfaltete der gellende Schmerz seine gewünschte paralysierende Wirkung.

Emma ließ die Waffe los, sank neben ihrem Auto auf die Knie und presste sich dabei beide Hände auf ihr linkes Ohr, dem die Druckwelle das Trommelfell zerrissen hatte. "Was hast du getan?", schrie Marc, der

so schnell nicht nachvollziehen konnte, was gerade vor seinen Augen geschehen war. Er sah nur die Flüssigkeit, die zwischen ihren Fingern hervorrann und ihren weißen Mantelkragen dunkelrot färbte, weshalb er in einer ersten Schrecksekunde vermutete, Benny, sein kleiner Bruder, der noch nie jemandem Gewalt angetan hatte, habe ihr tatsächlich in den Kopf geschossen. Dann machte sie Anstalten, aufzustehen, und obwohl sie vor Schmerzen nur noch gutturate Geräusche von sich gab, ahnte er doch, dass ihre Verletzungen nicht lebensbedrohlich sein konnten.

"Was hast du vor?", stellte er seine zweite Frage etwas leiser, und dieses Mal galt sie sowohl Emma wie auch Benny, der sich seine Waffe wieder gegriffen hatte.

"Ich hau ab."

"Das kannst du nicht bringen."

Marc kniete sich neben Emma und wusste nicht, was er tun sollte. Ihr Ohr blutete immer stärker und hatte die Haare rund um die Schläfe verklebt. In einer Übersprungshandlung berührte er ihre Stirn wie eine Mutter, die bei ihrem Kind das Fieber prüft, und tatsächlich glühte sie.

"Sie muss in ein Krankenhaus. Bitte, Benny, du musst uns fahren, du musst ... " Er griff erschrocken nach ihrer Hand, die plötzlich schlaff nach unten gesackt

war. Emma war wieder ohnmächtig geworden. "Dann hilf mir wenigstens, sie ins Auto zu tragen. Benny?" Er sah nach oben und erwartete weitere Proteste, doch die blieben aus, denn sein Bruder war verschwunden. "Scheiße, Scheiße, Scheiße ..." Marc begann trotz der Kälte zu schwitzen. Er war hoffnungslos übermüdet, und die Kopfschmerzen zogen sich bis in den Nacken, daher befürchtete er, die Kraft nicht all eine aufbringen zu können, die notwendig war, um Emma ins Auto zu hieven. Verdammt.

Er zog sein Handy aus der Hosentasche, um einen Notarzt zu rufen, doch sein Akku verabschiedete sich schon nach dem ersten Tastendruck.

Scheiße!

Marc tastete Emmas Jacke nach ihrem Telefon ab, bis ihm einfiel, dass Benny es zuletzt gehalten und wahrscheinlich eingesteckt hatte.

Er stand auf, lehnte sich mit dem Rücken an die Karosserie und sah zu den Häusern auf der anderen Straßenseite. Soweit er es erkennen konnte, stand nirgendwo jemand am Fenster oder auf dem Balkon. Weshalb ruft denn keiner die Polizei? Jemand muss doch die Schüsse gehört haben.

Er wollte sich gerade wieder zu Emma herunterbeugen, als die Stimme ihn zum zweiten Mal zusammenfahren ließ. "Hey, Kumpel."

Sie war sehr viel leiser, aber unverkennbar dieselbe, die sich vorhin über den Lärm beschwert hatte. Marc sah zu dem alten Mann auf dem Bürgersteig, der seinen Hund an der Leine hielt.

"Was wollen Sie?"

Der Obdachlose schien seine Kleidung zu pflegen, so gut es ihm die Umstände seines Lebens auf der Straße erlaubten. Damit machte er es seinen Mitmenschen leicht, sein Elend zu übersehen; denn nur, wer ihm näher kam, erkannte die bröckelnde Schmutz schicht, die den einst teuren Baumwollmantel überzog, und die groben Flicken, unter denen ein viel zu großes Sacco durchschimmerte. Und erst dann roch man den süßlich-ranzigen Körpergeruch, ein weiteres Indiz dafür, dass der Mann keinen festen Wohnsitz hatte.

"Keine Sorge, ich hab nichts gesehen, Kumpel", sagte der Mann mit einem zahnlosen Lächeln.

"Okay, es ist nämlich auch nicht so, wie es aussieht. Ich bring die Frau gleich ins Krankenhaus."

Marc griff Emma unter beide Arme und zog sie mit letzter Kraft hoch. Ihr Atem ging schnell und flach.

Der Obdachlose nickte nur und sah Marc unbekümmert zu, wie er sich mit seiner Last plagte. Erst als es ihm gelungen war, Emma um das Auto herumzuschleifen, die Beifahrertür zu öffnen und sie dort auf

dem Sitz anzuschnallen, fing der Alte leise an zu lachen. "Mannomann, das ist eine Nacht, was?"

Marc drehte sich zu ihm herum und wischte sich den Schweiß von der Stirn. "Hören Sie, wenn Sie Geld wollen, dann tut es mir leid. Ich bin auch pleite."

Er vergewisserte sich, dass Emmas Kopf nicht nach vorne kippen konnte, und schloss die Beifahrertür. "Ich weiß."

Marc, der gerade zur Fahrerseite gehen wollte, blieb stehen.

"Woher?", fragte er.

"Tut mir leid, ich hab nachgesehen. Aber es war nichts drin. Hier."

Der Penner streckte ihm seine dreckige Hand entgegen. Von vier Fingern hatte nur noch einer einen Nagel. Der Daumen fehlte völlig, doch das war nicht das, was Marc so irritierte. Er starrte ungläubig auf die Brieftasche, dabei tastete er seine Taschen ab, nur um sicherzugehen, dass es wirklich sein Portemonnaie war, das der Obdachlose ihm gerade zurückgeben wollte.

"Freddy hat es gefunden. Er schnappt sich gerne Dinge, die auf dem Boden herumliegen. Nicht wahr, mein Kleiner?" Der Obdachlose tätschelte die Schnauze des Hundes, der sich sofort auf den Rücken

legte in der Hoffnung, weitere Streicheleinheiten zu bekommen.

"Danke", sagte Marc verwirrt.

"Keine Ursache. Ich bin ein ehrlicher Mensch, komm, Kleiner." Er zog sanft an der Leine, und der Streuner stand wieder auf.

"Aber seien Sie das nächste Mal nicht wieder so laut", lachte er, tippte sich an die Stirn und trollte sich.

"Ja, klar", sagte Marc sinnloserweise, drehte das Portemonnaie in seiner Hand und steckte es ein. Hinter ihm begann Emma im Wagen zu wimmern. Offenbar war sie gerade dabei, das Bewusstsein wiederzuerlangen.

Marc stieg in den Käfer, legte den Gang ein und startete den Motor. Bevor er losfuhr, folgte er einem inneren Impuls und zog die Brieftasche noch einmal hervor. Er öffnete sie, um sicherzugehen, dass wenigstens sein Ausweis noch vorhanden war, einer der letzten Beweise seiner Identität. Zum Glück steckte er in dem dafür vorgesehenen Fach. Marc zog ihn hervor, um einen Blick auf sein altes Passfoto zu werfen, auf dem er so unendlich viel jünger und gesünder aussah als heute, aber dann spürte er einen Widerstand, und nachdem er den Ausweis ganz herausgezogen hatte, fiel ihm ein kleiner Notizzettel in den Schoß.

Was zum Teufel ... ?

Er öffnete das gefaltete Papier und traute seinen Augen nicht.

Was ist das?

Er war sich sicher, den Zettel noch nie zuvor gesehen, geschweige denn in seiner Brieftasche aufbewahrt zu haben. Marc schaltete den Motor aus, löste hektisch seinen Gurt und stieg aus.

"Hey", rief er in die dunkle Einfahrt hinein, in die der Penner eben verschwunden war. "Kommen Sie zurück." Dann begann er zu rennen, obwohl er kaum noch die Kraft dazu hatte und er sich sicher war, was ihn am Ende seines Spurts in dem Hauseingang erwartete: nichts.

Sowohl der Hund als auch der Obdachlose, der ihm gerade eine handschriftliche Nachricht seiner verstorbenen Frau überbracht hatte, waren verschwunden.

44. Kapitel

Viele Menschen begehen den Fehler, alles wiederholen zu wollen. Sie geben sich nicht mit einer Erinnerung zufrieden, sie wollen die schönen Stunden ihres Lebens noch einmal erleben. Immer und immer

wieder. Deshalb fliegen sie ein weiteres Mal zu dem Urlaubs ort, wo es ihnen so gut gefallen hat, sehen sich den Kinofilm gleich mehrfach an und schlafen mit dem Ex, obwohl sie glücklich in einer neuen Beziehung stecken. Nur um festzustellen, dass es in der Regel nie mehr so sein wird wie beim ersten Mal. Denn Glücksempfindungen sind nicht beliebig reproduzierbar. Man kann sie nicht per Knopfdruck abrufen. Paradoxerweise gilt das jedoch nicht für Schmerz, Leid und Qualen, wie Marc gerade erfahren musste. Schon einmal hatte er vor ihrem alten Zuhause gestanden. Schon einmal war er vor Trauer fast zerbrochen.

Er stieg aus dem Wagen und ließ Emma im Käfer zurück. Sie hatte sich geweigert, in die Notaufnahme gebracht zu werden, obwohl das Martin-Luther-Krankenhaus auf dem Weg lag. Tatsächlich heilen die meisten Trommelfellverletzungen von alleine, er selbst hatte die Erfahrung nach einer Mittelohrentzündung machen müssen. Außerdem war es ihr Wagen, den er sowohl als Transport- und womöglich auch als Fluchtmittel benötigte. Selbst wenn Emma also paranoid war und seinen Bruder grundlos des Mordes verdächtigte, war sie derzeit die Einzige an seiner Seite, die den Wahnsinn bezeugen konnte, in dem er steckte. Schließlich konnte er

ohnehin nicht mehr Freund von Feind unterscheiden, und da hielt er seine Feinde, wenn sie denn einer von ihnen war, besser unter Beobachtung.

Marc öffnete die Pforte zum Vorgarten. Das kleine, doppelstöckige Reihenendhaus schien immer noch zu atmen. Im Unterschied zu allen anderen perfekt verputzten Nachbarhäusern, deren akkurat gepflegte Gärten von wildschweinsicheren Zäunen gesichert wurden, wirkte Haus Nummer sieben leicht verwahrlost und gerade dadurch wie ein lebendiges Wesen. So wie ein unaufgeräumtes Kinderzimmer, dessen Wände mit Wachsmalstiften vollgekritzelt sind und das man um keinen Preis der Welt gegen ein Designerheim aus Schöner wohnen eintauschen will. Marc warf noch einmal einen Blick auf den Zettel, den er in seinem Portemonnaie gefunden hatte:

**Wir treffen uns in der Villa Grunewald. Komm schnell.
LOL - S.**

Die schlichte Nachricht war unmissverständlich. Natürlich war sie kein Beweis dafür, dass sie noch lebte. Derartige Zettel hatte Sandra früher oft auf dem Küchentisch liegen lassen:

Bin beim Sport / Iss nicht zu viel Junk, ich koch uns heute was / Gestern Nacht war wieder toll / Denk an die Pfandflaschen

Marc hatte irgendwann damit angefangen, seine Einzeiler mit "LOL" zu unterschreiben, in der irrgen Annahme, die Abkürzung bedeute "lots of love". Sandra hatte schallend gelacht, als sie es zum ersten Mal las, denn tatsächlich benutzt man diese Buchstabenkombination, wenn man im Internetchat jemanden auslacht, wie sie ihm erklärte. Laughing out loud.

Seitdem war es zu einem Insider zwischen ihnen geworden, an nahezu jede Nachricht ein "LOL" zu hängen.

Das und die unverkennbare Handschrift waren eindeutige Hinweise darauf, dass Sandra diesen Zettel geschrieben hatte. Ein weiterer war der angegebene Treffpunkt. Ihr Reihenhaus in Eichkamp war alles andere als eine Villa, ebenfalls ein Insiderscherz zwischen ihnen.

Marc steckte das Papier wieder weg und zog stattdessen sein Schlüsselbund hervor. Die Haustür klemmte, aber das hatte sie schon vor Monaten getan. Im Inneren empfing ihn nicht der abgestandene Geruch, den er erwartet hatte. Es war kalt, die Heizung war auf die niedrigste Stufe gestellt, damit die

Wasserrohre im Winter nicht einfroren, aber der typische Duft leerstehender Gebäude fehlte. Irgendjemand schien vor kurzem gelüftet zu haben und hatte bei dieser Gelegenheit auch gleich den Boden gewischt. Die schwarzen Schleifspuren, die die gummierten Beine der Couch beim Auszug auf dem Parkett hinterlassen hatten, waren verschwunden.

"Hallo?", rief er. In dem leeren Treppenhaus hallte seine belegte Stimme mit einem metallischen Rückklang von den nackten Wänden wider. Er setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen, als betrete er eine dünne Eisfläche und nicht das Wohnzimmer. Dabei war er sich nicht sicher, wovor er sich mehr fürchtete, alleine in dem Haus zu sein oder tatsächlich auf seine Frau zu treffen.

"Hallo?", fragte er erneut, obwohl er am liebsten laut Sandras Namen gerufen hätte. Doch dazu fehlte ihm der Mut. An das Wohnzimmer schloss ein nachträglich angebauter Wintergarten an, durch dessen Fenster Marc nach draußen in den verwilderten Garten sah. Er hatte die Außenbeleuchtung eingeschaltet, und die kleinen Halogenstrahler wirkten wie ein Weichzeichner. Alles schien verschwommen und mit einer goldgelben Aura versehen. Die Obstbäume, ihre verfaulenden Früchte auf dem Rasen, der

schilfüberwucherte Froschteich, der mehr mit Morast als mit Wasser gefüllt war.

Der Wind brauste auf und riss einige Blätter von der Birke, die direkt vor der Veranda stand. Marc war allergisch, hatte es aber nie über das Herz gebracht, den stolzen Baum zu fällen. Jetzt sah er an ihm hoch, beobachtete, wie eine Krähe von der Krone aus in den Himmel stieß, und seine Augen brannten, als stünde die Birke in voller Blüte.

Die Tränen schienen die Wirkung des Weichzeichners noch zu verstärken, der Baum hatte plötzlich eine viel hellere Färbung angenommen.

Marc rieb sich die Augen, doch der Effekt wollte nicht verschwinden.

Was ist das?

Er legte den Kopf in den Nacken und versuchte den merkwürdigen Glanz zu analysieren, der nur einen kleinen Teil der Blätter überzog. Als der Wind an den hochgewachsenen Ästen rüttelte, begriff er.

Der Baum wurde angestrahlt, und zwar nicht von den Laternen im Garten, sondern von einer anderen künstlichen Lichtquelle. Und die befand sich etwa zweieinhalb Meter über seinem Kopf. Im ersten Stock. Innen!

Nun ging alles sehr schnell. Marc rannte ins Treppenhaus zurück, nahm mehrere Stufen auf einmal

und riss schon nach wenigen Sekunden die Tür zum Schlafzimmer auf. Tatsächlich. Obwohl er hier oben alle Stecker gezogen und die Glühlampen aus den Fassungen geschraubt hatte, war das Zimmer hell erleuchtet.

Er trat ein, riss den Mund auf, und erneut schossen ihm Tränen in die Augen. Er konnte nicht glauben, nicht begreifen, was er sah, während er durch das Zimmer taumelte.

Das kann nicht sein. Sandra, wieso? Wieso nur?

Er hatte alle Möbel auf den Sperrmüll geschafft. Das Doppelbett, die Schrankwand mit den Lamellentüren, den Schminktisch mit dem großen Spiegel. Ein Pole hatte sie abgeholt, zusammen mit seinem Sohn; hatte sie vor seinen Augen auseinandergeschraubt, nach unten transportiert und mit einem Anhänger fortgeschafft. Und jetzt, drei Wochen später, war alles wieder wie zuvor. Das Bett, der Schrank, der Tisch - alles stand wieder an seinem Platz. Und etwas war hinzugekommen. Etwas, das sich so falsch anfühlte wie der Anblick einer Schwangeren, die sich eine Zigarette anzündet. Es war himmelblau, mit einem schneeweißen Baldachin und stand etwa in der Mitte des Zimmers - ein nagelneues, frisch bezogenes Babybettchen.

Für einen schrecklichen Augenblick dachte Marc, es würde schaukeln, angetippt von einer unsichtbaren Hand, im Takt zu einem schief gesungenen Kinderlied, aber das Bett bewegte sich keinen Millimeter. Dafür tat es etwas noch Schrecklicheres: Es begann zu sprechen.

45. Kapitel

"Hilfe. Bitte helfen Sie mir."

Marc wich zwei Schritte von der Wiege zurück. Die Stimme wurde lauter. "Gehen Sie nicht weg. Lassen Sie mich nicht allein."

Er hatte nur einen flüchtigen Blick darauf geworfen, hatte den Vorhang nur kurz zur Seite gezogen, und dennoch war er sich sicher, dass in dem Bettchen nur ein kleines Kissen gelegen hatte. Vielleicht hatte er einen Schlafanzug übersehen, Babyspielzeug, eine Decke, aber gewiss kein lebendes Wesen, noch dazu eines, das alt genug war, um mit einer so tiefen, männlichen Stimme zu ihm zu sprechen.

"Wer ist da?", fragte er in der sicheren Gewissheit, mit einem Tonband zu reden.

Umso erstaunter war er, eine Antwort zu bekommen.
"Gott sei Dank, Sie sind gekommen, Marc."

Es kennt meinen Namen. Woher kennt es meinen Namen? Sein Herz schlug schneller. "Wer sind Sie?", fragte er. Gleichzeitig streckte er vorsichtig die Hand nach dem Baldachin aus. Noch war er gut einen Meter von dem Babybett entfernt, und er musste sich zwingen, wieder zurückzugehen.

"Ich bin der, den Sie suchen", sagte der Mann, dessen leicht verzerrte, knarzige Stimme ihm völlig unbekannt war.

Er zog den Vorhang zurück. Zuerst sah er das weiße Kissen, dann las er die Zahlen, die mit rotem Garn quer über den Bezug gestickt waren:

13. 11.

Im gleichen Moment, in dem Marc registrierte, dass dies das heutige Datum war, sah er auch das Funkgerät. Er nahm es in die Hand, starrte ungläubig auf die Sprechmuschel und hätte es beinahe fallen lassen, als der Mann wieder zu ihm sprach. "Kommen Sie zu mir, bitte."

Erst jetzt bemerkte er den metallischen Nachhall, auch wenn die Sprachqualität dieses digitalen Funkgeräts um einige Klassen besser war als die eines normalen Telefons.

**Er hob das Gerät zum Mund und sprach direkt hinein:
"Was soll das?"**

"Ich ... ich bin ein Bekannter ... "

**Erst zischte es, dann gab es eine atmosphärische
Störung in der Verbindung.**

" ... ein Bekannter Ihrer Frau. Bitte helfen Sie mir."

"Wohin soll ich kommen? Wo sind Sie?"

**Es rauschte erneut, und der Mann sagte leise: "Hier
unten. Ich bin im Keller."**

46. Kapitel

**Für den Abstieg in die Dunkelheit benötigte er das
Dreifache der Zeit, die es ihn gekostet hatte, nach
oben zu rennen.**

**Marc hatte es immer vermieden, sich länger als
unbedingt nötig im Keller aufzuhalten. Nicht aus
kindischer Furcht, nicht aus Angst vor einem
gesichtslosen Ungeheuer, das hinter dem
Heizungskessel auf ihn wartete, sondern weil er davon
überzeugt war, dass Menschen ebenso wenig dafür
geboren waren, in fensterlosen Verschlägen zu leben,
wie zehntausend Meter über dem Boden mit einem
Flugzeug durch die Atmosphäre zu jagen.**

Der Keller eines Hauses war für ihn wie der dunkle Grund eines Badesees. So gern man sich in den oberen Schichten aufhält, so wenig will man wissen, was alles unter den Füßen herumschwimmt. Wer mutig ist, hält die Luft an und taucht ein, zwei Meter tief, doch nach ganz unten, dort, wo der Schlamm die Geheimnisse des Sees bewahrt, begibt man sich nur aus triftigem Grund, zum Beispiel, wenn man etwas verloren hat: Geld, einen Schlüssel.

Oder seine Frau.

Die Sperrholztür, hinter der die grobe Steintreppe steil nach unten ging, war von außen verriegelt. Wer immer dort unten auf ihn wartete, war eingeschlossen. Marc war nicht sicher, ob er wirklich wissen wollte, von wem.

Er schob den Riegel zur Seite, öffnete die Tür und griff nach dem Lichtschalter an der Wand, einem altmodischen, schwarzen Drehknopf, der wie eine zu groß geratene Flügelmutter aussah. Er drehte ihn zweimal gegen den Uhrzeigersinn, dann in die andere Richtung. Es blieb dunkel. "Hallo?", rief er die Treppe hinunter. Keine Antwort. Die Leuchtdiode des Funkgeräts, die eben noch geflackert hatte, war plötzlich erloschen. Er erinnerte sich, dass der Handyempfang einiger Netze schlechter wurde, je näher man dem Keller kam, andererseits hielt er

gerade ein netzunabhängiges Sprechfunkgerät in seiner Hand.

"Sind Sie da unten?"

Er stieg eine Stufe hinab, und sein Magen gluckerte. Die permanente Übelkeit schwappte die Speiseröhre hinauf. Er ignorierte wieder die Hilferufe seines Körpers, der ihn anflehte, sich endlich ins Bett zu legen, seine Pillen zu nehmen und zwei Tage am Stück zu schlafen. Stattdessen tastete er sich langsam an einem Tau nach unten, das der Vorbesitzer anstelle eines Geländers angebracht hatte. Der Mann war Psychologe gewesen und hatte den Keller notdürftig ausgebaut, die Wände mit Holz verschalt und den Boden mit grauem Industrieteppich ausgelegt, um hier Patienten empfangen zu können. Sandra und Marc hatten sich immer gefragt, wer sich darauf eingelassen haben mochte, hier hinabzusteigen, um einem Fremden seine seelischen Leiden anzuvertrauen. Zumal das alte Haus oft undefinierbare Geräusche von sich gab, so dass einem hier unten manchmal schon beim Aufhängen der Wäsche mulmig werden konnte.

"Die alte Dame atmet", hatte Marc dann immer gescherzt, wenn das Knacken, Ächzen oder Stöhnen über ihren Köpfen wieder lauter wurde. Das Haus war in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts

gebaut worden und musste sich ganz bestimmt nicht mehr "setzen".

Jetzt knackte nichts, auch die Heizungsrohre waren ebenso kalt wie still.

Marc hatte die unterste Treppenstufe erreicht und öffnete blind den Sicherungskasten, der hier in einer Nische angebracht war. Er tastete unsicher über die Kippschalter, bis er endlich das Feuerzeug gefunden hatte, das für Notfälle bereitlag.

Der schwefelgelbe Schein der kleinen Flamme erzeugte eine beinahe gemütliche Atmosphäre. Marc begriff nicht, weshalb das elektrische Licht hier unten nicht funktionierte. Die Sicherungen waren alle intakt. Andererseits begriff er in dieser Nacht noch viel Existenzielles nicht ...

"Wo sind Sie?", rief er, wieder etwas lauter, auch um das anschwellende Dröhnen hinter den Ohren zu übertönen. Je stiller es um ihn herum wurde, desto mehr drängten sich die inneren Geräusche seines Körpers in den Vordergrund.

Mit dem Feuerzeug in der einen und dem Funkgerät in der anderen Hand trat er in den Gang, der den Heizungskeller mit dem ehemaligen Behandlungsraum verband. Sie hatten die hässliche Lamellenschiebetür entfernt, und Marc sah trotz der ungenügenden

Beleuchtung, dass der nackte, kleine Raum verwaist war.

Bleibt nur noch eines.

Er stieg über eine funktionslose Kabelrolle und hielt den Arm mit dem Feuerzeug wie ein Fackelläufer von sich gestreckt. Sein Schatten lief wenige Meter hinter ihm.

Kurz vor der grauen Brandschutztür hielt er inne und gönnte seinem Daumen eine erste Ruhepause. Die Dunkelheit legte sich wie ein Mantel über ihn, als die Flamme erlosch. Er ließ das nutzlose Funkgerät auf den Boden gleiten, rieb wieder am Zündrad und schirmte das Feuerzeug mit dem Handballen ab, als die Flamme zu flackern begann.

Dann, obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte, drückte er die schwere Betontür nach innen und betrat den Heizungskeller. Er erschrak so, dass er schreien musste.

47. Kapitel

"Scheiße, wer sind Sie?", fragte er, nachdem er sich so weit gefangen hatte, dass er zumindest nicht mehr wegrennen wollte. Die psychischen Tiefschläge der letzten Stunden hatten ihn so sehr sensibilisiert, dass

er immer schreckhafter wurde - und immer länger brauchte, um sich wieder zu beruhigen.

Der Mann, der noch ängstlicher aussah, als Marc sich fühlte, lag in der Mitte des Raumes auf dem Drahtgestell eines Campingbetts, dem die Matratze fehlte.

"Gott sei Dank", stöhnte er matt.

Er hob den Kopf. Etwas anderes konnte er nicht bewegen, denn Hände und Füße waren mit Handschellen an den Metallrahmen gefesselt. Die Flamme des Feuerzeugs wurde von einem Metallboiler links neben ihm reflektiert, und soweit Marc es in dem schwachen Schein erahnen konnte, trug der Mann Anzug und Krawatte, deren Knoten ihm bis unter das Kinn gerutscht war. Sein Alter war schwer zu schätzen. Große Menschen neigen dazu, älter auszusehen, als sie sind.

"Was zum Teufel ist hier los?", fragte Marc und trat einen Schritt näher.

"Wasser."

Der Unbekannte rüttelte an seinen Fesseln. Seine blonden Haare standen wirr nach allen Seiten ab, er wirkte wie die fleischgewordene Parodie einer Comicfigur, die gerade einen Stromschlag bekommen hat.

"Bitte bringen Sie mir Wasser." Beim letzten Wort versagte ihm die Stimme.

"Erst wenn ich weiß, was Sie hier verloren haben."

Der Geruch von Urin wehte zu ihm herüber, vermutlich hatte der Mann sich eingenässt. Entweder aus Angst oder weil er hier schon geraume Zeit gefangen gehalten wurde. Aber von wem?

Für einen Augenblick fragte Marc sich, ob er besser nach draußen gehen und Emma informieren sollte. Aber er wusste immer noch nicht, ob er ihr vertrauen konnte, und bezweifelte außerdem, dass sie in ihrem Zustand eine große Hilfe wäre.

"Wer sind Sie?", wiederholte Marc.

"Ich ..." Der Mann machte eine Pause, in der er seine aufgesprungene Lippe mit der Zunge befeuchtete. "Ich bin hier, um Sie zu warnen."

"Wovor?"

Der Gefesselte drehte den Kopf und sah in die andere Ecke des Raumes, die jetzt im Dunkeln lag. Früher hatte dort eine Wäschemangel gestanden.

"Vor dem Buch", hauchte er leise.

"Was für ein Buch?"

Der Mann sah wieder zu ihm. Unbewusst wich Marc einen Schritt zurück.

"Mein Name ist Robert von Anselm", sagte der Gefesselte nun, und seine Stimme klang auf einmal

monoton, als sage er einen auswendig gelernten Text auf. "Ich bin der Anwalt Ihrer Frau."

Blödsinn.

"Sie lügen." Marc sprach so laut, dass die Flamme wieder wackelte. "Juristische Dinge habe ich immer selbst geregelt."

"Nein, nein, nein. Sie hören mir nicht zu. Ich war nicht Ihr Anwalt, auch nicht der der Familie, sondern nur der Ihrer Frau."

Das Bett knarrte, als der Kopf des Mannes zurück auf die Sprungfedern sank.

Sandras Anwalt? Wieso sollte sie ihre Angelegenheiten von einem Fremden regeln lassen?

"Kurz vor dem Unfall ist sie bei mir gewesen", hörte Marc den Mann jetzt flüstern.

"Weshalb ?"

"Um ihr Testament zu ändern."

Zu ändern? Bis jetzt hatte Marc noch nicht einmal gewusst, dass je eins existiert hatte.

"Ich vermute, es geschah auf Drängen ihres Vaters", ergänzte der Gefesselte.

"Ich verstehe kein Wort. Was hat sie geändert? Und was hat Constantin damit zu tun?"

Jetzt sah der Anwalt wieder in die dunkle Ecke, schräg

rechts von ihm. "Sie erinnern sich doch an das Drehbuch, für das ihre Frau den Auftrag bekommen hat?"

"Ja."

Wir wollten es feiern. Am Tag des Unfalls.

"Wissen Sie, zu welchem Preis es Sandras Agentin an das amerikanische Produktionsstudio verkauft hat?

"Nein."

"Eins Komma zwei Millionen Dollar." Marc lachte ungläubig. "Sie lügen."

"Was macht Sie so sicher?" Der Anwalt hustete.

"So viel bezahlt man nicht für ein Kinodebüt. Außerdem hätte mir Sandra davon erzählt. Wir hatten keine Geheimnisse."

"Ach ja? Haben Sie das Buch denn je gelesen?"

"Wie denn? Sie starb, bevor sie den ersten Satz schreiben konnte", antwortete Mare.

"Sind Sie sicher?"

Nein. Bin ich nicht. Seit heute gibt es keine Wahrheit mehr in meinem Leben.

Marc leuchtete nach rechts in die Dunkelheit, in die der Gefesselte weiterhin starrte. Dann ging er um die Liege herum, und die Umrisse eines Schreibtischs tauchten in dem Licht des Feuerzeugs auf. Er stand direkt neben dem Gaskessel.

"Ich habe es gelesen", hörte er den Mann hinter sich krächzen. "Deshalb bin ich hier. Ich wollte es Ihnen vorbeibringen. Sie warnen."

Marc trat an den Schreibtisch, den er noch nie zuvor gesehen hatte und der hier unten so fehl am Platze wirkte wie der gefesselte Anzugsträger auf dem Drahtbett. Er war viel zu niedrig für einen Erwachsenen, mit winzigen Schubladen an den Seiten, in denen allenfalls ein Schulbuch oder ein Hefter Platz finden konnte. In einer Öffnung, die für die Halterung einer Leselampe vorgesehen war, steckte eine bereits zur Hälfte abgebrannte Adventskerze.

Marc zündete sie an, und das Licht fiel auf einen Stapel Papier auf der Arbeitsplatte, am linken Rand von einem billigen Plastikhefter zusammengehalten.

"Hey, was ist mit meinem Wasser?", krächzte der Anwalt, der hinter ihm wieder im Dunklen lag.

Die Seiten fühlten sich klamm an, als hätten sie eine Weile in einem Umzugskarton im Keller gelegen.

Marc wischte den Staub von dem obersten Blatt und las den Titel:

SPLITTER

Ein Drehbuch von Sandra Senner

"Bitte machen Sie mich los!", wimmerte der Unbekannte. Doch Marc konnte nicht mehr antworten. Er hatte bereits umgeblättert und zu lesen begonnen. Schon die ersten Sätze waren ein Schock.

48. Kapitel

Kurzinhalt von "Splitter"

Marc Lucas, ein Jurist, der als Streetworker mit Problemkindern arbeitet, verliert bei einem von ihm verschuldeten Autounfall seine schwangere Frau. Wenige Wochen nach ihrem Tod entdeckt er in einer Zeitschrift die Annonce einer psychiatrischen Klinik. Für das Programm "Lernen zu vergessen" werden Menschen gesucht, die schwerste Traumata durchlebt haben; Menschen, die die schlimmsten Erinnerungen ihres Lebens für immer aus dem Gedächtnis löschen wollen und deshalb an dem Memory-Experiment teilnehmen: die absichtliche Herbeiführung einer totalen Amnesie. Lucas schickt eine E-Mail an den Klinikleiter und ...

"Nein!"

Marc stöhnte auf, dann biss er sich in den Handballen. Ihm wurde schummerig, und er musste sich an der Tischplatte abstützen. Seine Augen wanderten ziellos über das Blatt. Er hatte den ersten Absatz schon zweimal gelesen und wollte ein drittes Mal von vorne beginnen, in der Hoffnung, die wenigen Buchstaben könnten sich dieses Mal zu anderen Worten zusammensetzen. Aber das taten sie nicht. Die Wahrheit blieb ebenso schrecklich wie unerklärlich. Das ist meine Geschichte. Sandra hat mein Leben ...

Seine Hände zitterten. Er hatte kein Gefühl mehr in den Fingerspitzen und griff beim Umblättern gleich drei Seiten auf einmal. Er las weiter, und es wurde schlimmer:

Marcs Handy funktioniert nicht mehr, seine Kreditkarten sind gelöscht, und jemand anderes scheint sein Leben zu leben.

Als er zu der Klinik zurückfährt, starrt er in eine leere Baugrube. Das Gebäude ist verschwunden.

Wieder gelang es ihm nicht, die ganze Seite zu lesen, wieder blätterte er ungeduldig weiter. Immer schneller, fassungslos über den Inhalt, den er aus erster Hand kannte. Weil er ihn selbst erlebt hatte! Vor wenigen Stunden! Bald las er nur noch Versatz-

stücke, nur noch die Zeilen, die ihm sofort ins Auge fielen .

... geht er zur Polizei ...

. .. doch der Schlüssel passt wieder ...

... Seine Frau war nie in der Wohnung ...

. .. auch der Schwiegervater ist verschwunden ...

Je mehr er las, desto weniger begriff er. Wie war das möglich? Woher konnte Sandra das wissen? Schlimmer noch, wie hatte sie die Zukunft vorhersehen können?

Er legte den Hefter aus der Hand, starrte auf das Deckblatt und griff sich in den Nacken.

SPLITTER

Ein Drehbuch von Sandra Senner

Das Taubheitsgefühl breitete sich von den Fingerspitzen langsam in die Arme aus. Sie hingen schwer und müde an ihm herab, und am liebsten hätte er sich umgedreht und wäre schreiend aus dem Keller gerannt. Nichts ergab mehr einen Sinn, sein Leben war eine Lüge, ausgedacht von einem Menschen, dem er blind vertraut hatte und der sich jetzt aus dem Grab heraus aufmachte, um ihn in den Wahnsinn zu treiben.

Aber reflektieren Geistesgestörte über ihren Zustand?
Ist Verleugnung nicht eher das Wesen einer Psychose?
Marc öffnete die Lippen, schloss den Mund wieder und merkte nicht, wie er in Selbstgespräche verfiel und seine Gedanken laut äußerte. Tränen liefen ihm die Wange herunter, tropften auf das Deckblatt des Drehbuchs.

Geschieht das mit mir? Ist das alles real?

Die Träne verwischte den ersten Buchstaben, das große, geschwungene S von Splitter, setzte einen schwarzen Punkt darunter, womit es wie die spanische Version des Fragezeichens wirkte. Er zog die Nase hoch, tastete noch einmal nach seinem Pflaster im Nacken und dann, inmitten der Lawine unerklärlicher Gedanken, traf er eine ganz logische Feststellung.

Es gibt ein Ende!

Marc nahm den Hefter wieder zur Hand. Warum geschieht das alles? Und wie geht es aus? Er blätterte zur letzten Seite.

49. Kapitel

Nichts. Leer. Die letzten fünfzig Seiten waren unbeschrieben.

Marc ließ das Drehbuch von hinten nach vorne durch seine Finger laufen, bis er etwa im ersten Drittel auf zwei Blätter stieß, die wie ein Fremdkörper in dem Stapel wirkten. Sie waren dicker als die anderen, die Ränder waren perforiert und von rostigen Flecken überzogen. Es handelte sich um die letzten Seiten der Zusammenfassung:

. .. schließlich stellt er sich den Geistern der Vergangenheit und folgt einer mysteriösen Nachricht, die ihm ein Obdachloser zusteckt. Seine Frau will sich angeblich mit ihm treffen. Er fährt zu ihrem ehemaligen Haus, wo er im Keller ein Drehbuch findet, geschrieben von seiner verstorbenen Frau. Entsetzt stellt er fest, dass die Inhaltsangabe auf den ersten Seiten exakt sein Leben wiedergibt. Er blättert nach hinten, auf die letzte Seite, um endlich herauszufinden, was mit ihm geschieht. Doch hier findet er nur leere Seiten.

Deshalb blättert er wieder zurück, bis er auf zwei Blätter stößt, die etwas dicker sind. Blutbefleckt, an den Rändern perforiert. Am unteren Ende der Seite ist handschriftlich eine Telefonnummer notiert.

Marcs Blick wanderte nach unten. Tatsächlich. Die Nummer sah aus, als hätte Sandra sie schnell auf einen

Küchenzettel gekritzelt, nur dass das LOL dahinter fehlte.

Seine Augen stolperten wieder nach oben, bis er die Zeile gefunden hatte, bei der er eben unterbrochen hatte.

Wenn Marc bis eben noch glaubte, es könne keine Steigerung seiner Furcht geben, dann wird er jetzt eines Besseren belehrt, denn einem Impuls folgend, öffnet er die rechte obere Schreibtischschublade ...

Er schloss die Augen, öffnete sie wieder und las den letzten Satz noch einmal.

Soll ich wirklich? Sandra, was tust du mir hier an?

Marc zögerte, dann schob er seine Finger in die Mulde der Schublade. Sie war unverschlossen .

... wo er ein Handy findet.

Tatsächlich. Es war ein altes Modell mit großen Tasten. Die Leuchtanzeige blinkte und signalisierte volle Akku- und

0049 30 340 500 2320

Sendeleistung. Marc agierte wie in Trance. Er folgte erneut der irrwitzigen Regieanweisung:

Er nimmt es heraus und wählt die Telefonnummer!

50. Kapitel

"Endlich, Gott sei Dank."

Der gezielte Schlag eines Profiboxers hätte ihn nicht härter treffen können. Es war Sandra, unverkennbar ihre Stimme, die sich schon nach dem zweiten Klingeln gemeldet hatte. Etwas unsicher, traurig, aber so unverwechselbar wie ein genetischer Fingerabdruck.

"Endlich rufst du mich an."

Dieses leichte Kratzen, das immer etwas müde klang und sich kurz nach dem Aufwachen am niedlichsten anhörte, hatte er ebenso vermisst wie ihre Berührungen, ihr leises Schmatzen, wenn sie träumte, oder ihr Lachen, das ihn immer mitgerissen hatte, selbst wenn er traurig war.

"Sandra", weinte er lachend. "Wo bist du?"

Für einen kurzen Moment, der ausreichte, um ihm neue Tränen in die Augen schießen zu lassen, war aller Irrsinn vergessen.

Der Unfall. Ihre Wiederkehr. Der Obdachlose. Der Anwalt, der hinter mir immer noch um Wasser bittelt. Die Freude, sie endlich wieder zu hören, war überwältigend. Sie wurde nur noch von der Enttäuschung übertroffen, als er merkte, dass die Stimme vom Band kam.

"Es tut mir so leid, ich schwöre dir, ich mache alles wieder gut."

"Was denn? Wovon redest du nur?", schrie Marc in den Apparat, als könne er dem Anrufbeantworter eine Erklärung abpressen, wenn er nur laut genug brüllte. "Irgendwann werde ich dir alles erklären. Bald, sehr bald. Du musst nur noch wenige Stunden durchhalten."

Wenige Stunden? Was passiert dann?

Er musste an das handbestickte Kissen in dem Babybett denken. An das Datum auf seinem Bezug, der dreizehnte November.

Heute, zehn Tage vor dem Tag, den der Frauenarzt als frühesten Geburtstermin errechnet hat.

"Mach dir keine Sorgen, Schatz, bitte. Es wird sich alles aufklären!"

Sorgen? Ich verliere gerade den Verstand.

"Und noch etwas: Wenn du jetzt immer noch im Keller bist, dann verschwinde. Hau sofort ab."

Er spürte einen kalten Luftzug, so stark, dass die Kerze auszugehen drohte. Erst im letzten Moment glomm der Docht wieder auf.

"Denn du hast etwas vergessen."

"Was?", fragte er wieder die Maschine. "Robert von Anselm."

Hinter ihm bewegte sich ein dunkler Schatten. "Du hast seine Fesseln nicht kontrolliert."

Marc schnellte herum, ließ den Hörer fallen und hob abwehrend die Hände vor das Gesicht, doch es war bereits zu spät. Nach einem grellen Schmerz fiel sein ersticktes Bewusstsein in ein schwarzes Nichts. Die Kerze erlosch, noch bevor er auf dem Boden aufgeschlagen war.

51.Kapitel

Bei ihrer ersten Fahrt hatte er nicht geglaubt, dass der Weg für den Fahrzeugverkehr überhaupt zugelassen war. Die Fahrbahn, die zwischen Potsdam und Berlin über Sakrow durch den Wald führte, war kaum breiter als ein Bürgersteig. Wollte man dem entgegenkommenden Verkehr ausweichen, lief man Gefahr, sich von den Tannen am Wegrand den Lack zerkratzen zu lassen.

Im Augenblick allerdings gehörte die Straße Richtung Spandau ihnen allein, und Marc konnte das Gaspedal durchtreten.

"Ich wünschte, du hättest es nicht erfahren." Sandra starrte aus dem Seitenfenster. "Zumindest nicht so früh."

Sie stritten sich häufig im Auto, und wie üblich vermied sie es, ihm dabei in die Augen zu sehen.

"Dann hättest du mich nicht mitnehmen dürfen."

Sie nickte. Kurz darauf griff sie nach seiner Hand, während sie weiter die vorbeifliegenden Bäume beobachtete. "Aber dir ist doch klar, dass wir keine andere Wahl haben, oder?" Er lachte ein wenig gezwungen. Dann, als sie seine Hand schmerhaft drückte, fragte er nach. "Du meinst das doch nicht ernst?"

Einen Augenblick überlegte er, den Wagen anzuhalten, auszusteigen und sie wachzurütteln. Offenbar hatte seine Frau den Verstand verloren.

"Hast du nicht selbst immer gesagt, der Zweck heiligt die Mittel?"

Er gab noch mehr Gas. Ein gelbes Sternchen leuchtete auf, womit das Armaturenbrett signalisierte, dass die Temperaturen hier draußen unter vier Grad gefallen waren.

"Ist das nicht dein Lebensmotto?"

"Du bist wahnsinnig, Sandra. Der Zweck heiligt doch niemals den Tod."

"Aber den kannst du doch sowieso nicht verhindern."

Sie schluchzte. Normalerweise lenkte Marc ein, wenn sie zu weinen begann. Doch heute verstärkte es seine Wut.

"O doch, das werde ich, glaube mir."

Die Tachonadel kletterte auf über siebzig Stunden-kilometer, und die Tannen am Wegrand verschmolzen zu einer graugrünen Einheit.

Er warf ihr einen kurzen Blick zu. Das Licht der Armaturen ließ ihre Tränen auf der Wange wie Blut aussehen, das aus einer Wunde tropft.

"Das darfst du nicht", protestierte sie. "Das lasse ich nicht zu."

"Ach ja? Ich habe es schon einmal getan, wie willst du mich ein zweites Mal davon abhalten?"

Jetzt war er es, der stur nach vorne starzte. Eine Weile schwiegen sie, bis der Weg eine Biegung nahm und die Strecke hügeliger wurde. Constantins Villa war schon längst im Rückspiegel verschwunden.

Sie weinte noch lauter, und jetzt wollte er doch die Hand nach ihr ausstrecken, sie beruhigen, den schwangeren Bauch streicheln, der sich wie ein Medizinball unter dem Gurt blähte. Aber dann tat sie etwas, womit er nicht gerechnet hatte. Sie schnallte sich ab und drehte sich nach hinten. Plötzlich hatte er das Gefühl, als sitze jemand auf der Rückbank, ein Fremder, der ihrem Streitgespräch gelauscht hatte. Doch dann tauchte sie nur mit einem Foto in der Hand

wieder auf Grobkörnig, grau-schwarz - wie ein Ultraschallbild.

"Sieh es dir an!", brüllte sie.

Doch bevor er wieder auf die Fahrbahn sehen konnte, gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Das Lenkrad unter seinen Händen schlug aus, und obwohl er mit aller Kraft gegensteuerte, bekam er es nicht mehr in Position.

Das Letzte, was er sah, waren Sandras Hände, die das Foto fallen ließen und verzweifelt nach ihrem Gurt griffen, kurz bevor der Blitz einschlug und alles grellweiß wurde. Als Nächstes tauchte das Gesicht eines älteren Mannes über ihm auf, der sich mit sorgenzerfurchter Stirn über ihn beugte und ihm die Wange tätschelte.

"Er wacht auf", sagte das Gesicht, und tatsächlich schlug Marc in dieser Sekunde die Augen auf.

52. Kapitel

Im ersten Moment glaubte er noch immer zu träumen. Allerdings befand er sich jetzt nicht mehr in Sandras Auto, sondern in einem Antiquitätenladen, dessen grauhaariger Besitzer ihn auf eine Couch gelegt hatte, die nach Tabak und Kamin roch und in deren

Polsterkissen man zu ertrinken drohte. Er wollte den Kopf, der von einer Nackenrolle gestützt wurde, etwas anheben, doch das stellte sich als unmögliches Unterfangen heraus, wenn er sich nicht sofort auf einen der vielen Teppiche übergeben wollte, die den Boden bedeckten.

"Wo bin ich?", fragte er und musste an den Anwalt denken, dem er den Wunsch nach Wasser verweigert hatte. Und der mich niedergeschlagen hat.

Er griff sich an den dröhnenden Schädel und merkte, dass sein rechter Ärmel hoch gekrempelt worden war. In der Armbeuge klebte ein Pflaster wie nach einer Blutentnahme.

Marc blinzelte erstaunt, und selbst das tat weh. Ein milchiges Sekret verklebte ihm die Lider.

"Keine Sorge, Sie sind bei Freunden", hörte er den Antiquitätenhändler sagen. Jetzt, da er sich den Schleim aus den Augenwinkeln gewischt hatte, konnte er seine neue Umgebung besser wahrnehmen. Zu dem Sofa gehörte noch ein Ohrensessel, der so aufgestellt war, dass man von ihm aus gleichzeitig zum offenen Kamin, zur Couch und aus dem Fenster sehen konnte. Das war aber auch schon die einzige Anordnung, die einen Sinn ergab. Alle anderen Möbelstücke - Regale, Kommoden, Stühle, ein Sekretär und sogar ein stummer Diener - standen kreuz und quer im Raum

und passten weder farblich noch stilistisch zueinander. Die Unordnung erinnerte ihn an seine Wohnung, nur dass die Umzugskartons fehlten. Dafür war jeder freie Winkel von medizinischen Fachbüchern, Berichten und Aufsätzen bedeckt.

"Bei Freunden?" Er drehte sich zum Kamin.

Seitlich davon standen Emma und sein Bruder neben dem unbekannten Alten. Während Benny genauso aussah wie bei ihrer letzten Begegnung - müde, unrasiert, in Cargohose und Fliegerblouson -, wirkte Emma etwas erholt und hatte einen weißen Verband über dem rechten Ohr. Irgendjemand musste ihre Wunde versorgt haben, und wenn Marc die medizinischen Diplome auf dem Kaminsims richtig deutete, hatte er eine Ahnung, wer das gewesen war.

"Wer sind Sie?", fragte er den Mann, den er nun nicht mehr für einen Antiquitätenhändler hielt.

"Ich bin Professor Niclas Haberland." Der Alte lächelte. "Aber von guten Freunden werde ich Caspar genannt." "Und wie komme ich hierher?"

"Das verdanken Sie Ihrem Bruder. Er hat Sie zu mir gebracht."

Marc sah zu Benny. Erst jetzt merkte er, dass einige seiner Symptome verschwunden waren. Ihm war noch übel, und in seinem Kopf brüllte ein Jahrmarktsschreier, aber dennoch fühlte er sich nicht

mehr so elend wie all die Stunden zuvor. Er fragte sich, was der Professor ihm gegeben hatte.

"Ich bin euch gefolgt", erklärte Benny ungefragt.

"Wieso?"

"Du weißt, weshalb."

Marc nickte und spürte ein Stechen im Nacken. Er hoffte, dass der Splitter durch den Sturz im Keller nicht näher ans Rückenmark gerutscht war und er sich nur einen Nerv geklemmt hatte.

Ja, ich weiß, wieso. Deshalb bin ich ja zu dir gekommen. "Du hast mich um Hilfe gebeten, du Arsch, und du weißt genau, was das bei mir auslöst."

"Du bist abgehauen."

"Ja, hab eigentlich etwas Dringendes zu erledigen. Doch dann, als ich in meinem Wagen saß, bekam ich Gewissensbisse. Schließlich bist du immer noch mein Bruder, egal, was zwischen uns passiert ist."

"Na was für ein Zufall, oder?", höhnte Emma vom Fenster aus. "Erst will er uns umbringen, und auf einmal erscheint er wie gerufen zur rechten Zeit am rechten Ort."

Marc ging nicht darauf ein. "Wie hast du mich gefunden?", fragte er seinen Bruder.

"Glaubst du etwa, ich habe meine Intuition verloren?"

Er wollte den Kopf schütteln, erinnerte sich aber rechtzeitig an den eingeklemmten Nerv.

"Du wolltest Sandra wiedersehen. Es gab einen sehr wahrscheinlichen Ort, an dem du mit der Suche beginnst. Bei euch zu Hause."

Marc nahm nun doch alle Kraft zusammen und stemmte sich aus den dicken Kissen hoch. Für einen Moment schien sich der Raum um ihn zu drehen, erst mit, dann gegen den Uhrzeigersinn. Zu seinem Erstaunen ging es ihm nach einer kurzen Weile sehr viel besser, als er sich erst einmal aufgesetzt hatte. Sein Gleichgewichtssinn kam langsam zurück, und auch die Übelkeit flaute weiter ab.

"Jedenfalls bin ich nach Eichkamp rausgefahren und hab vor der Tür den Käfer gesehen, in dem die Irre hier geschlafen hat." Benny wies abfällig auf Emma. "Dann habe ich erst mal abgewartet, doch als du nach zwanzig Minuten immer noch nicht wieder draußen warst, bin ich rein und habe dich im Keller gefunden."

Marc sah erst zu Benny, dann zu Emma und schließlich aus dem Fenster, das sich am Kopfende des Raumes befand, der dem Professor gleichzeitig als Wohn- und als Arbeitszimmer zu dienen schien. Das Haus, in dem sie sich befanden, konnte nicht viel größer sein als ihre "Villa", vielleicht war es nur eine Waldhütte. Dafür sprach, dass das Holz neben dem Kamin wie selbstgehackt aussah und draußen nichts als Bäume zu sehen waren.

"Was ist mit dem Anwalt?", fragte Marc und griff sich an den Hinterkopf. Er hatte eine Beule, etwa fünf Zentimeter über dem Verband der Splitterwunde.

"Welcher Anwalt? Da war niemand."

Marcs Magen krampfte sich zusammen. "Und das Drehbuch? Es hat auf dem Schreibtisch gelegen!"

"Hör zu, Alter, ich hab mich nicht groß umgesehen, nachdem ich dich bewusstlos auf dem Boden gefunden habe. Hab dich nur rausgeschafft und zum Doc gebracht. Und damit sind wir endgültig quitt."

Er verschränkte die Arme vor der Brust, während Emma höhnisch die Nase hochzog, als wolle sie auf den Boden spucken.

"Ich glaube Ihnen kein Wort", sagte sie.

"Ich schon", entgegnete Haberland, der den Schlagabtausch vom Ohrensessel aus verfolgt hatte. Er warf Benny einen fragenden Blick zu.

"Nur zu, ich entbinde Sie vom Arztgeheimnis, Professor." Benny lächelte und zog den Reißverschluss seiner Jacke hoch. "Halten Sie Ihren Vortrag, ich geh so lange eine rauchen."

53. Kapitel

Marc spürte, wie die Zimmertemperatur plötzlich absank, als sein Bruder hinter ihm eine Tür öffnete und frische Luft hereinströmte. Sie mussten sich weit außerhalb der Stadt befinden, so kalt, wie es hier draußen war. Die Digitaluhr auf dem Sekretär zeigte kurz nach elf Uhr vormittags, aber es herrschten jetzt schon Minusgrade. Haberland wartete, bis Benny auf die Veranda getreten war und die Tür wieder zugezogen hatte. Dann bot er Emma einen Stuhl neben sich an und begann erst, nachdem sie sich mit widerwilligem Gesichtsausdruck zu ihm gesetzt hatte.

"Benjamin ist mein Patient." Er sah zu Marc. "Das ist wohl auch der Grund, weshalb er Sie zu mir gebracht hat und nicht in ein Krankenhaus. Ich bin in der kurzen Zeit, in der ich ihn als externer Gutachter in der Klinik untersuchen durfte, so etwas wie sein Vertrauter geworden. Und außerdem lege ich nicht viel Wert auf Öffentlichkeit, weshalb ich hier draußen im Wald lebe, abseits vom Rest der Welt." Er lächelte wieder und begann seine Pulsadern zu massieren.

"Ich erinnere mich an Ihr Gutachten", sagte Marc. "Sie waren gegen seine Entlassung, nicht wahr?"

Haberland hob beschwichtigend die Hand, wodurch der Ärmel seines Jacketts nach hinten rutschte. Er war

sich nicht sicher, aber bevor der Professor den Ärmel wieder über das Handgelenk zog, meinte Marc eine wulstige Narbe erkannt zu haben.

"Es war nicht meine Aufgabe, darüber zu entscheiden, ob Ihr Bruder entlassen werden sollte oder nicht. Ich habe lediglich eine Störung bei ihm diagnostiziert, die bislang immer übersehen worden war und die ihm ein normales Leben nahezu unmöglich macht. Sie lässt einige Überreaktionen, wie zum Beispiel die suizidalen Tendenzen, verständlicher erscheinen."

Dann wandte er sich direkt an Emma. "Und auch die Frage, weshalb er Ihnen gefolgt ist. Benjamin leidet darunter, was der Volksmund als Helfersyndrom bezeichnet. Er ist ein HSPler."

Emma zog fragend die Augenbrauen hoch.

"Eine hochsensible Person. Wenn Sie jetzt zu ihm nach draußen gehen und ihm Ihre Hand geben würden, könnte er Ihre Gemütsverfassung spüren. Schlimmer noch, er würde Ihren seelischen Zustand selbst durchleben. Benny lebt das Leben anderer. Und deshalb muss er den Menschen helfen, ob er es will oder nicht."

"Blödsinn."

"Ist es nicht", sagte Marc bestimmt, der sich durch die wenigen Worte des Professors bereits ertappt fühlte. Der Arzt beschrieb nicht nur seinen Bruder, sondern

auch ihn. Damals, als sich die Band auflöste, hatte er genau gewusst, was in seinem kleinen Bruder vorging, und nach der ersten Phase des Verliebtseins hatte er deshalb wieder Kontakt zu ihm gesucht. Doch zu diesem Zeitpunkt kam Benny bereits nicht mehr nach Hause, ignorierte alle seine Anrufe und brach schließlich sogar die Schule ab, um keine Berührungspunkte mehr mit Marc zu haben.

Haberland sprach weiter mit Emma und versuchte ihr so einfach wie möglich die komplexe medizinische Problematik zu erläutern. "Ich weiß, es klingt ein wenig esoterisch, aber Sie haben sich doch gewiss auch schon mal die Hand vor die Augen gehalten, weil beispielsweise eine Filmszene so grausam war, dass Sie nicht hinschauen wollten."

Der Professor wartete auf ein zustimmendes Nicken Emmas.

"Also können auch Sie die Qualen eines anderen zumindest nachempfinden. Die meisten von uns gewöhnen sich daran, wenn sie Tag für Tag mit schrecklichen Bildern konfrontiert werden. Wir sehen den frierenden Penner auf der Straße nicht mehr und wenden uns von der sabbernden Frau ab, die in der U-Bahn unverständliches Zeug brabbelt. Nach dem zehnten Horrorfilm halten wir uns auch nicht mehr die Hand vor die Augen." Er machte eine Pause. "Die

meisten Menschen stumpfen ab. Aber Benny ist anders."

Emma sah zum Fenster hinaus, vor dem Marcs Bruder sich gerade eine Zigarette anzünden wollte. Seine Haare wehten im Wind, und er drehte sich zu den Bäumen vor der Veranda, um die Flamme des Feuerzeugs besser zu schützen. "Er kann nicht verdrängen", sagte Haberland und sah nun auch nach draußen. "Für ihn wird es immer schlimmer. Wenn er an einem Krankenhaus vorbeifährt, überlegt er sich, wie viele Menschen dort gerade im Sterben liegen. Wenn er die Augen schließt, stellt er sich vor, was in dieser Sekunde alles auf der Welt geschieht, wovon wir morgen in der Zeitung lesen werden. Er sieht das ins Koma geschüttelte Baby, den Soldaten, dem die Genitalien bei der Folterung abgeklemmt werden, das Pferd, das im Tiertransport zum tunesischen Schlachthof verdurstet. Nichts von dem, was er gesehen, gehört oder gespürt hat, kann er je vergessen." Haberland sah Marc unverwandt in die Augen. "So wie Sie, habe ich recht?"

Das Licht in dem Raum wurde schwächer, weil die Wolkendecke dichter geworden war.

"Nein, bei mir ist es nicht ganz so schlimm. Bei meinem kleinen Bruder war es immer ausgeprägter als

bei mir. Vielleicht ist es mir deshalb gelungen, mein Helfersyndrom mit meiner Arbeit zu kompensieren."

Im Gegensatz zu Benny gelang es ihm mit der Zeit, auch die schlimmsten Bilder zu verdrängen. Der beste Beweis dafür war ja, dass er es nach einer Weile aufgegeben hatte, seinem Bruder hinterherzurennen. Er hatte vieles versucht, um wieder an ihn heranzukommen und ihn aus Valkas Fängen zu lösen; alles vergeblich. Bennys Kontaktsperrre war so umfassend gewesen, dass Marc erst Monate später von dem ersten Selbstmordversuch erfuhr. Danach war er sogar zum Vormundschaftsgericht gegangen, um die Möglichkeiten auszuloten, Wie man Benny unter Betreuung stellen oder in psychiatrische Behandlung bringen lassen konnte. Damals hatte man ihm gesagt, solange sein Bruder keine Gefahr für andere darstelle, könne er mit seinem Leben machen, was er wolle. Im Nachhinein fühlte Marc sich trotzdem schuldig, denn vielleicht hatte er unbewusst aus Bequemlichkeit zu früh aufgegeben. Die Zeit mit Sandra damals war so unendlich viel unkomplizierter als das gewesen, was ihn mit Benny an seiner Seite erwartet hätte. Das Geschrei eines Vogels unterbrach seinen Gedankenstrom. Als Marc zum Fenster sah, war sein Bruder verschwunden.

"Okay, aber wie kommt es dann, dass eine angeblich so friedfertige Person mich umbringen wollte?", fragte Emma aggressiv.

Marc schüttelte den Kopf. "Benny hat nicht einen einzigen gewalttätigen Knochen im Leib."

"Bitte? Er hat mir ins Ohr geschossen! Und er hat mich mit der Pistole gezwungen, ihm hier raus in die Wildnis zu folgen."

"Der Schuss war sicher ein Versehen", erklärte Marc.

"Er wollte Sie niemals verletzen. Dazu wäre er gar nicht in der Lage."

"Das ist so leider nicht ganz richtig", korrigierte Haberland und hob wieder die Hand. "Deshalb ist er ja auch so lange in der Zwangsunterbringung verblieben. Wie jede labile Persönlichkeit leidet auch Benny unter enormen Stimmungsschwankungen, die ihn schier zu zerreißen drohen. Es ist wie bei Manisch-Depressiven. Von der einen Sekunde zur anderen kann der Schalter umgelegt werden, und all das Leid, das Ihr Bruder über die Jahre in sich hineingefressen hat, drängt nach außen. Es bedarf nur eines kleinen An-stoßes, damit sich das aufgestaute Gewaltpotenzial entlädt. Entweder gegen sich selbst oder gegen andere."

"Na bitte", triumphierte Emma und griff wieder zu ihrem Handy, das Benny ihr anscheinend zurückgegeben hatte. Sie hatte genug von dem

Gespräch und wollte lieber die neuesten Informationen auf ihre Mailbox sprechen.

Marc ignorierte das Ziehen in Kopf und Nacken und stemmte sich aus den Kissen hoch. Zu seinem Erstaunen gelang es ihm bereits beim ersten Anlauf.

"Okay, Professor", sagte er und krempelte den Ärmel wieder nach unten. "Ich habe keine Ahnung, was für ein Mittel Sie mir gespritzt haben, und vielleicht will ich das auch gar nicht wissen. Jedenfalls war es wirklich furchtbar lieb von Ihnen, uns zu versorgen. Doch jetzt muss ich weiter. Mir bleibt leider nicht die Zeit, um mit Ihnen über die psychologischen Probleme unserer Familie zu diskutieren." Haberland sah ihn prüfend an. Plötzlich wanderte ein trauriger Schatten über sein Gesicht, und seine Stimme wurde leise. "Vielleicht sollten Sie sich aber besser die Zeit dafür nehmen?"

Ein Windstoß ließ das Sprossenfenster erzittern, und Marc spürte schon wieder die Zimmertemperatur ab sinken, nur dass diesmal niemand eine Tür geöffnet hatte. "Wie meinen Sie das?"

"Ihr Bruder hat Sie zwar zu mir gebracht, weil er wollte, dass ich Ihre Kopfwunden behandle ... "

"Aber?", fragte Marc.

" ... aber ich bin kein Allgemeinmediziner, ich bin Psychiater" vollendete Haberland den Satz. Mit einem

Mal sah er um Jahre gealtert aus. >>Vielleicht kann ich Ihnen helfen, herauszufinden, was gerade mit Ihnen geschieht." Haberland ging zu dem stummen Diener neben seinem Schreibtisch, griff sich eine gefütterte Wolljacke und zog sie sich über.

"Kommen Sie", sagte er zu Marc, als wäre Emma gar nicht mehr im Raum. "Wir machen einen kleinen Spaziergang."

54. Kapitel

Der See bildete einen U-förmigen Bogen um die kleine Blockhütte im Wald. Als sie durch die Hintertür in die frische Luft traten, zog gerade ein Greifvogel seine Runden über das aufgewühlte Gewässer. Mehrere Enten und ein Schwan wurden aufgeschreckt durch den alten Hund, der ans Ufer stürmte und mit den Vorderpfoten in das Wasser tapste. Sie glücksten, flatterten hektisch mit den Flügeln, doch dann entschieden sie, dass die neuen Besucher keine Gefahr darstellten, und beruhigten sich wieder.

"Schön ruhig, Tarzan", rief Haberland den Hund zurück. Das hellbraune Tier mit der weißen Schnauze hatte so ruhig in seinem Körbchen gelegen, dass er Marc erst aufgefallen war, als er gähnend aufsprang,

um ihn und sein Herrchen auf dem Spaziergang zu begleiten.

"Die Menschen machen immer den Fehler, Wildtiere zu füttern", sagte der Professor, den Blick starr auf das Wasser gerichtet. Sie hatten Emma allein im Wohnzimmer zurückgelassen, was Marc etwas wunderte, denn der Arzt wirkte nicht wie jemand, der Fremden schnell vertraut. Andererseits lag etwas in seinen Augen, das dafür sprach, dass er vor langer Zeit bereits größere Schrecken durchgestanden hatte als die, die er heute von einer verletzten Frau und einem ehemaligen Patienten zu erwarten hätte. "Dabei stören wir damit die Nahrungskette, gewöhnen sie an uns. Und das ist falsch", fuhr Haberland fort. "Menschen machen das aus Tierliebe", sagte Marc, der mit Sandra oft den Schwänen am Wannsee alte Brotkrumen zugeworfen hatte.

"Ja, aber dennoch ist es ein Fehler." Haberland zog den Reißverschluss seiner Wolljacke höher. Sie reichte ihm nicht einmal ansatzweise über sein Sakko. "Und es kann nie richtig sein, etwas Falsches zu tun."

Sie gingen weiter am Ufer entlang, und Marc fragte sich, ob sie wirklich noch über Wildtiere redeten. Immerhin hatte er bis vor kurzem sein Leben nach dem Motto ausgerichtet, dass der Zweck stets die Mittel heilige. Sicher wusste Haberland auch von der

Falschaussage, die Benny letztlich in die geschlossene Anstalt gebracht hatte.

"Sie wirken sehr verunsichert", kam Haberland zum Thema.

Eine größere Schilffläche trennte den Uferweg, der jetzt sanft anstieg, vom See.

"Ja." Marc atmete die feuchtwürzige Luft des Waldes ein, der den Pfad zu ihrer Rechten säumte. "Ich traue meinen Erinnerungen nicht mehr."

Er gab ihm einen kurzen Abriss dessen, was ihm bislang widerfahren war, und schloss mit den jüngsten Erlebnissen im Keller seines ehemaligen Hauses. "Und, was denken Sie nun? Bin ich verrückt geworden?"

Haberland blieb stehen und sah Tarzan hinterher, der immer wieder aufs Neue versuchte, sich einen Weg durch das Schilf zum See zu bahnen, und immer wieder aufgab, wenn die Halme ihn in die Schnauze pikten.

"Sie stellen sich selbst in Frage. Das ist bei Geisteskranken normalerweise nicht der Fall. Vielmehr sind diese meistens bestrebt, ihren verwirrten Zustand mit fadenscheinigen Theorien zu rechtfertigen. So wie Emma, zum Beispiel."

Marc sah ihm ins Gesicht. Die Wolken ihres Atems trafen sich.

"Sie halten sie für krank?"

"So schnell würde das nur ein Quacksalber diagnostizieren. Aber dennoch, im Gegensatz zu Ihnen stellt Frau Ludwig nicht die alles entscheidende Frage."

"Bin ich verrückt geworden?"

Haberland nickte. "Ich habe vorhin, als sie schliefen, lange mit ihr gesprochen, dabei wirkte Emma hektisch, nervös, fahrig, und eigentlich hält sie nur nach Beweisen Ausschau, die ihre Verschwörungstheorie rechtfertigen."

"Sie halten sie also für paranoid?"

"Sie nicht?"

Sie kamen an einer Bank vorbei, die schon bessere Tage gesehen hatte. Die Rückenlehne war vermodert, und auch die Sitzfläche schien keinen größeren Belastungen mehr standhalten zu können. Haberland stellte einen Fuß drauf und entfernte einen Laubklumpen, der sich unter seiner Schuhsohle angesammelt hatte.

"Also mal angenommen, Sie wären völlig gesund, Marc abgesehen von Ihren äußeren Wunden und den verfärbten Augen, die mir im Übrigen große Sorge bereiten -, aber Sie hätten zumindest keine psychosomatische Störung. Das Haus, der See, der Wald, alles ist real, und wir beide führen wirklich

dieses Gespräch. Wie könnten Sie sich dann die Vorkommnisse erklären?"

Tarzan trollte sich zu ihnen. Erst jetzt bemerkte Marc, dass der greise Hund es vermied, einen seiner Hinterläufe zu belasten.

"Vielleicht wurde mir ja schon einmal das Gedächtnis gelöscht?", mutmaßte er. "Vielleicht hat es beim ersten Mal nicht richtig funktioniert, und ich erinnere mich plötzlich an Fakten aus meinem alten Leben?"

"Möglich." Haberland zog zweifelnd die Mundwinkel nach oben. "Oder genau das Gegenteil geschieht."

Er bückte sich und warf ein Stöckchen in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Tarzan sah ihm nur müde hinterher.

"Wie meinen Sie das?", fragte Marc.

"Ich rede nicht gerne darüber, aber auch ich litt einmal für eine kurze Zeit an einer nahezu vollständigen Amnesie. Ein Gedächtnisverlust, ausgelöst durch ein Trauma, das ich unbedingt verdrängen wollte." Der Professor rieb sich wieder die Handgelenke. "Der Weg, den ich gehen musste, um mein Gedächtnis ZU finden, war furchtbar. Aber er hat mich eines gelehrt."

"Was?"

"Dass die Wahrheit oft genau das Gegenteil dessen ist, was wir glauben."

Er wandte sich von ihm ab und folgte seinem Hund, der den Rückweg eingeschlagen hatte. Marc zögerte eine Weile und musste dann schneller gehen, um zu ihm aufzuschließen.

"Sie befürchten, Ihr Gedächtnis wurde manipuliert. Gelöscht. Vielleicht sogar schon zum zweiten Mal", sagte Haberland, ohne ihn anzusehen. **"Aber was, wenn es gerade erst in dieser Sekunde gelöscht wird? In diesem Moment?"**

Marc fröstelte. "Wie soll das gehen?"

"Nun, ich bin mir nicht sicher, wie die Bleibtreu-Klinik bei ihren Patienten eine künstliche Amnesie herbeiführen will. Bislang sind Gedächtnisausfälle immer ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt. Doch ich könnte mir vorstellen, dass sie die Probanden einer Schocktherapie unterziehen. Und ist es nicht genau das, was Ihnen gerade widerfährt? Ein traumatisches Ereignis, das das nächste jagt?"

"Aber weshalb sollte jemand so etwas tun?"

Sie waren schon fast wieder am Blockhaus angelangt. Hinter der Veranda konnte man Stimmen hören, aller Wahrscheinlichkeit nach die von Emma und Benny, die sich zu einer Unterhaltung überwunden hatten.

"Damit Sie etwas vergessen. Die Frage ist nur, was."

Marc schloss die Augen und erinnerte sich an eine Sequenz aus dem Traum, aus dem er eben erst erwacht war.

"Ich wünschte, du hättest es nicht erfahren. Zumindest nicht so früh."

"Ich weiß es nicht", sagte er wahrheitsgemäß.

"Dann erinnern Sie sich daran." Der Professor blieb stehen und musterte ihn eindringlich. "Erinnern Sie sich an das, was Sie vergessen wollen!"

"Aber wie, wie soll ich ... ?"

Die Uhr an Marcs Handgelenk schnarrte. Er griff in seine Jackentasche, dann schlug er sich an die Stirn.

"Was haben Sie?", fragte Haberland. Auch sein Hund schien ihn fragend anzusehen.

"Ich muss meine Tabletten nehmen, aber die Dinger liegen immer noch in dem Handschuhfach meines Autos."

"Was für Tabletten?"

Marc berührte den Verband an seinem Nacken.

"Ah ja." Haberland ging einen Schritt um ihn herum.

"Gut, dass Sie es ansprechen."

"Was?"

"Vorhin, als ich Ihren Kopf nach äußeren Verletzungen untersuchte, habe ich mir erlaubt, den Verband zu wechseln. Weshalb tragen Sie ihn?"

"Da ist ein Splitter in meinem Hals."

Der Professor zog ungläubig die Augenbrauen nach oben. "Sind Sie sicher?"

"Natürlich. Hey, was machen Sie da?"

Marc konnte gar nicht so schnell reagieren, wie der alte Mann mit einer einzigen Bewegung den lachsfarbenen Leukoplaststreifen gelöst hatte, der die Mullbinde auf der Wunde hielt.

"Sie können es zwar nicht sehen, aber fassen Sie ruhig mal hin."

Wieso sollte ich? Constantin hat mir gesagt, das muss steril bleiben.

"Na los doch." Haberland führte jetzt selbst seine Hand, und Marc zuckte zusammen. Nicht vor Schmerz, sondern weil er gar nichts spürte. Nichts, außer nackter, gesunder Haut.

"Sie haben dort keine Wunde", bestätigte Haberland seine grauenhaften Empfindungen.

Kein Splitter.

"Und es sieht auch nicht danach aus, als ob da jemals eine gewesen wäre."

55. Kapitel

Der Schnee kam ohne Vorwarnung. Noch war seine Konsistenz zu fein und luftig, um liegenzubleiben,

doch Haberland gab ihnen zum Abschied den Rat, den Wald so schnell wie möglich zu verlassen. Der Mietwagen, mit dem Benny sie hierhergefahren hatte, würde mit seinen Sommerreifen auf den kleinen Forstwegen stecken bleiben, sobald der Schnee dichter wurde. Und damit war zu rechnen, wenn man dem Professor Glauben schenken durfte, der sich zum Abschied noch nervöser die Handgelenke gerieben hatte als zu Beginn ihrer Gespräche.

Marc konnte sich diese Sensibilität in Sachen Wetter zwar nicht erklären, doch tatsächlich musste Benny nach wenigen Metern das Abblendlicht anschalten und den Scheibenwischer eine Stufe höher stellen. Zehn Minuten später konnte man den Eindruck gewinnen, der Wagen habe den laubbedeckten Erdboden verlassen und würde hoch über Berlin eine dichte Wolkendecke durchbrechen.

"Worüber hast du mit dem Professor so lange gesprochen?", fragte Benny und trommelte nervös mit den Fingern auf das Lenkrad. Seine Stimme klang besorgt und etwas misstrauisch.

"Keine Sorge. Ich hab nichts über dich erfahren, was ich nicht schon wusste."

Dann erzählte er seinem Bruder von dem weiteren Mysterium, das sich ihm während des Spaziergangs aufgetan hatte.

"Kein Splitter?", fragte Benny.

"Kein Splitter", bestätigte Marc und drehte sich so, dass Benny seinen Nacken sehen konnte.

"Außerdem hat er gesagt, dass man bei einem solchen Splitter gewiss keine Immunsuppressiva verschrieben hätte. Eher Antibiotika, um die Entzündung zu bekämpfen." Benny schüttelte verwundert den Kopf. Sie schaukelten über einen Pfad voller Schlaglöcher, und Marc konnte immer noch nicht erkennen, wo sie waren. Erst als sie auf eine verlassene, aber ausgebauten Straße einbogen, wurde die Sicht etwas besser, und Marc ahnte, in welchem Teil der Stadt sie sich befanden. Hier draußen war er schon einmal mit seinem Bruder gewesen. Jahre zuvor, als der kommende Hass zwischen ihnen nicht mal eine dunkle Vorahnung gewesen war. Hier in der Nähe musste die stillgelegte Kiesgrube liegen, in der sie den Wagen ihres Vaters versenkt hatten.

"Viertel vor eins am Mittag des dreizehnten November. Wir fahren vom Müggelsee Richtung Altstadt Köpenick", hörte er Emma hinter sich in ihr Handy diktieren. "Allen Warnungen zum Trotz will Marc Lucas nach Sakrow, zu dem Haus seines Schwiegervaters Professor Constantin Senner."

Constantin.

Marc gelang es, Emmas Stimme auszublenden, indem er die Augen schloss. Er dachte an den Mann, dem er mehr vertraut hatte als sich selbst; mit dem er sämtliche Aggregatzustände seines emotionalen Bewusstseins geteilt hatte: Freude, Trauer, Wut, Sorge, Euphorie und tiefste Depression.

Er hatte Constantin bewundert, einen integren Menschen mit klaren Zielen, einen Mann, mit dessen konservativer politischer Haltung er wenig anfangen konnte, den er aber seiner Prinzipien und seiner Liebe wegen respektierte, die er jedem entgegenbrachte, der seiner einzigen Tochter etwas bedeutete. Ein Freund, ein Vertrauter und Mentor. Und jetzt schien er der Urheber eines Planes zu sein, der ihn augenscheinlich in den Wahnsinn treiben sollte. "Wieso lebt Haberland so allein?", hörte er Emma hinter sich fragen. Er öffnete die Augen.

Sie hatte ihr Handy beiseitegelegt und beugte sich nach vorne.

"Haben Sie schon mal etwas von dem Seelenbrecher gehört?", beantwortete Benny die Frage mit einer Gegenfrage. Seine Stimme klang weniger feindselig, und auch der Umstand, dass Emma ihn von sich aus angesprochen hatte, deutete auf eine leichte Annäherung der beiden. Offenbar waren Haberlands

Worte in ihren Ohren doch nicht völlig wirkungslos verklungen.

"**Von den Frauen, die verschleppt wurden und dann, wie lebendig in ihrem eigenen Körper begraben, wieder aufgefunden wurden?"** Er sah in den Rückspiegel. "Nein? Vermutlich auch besser so."

Marc wandte sich zu Benny um und spürte zum ersten Mal bewusst, dass ihn kein Halsverband mehr störte. Ein angenehmes, aber zugleich furchteinflößendes Gefühl.

"Was hat Haberland damit zu tun?"

"Das ist eine wirre Geschichte, die er mir während einer unserer Therapiesitzungen andeutungsweise erzählt hat. Sie hat sich am anderen Ende der Stadt abgespielt, ungefähr dort, wo du jetzt unbedingt hinwillst."

Sie passierten ein Hinweisschild zur A 113. Auf der anderen Straßenseite hatten sich mehrere Menschen in einem Wartehäuschen einer Bushaltestelle zusammengerottet, um Schutz zu suchen, doch der Wind trieb den Schnee fast waagerecht über Straßen und Bürgersteige und verschonte nur die, die im inneren Kreis standen. Obwohl Marc von einer Sitzheizung gewärmt wurde und er die heiße Luft aus den Düsen direkt auf der Brust spürte, fühlte er sich ebenso schutzlos wie die Passanten. Die Kälte, der er

ausgesetzt war, war jedoch eine andere. Sie kam von innen. Constantin.

Zweimal die Woche war er zum Verbandswechsel gekommen. Zweimal die Woche hatte er es als besondere Fürsorge empfunden, wenn sein Schwiegervater sich persönlich um ihn gekümmert hatte, anstatt die Aufgabe einer seiner Schwestern zu überlassen. Marc hatte mit der Angst einer Querschnittslähmung gelebt, ihm war geraten worden, hektische Bewegungen zu vermeiden, er durfte keinen Sport treiben, die Wunde nicht berühren, selbst Wasser sollte er nicht an die Wunde geraten lassen, was das Duschen zum Balanceakt gemacht hatte.

Alles gelogen, und alles nur zu einem Zweck.

Kein Splitter - keine Wunde. Keine Wunde - kein Grund, regelmäßig Tabletten zu nehmen.

Deshalb also hatte der Apotheker die Medikamente nicht vorrätig gehabt. Es waren sicher keine Immunsuppressiva, die er täglich schlucken sollte, sondern Tabletten, die vermutlich dazu dienten, seinen Verstand auszuschalten; ihn zu lähmen, oder gar zu verändern. Starke Psychopharmaka, so wie Stoya, der Polizist es ihm vorhin auf dem Revier vorgehalten hatte.

Marc zog das Plastiktütchen mit den unbezahlten Medikamenten aus der Jackentasche und nahm ein

Aspirin heraus. Zwar fühlte er sich besser als noch vor ein paar Stunden, aber die Grundsymptomatik - der Schwindel, die Übelkeit und die bleierne Schwere seiner Glieder - war nicht verschwunden.

"Was hat Haberland mir eigentlich gegeben?", fragte er Benny und überlegte, wie sein Magen wohl reagieren würde, wenn er die Tablette ohne Wasser schluckte.

"Nichts."

Sein Bruder scherte nach rechts auf die Beschleunigungsspur der Auffahrt zur Stadtautobahn. Die Scheibenwischer kämpften wütend gegen die Flocken an, die nicht auf der Windschutzscheibe haften blieben, aber dennoch die Sicht verklebten.

"Der liebe Professor hatte in seiner Hütte nichts Brauchbares da", erklärte er mit Blick auf die Tüte in Marc's Händen. "Das letzte Paracetamol hat deine Freundin da hinten bekommen."

Aber was ist dann mit dem Pflaster? Dem Einstich in meinem Arm?, wollte Marc fragen, doch dann erinnerte er sich an die Blutentnahme in der Bleibtreu-Klinik. Die Vorbereitungsmaßnahmen für ein Amnesieexperiment, an dem er niemals teilgenommen hatte und in dem er dennoch mittendrin zu stecken schien.

Geht es mir etwa besser, da die Wirkung der Tabletten nachlässt? Sehe ich klarer, seitdem ich sie nicht mehr

nehme? Hatte ich nur kurzfristige Entzugserscheinungen und bin jetzt auf dem Weg der Besserung?

Sie fuhren die verwaiste Stadtautobahn Richtung Norden. Anders als bei Regen, der regelmäßig wie eine Thrombose den Verkehr auf den Adern der Hauptstadt zum Stocken brachte, hatte der erste Schnee des Jahres immer eine reinigende Wirkung. Die Straßen leerten sich, und wenn man mutig war oder ein sicheres Auto fuhr, kam man schneller voran als in der Rushhour. Auch jetzt waren die Lichter der anderen Fahrzeuge vor und hinter ihnen so weit entfernt, dass man sie kaum erkennen konnte.

Die Sicht nach außen war so verschwommen wie Marcs Blick nach innen. Noch immer hatte er nicht den Hauch einer Ahnung, welche Rolle Sandra in der Inszenierung des Wahnsinns spielte, zu der sie sogar die Drehbuchvorlage geliefert zu haben schien. Ein Drehbuch, das all die Traumata, die er durchlebte, vorwegnahm. Wie war das möglich? Weshalb stand ein Babybett in ihrem Schlafzimmer? Und warum hatte sie ihr Testament ändern lassen wollen, wie der mysteriöse Anwalt behauptet hatte? Andererseits - gab es den überhaupt? Existierte er vielleicht ebenso wenig wie die Klinik, die direkt vor seinen Augen verschwunden war?

Und selbst dieser unsichtbare Wegweiser führt mich wieder zu Constantin, schlussfolgerte Marc in Gedanken. Schließlich hatte er die Annonce der Bleibtreu-Klinik in einer Zeitschrift entdeckt, die bei Sandras Vater im Wartezimmer gelegen hatte:

Lernen zu vergessen.

Aber was?

Was wird heute noch geschehen, am dreizehnten November?

Die Stimme von Professor Haberland hallte in seiner Erinnerung nach: "Erinnern Sie sich an das, was Sie vergessen wollen!"

Wie sollte er das anstellen?

Bennys Handy piepte und riss Marc aus seinen Überlegungen.

"Was ist?", fragte er, als er sah, wie sich die Miene seines Bruders verfinsterte, nachdem er die SMS gelesen und sein Telefon wieder in die Ablage zwischen den Sitzen gesteckt hatte.

"Nichts, nur eine Planänderung." "Was meinst du damit?"

"Ich kann dich nicht länger begleiten, Marc. Ich habe schon viel zu viel Zeit verloren."

"Zeit wofür?"

Benny lächelte traurig. "Das brauchst du nicht zu wissen. Ich habe mir bei den falschen Menschen Geld geborgt und ... "

Plötzlich schrie Emma auf. Gleichzeitig wurde Marc in die Gurte gedrückt und riss die Arme nach oben.

"Verdammmt, was ist das denn für ein Irrer?", schrie Benny und hupte wütend. Viel zu spät, um dem Fahrer, der sie gerade geschnitten hatte, mehr als nur ein müdes Lächeln entlocken zu können.

Marc erstarnte.

Das Auto, das vor ihnen die Spur wechselte und nun mit halsbrecherischer Geschwindigkeit auf die Ausfahrt Tempelhofer Damm zuraste, war eine kastenförmige Limousine, wie sie zu Tausenden vom Band gelaufen war. Das Kennzeichen war beleuchtet, doch durch Dreck und Matsch nicht zu entziffern. Aber dennoch gab es für Marc keinen Zweifel, wer sie gerade überholt hatte: der gelbe Volvo, den Emma vor dem Polizeirevier fotografiert hatte. Und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war es eine blonde Frau, die sich vom Beifahrersitz aus zu ihnen umdrehte.

56. Kapitel

"Hinterher!", brüllte Marc, und bevor Benny protestieren konnte, griff er ihm schon ins Lenkrad. Der Wagen zog nach rechts. Die Wucht, mit der sie nach vorne geschleudert wurden, glich der eines Auffahrunfalls, doch Benny war lediglich in die Bremsen gestiegen, um die Kontrolle über den Wagen zurückzugewinnen.

"Was machst du?", schrie er fast gleichzeitig mit Emma, die sich hinten glücklicherweise angeschnallt hatte.

"Sandra", sagte Marc nur und zeigte nach vorne.

Hier in der Innenstadt war es wärmer als am Müggelsee, der Schnee zerfloss bereits beim Auftreffen auf dem Asphalt, und die Sicht war deutlich klarer.

"Wo?" Benny nahm nun notgedrungen die Ausfahrt zum T-Damm.

"Dort, im Volvo." "Du spinnst."

"Bitte!" Marc hörte selbst die Verzweiflung in seiner Stimme. "Tu mir den Gefallen."

Sein Bruder schüttelte zwar den Kopf, als könne er selbst nicht begreifen, worauf er sich einließ, beschleunigte dann aber.

Sie schossen den Tempelhofer Damm herunter, Richtung Platz der Luftbrücke, am stillgelegten Flughafen vorbei. "Sie könnten recht haben!", bestätigte nun auch Emma, die sich hinten an einem der Haltegriffe über der Tür festhielt. Vor ihnen drängte sich der Volvo vor einen Omnibus, der zwei der drei Spuren für sich beanspruchte. Zusätzlich verengte sich etwa hundert Meter vor ihnen die Fahrbahn durch einen liegengebliebenen Lkw.

Im Augenblick war der Volvo nicht mehr zu sehen, auch gab es keine Möglichkeit, weiter nach vorne aufzuschließen. Dennoch jagte Benny mit unveränderter Geschwindigkeit an das Stauende heran.

"Halt!", schrie Marc und bereitete sich auf das Schlimmste vor. Doch anstatt langsamer zu werden, riss sein Bruder das Steuer herum und scherte auf den Bürgersteig. Emma begann wieder zu schreien, und das Einzige, was Marc daran hinderte, es ihr gleichzutun, war seine Fassungslosigkeit. Noch vor wenigen Sekunden hatte er seinen Bruder antreiben müssen, und jetzt schickte er sich an, sie alle umzubringen. Als sie in Höhe der Einfahrt zum Flughafen waren, fand er die Sprache wieder. "Hör auf, das ist es nicht wert."

Benny sah in den Rückspiegel, dann flogen seine Augen wieder nach vorne. "Nur zur Information. Das hier ist keine Verfolgung."

"Sondern?"

"Eine Flucht."

Marc drehte sich um.

Scheiße, was ist das denn jetzt?

Der Motorradfahrer hinter ihnen war nur noch zwei Armlängen entfernt und nahm bei seiner Verfolgungsjagd ebenso wenig Rücksicht auf die Straßenverkehrsordnung wie Benny. Statt eines Helmes trug er eine schwarze Skimaske mit einem blaugrauen Halstuch vor dem Mund. Der Mann fuhr eine leichte Motocrossmaschine, deren Lenker er mit einer Hand hielt, mit der anderen presste er sich etwas ans Ohr.

"Wer zum Teufel ist das?"

Benny griff zu seinem Handy, auf dem schon wieder eine Nachricht einzugehen schien, und schoss durch eine Parklücke hindurch auf die Fahrbahn zurück. Ihr gesichtsloser Verfolger tat es ihnen gleich.

"Einer von Valkas Leuten", sagte Benny und steckte nach einem kurzen Blick auf das Display sein Telefon wieder weg.

"Valka? Arbeitest du etwa immer noch für diesen Psychopathen?"

In dieser Sekunde flammte ein Blitzlicht auf, seitlich von ihnen, außerhalb des Wagens. Benny war gerade mit etwa hundert Kilometern pro Stunde über eine rote Ampel gefahren, was Marc Antwort genug auf seine Frage war, zumal der Motorradfahrer hinter ihnen die Blitzampel ebenfalls nicht beachtet hatte.

"Da, geradeaus!", rief Emma und zeigte nach vorne auf den gelben Volvo, der endlich wieder aufgetaucht war. Sie fuhren jetzt den Mehringdamm Richtung Mitte, und das Einzige, was sie aus bremste, waren die vielen Lieferfahrzeuge, die immer häufiger in zweiter Reihe parkten.

Zwanzig Sekunden später trennte sie nur noch ein Smart von dem gelben Kombi, und die Motocrossmaschine schien verschwunden, was Marc erst auffiel, als er das nähmaschinenartige Brummen hinter sich nicht mehr hörte.

"Haben wir ihn abgehängt?", fragte er, als sie schon wieder eine rote Ampel ignorierten, diesmal, um nach rechts in die Leipziger Straße einzubiegen. Mittlerweile hatte es aufgehört zu schneien.

"N ein ", sagte Benny, und Emma schrie schon wieder auf, denn plötzlich raste das Motorrad aus einer Hofeinfahrt zu ihrer Rechten, und der Mann mit der Skimaske befand sich neben ihrem Seitenfenster.

"Er hat eine Waffe", schrie sie und duckte sich. Benny trat auf die Bremse, bevor der Mann abdrücken konnte, und diesmal war es wirklich die Wucht eines Aufpralls, der sie alle nach vorne schleuderte. Ein schwerer Geländewagen hinter ihnen hatte nicht so schnell reagieren können und schob sie nun mit seinem gesamten Gewicht quer über die Fahrbahn.

"Verdammte Scheiße!", rief Marc noch, doch da war es schon zu spät. Im Bruchteil einer Sekunde, während der Wagen sich drehte, erinnerte er sich an die letzten Momente des Unfalls mit Sandra: an den Knall des zerplatzenden Reifens, wie das Lenkrad ausschlug und die Baumgruppe immer näher kam, kurz nachdem sie ihm das Foto gezeigt hatte, auf dem nichts zu erkennen gewesen war.

Dann knirschte es, nicht in der Erinnerung, sondern in der Gegenwart. Sie hatten das Motorrad erfasst, und der Fahrer verschwand seitlich unter ihrem Kühler. Nach einem langgezogenen entsetzlichen Schleifgeräusch, schlimmer als zehn Fingernägel auf einer trockenen Tafel, kam ihr Auto endlich zum Stehen.

Benny war der Erste, der nach einem Moment des Schocks die Tür aufriss, gefolgt von Marc, während Emma zitternd, aber unverletzt auf der Rückbank sitzen blieb. "Wo ist er hin?"

Benny und Marc sahen sich verständnislos an.

Die Maschine lag quer unter der Motorhaube und hatte sich dort verkeilt. Von dem Fahrer war nichts zu sehen. Sofort bildete sich eine Traube von Schaulustigen um sie herum, und der Verkehr staute sich hupend auf beiden Seiten.

Marc ging nach hinten, um sich zu vergewissern, dass der Mann nicht unter dem Wagen hindurch bis unter das andere Auto geschleudert worden war.

"Seid ihr wahnsinnig, ihr Idioten?", schrie ihn der Fahrer des Geländewagens an, der eben noch seinen eingedrückten Chromgrill begutachtet hatte. Der Mann war etwa Mitte fünfzig und nur mit einem Jogginganzug und Sweatshirt bekleidet. Seine Füße steckten in tarngrünen Gummistiefeln. "Wer hat euch Schwuchteln denn in den Gehirnkasten gekackt?"

Marc ignorierte ihn und beugte sich auch nicht nach unten, um nach dem verschwundenen Motorradfahrer zu suchen. Stattdessen glotzte er fassungslos in Bennys Kofferraum, dessen Deckel beim Aufprall nach oben gedrückt worden war.

Was hat das zu bedeuten?

Neben einer Segeltuchtasche lagen zahlreiche Waffen: zwei Messer, eine Pistole, eine Pumpgun, und, wenn er richtig sah, war das eine Gartenschere, die oben auf dem Plastikbeutel lag, in dem eine blutige Flüssigkeit

schwappte. Bevor er seine Hand danach ausstrecken konnte, wurde er herumgerissen.

"Lass das!", fuhr Benny ihn an. "Aber was soll das hier?"

Marc deutete auf den Kofferraum, dessen Deckel sein Bruder jetzt mit beiden Händen nach unten drückte.

"Ja, was soll das? Wieso macht ihr Vollkacker eine Vollbremsung?", brüllte die Jogginghose hinter ihnen.

"Was ist das hier für eine schwule Scheiße?"

Weit hinter ihnen, vom Potsdamer Platz kommend, hörte man leise eine Polizeisirene.

"Hau ab, ich regle das", sagte Benny und rammte den Deckel nach unten.

Marc starrte fassungslos auf das zerbeulte Heck der Limousine.

"Ich erklär's dir später, ich schwöre. Aber jetzt ist keine Zeit."

Benny sah zu der Kreuzung, in die der Volvo eingebogen war, bevor der Unfall sie lahm gelegt hatte.

"In der Friedrichstraße ist immer Stau. Vielleicht kriegst du sie noch."

Sein Bruder musste es noch einmal wiederholen, bevor Marc endlich seine Starre überwand und die Verfolgung zu Fuß wieder aufnahm.

57. Kapitel

**Sein Spurt dauerte nicht lange, da sah er sie schon.
Sandra.**

Der Fahrer des Volvos hatte sie aussteigen lassen und fuhr einen Block weiter vor ihnen in ein Parkhaus, dessen Leuchtreklame über der Einfahrt noch dreihundertsiebzehn freie Tiefgaragenplätze verkündete. Sandra wartete an einer Ampel. Sie trug einen cremefarbenen Wintermantel mit einem Kunstoffkragen und stemmte ihre Hände in die Hüfte, als hätte sie Kreuzschmerzen.

Oder als wäre ihr Bauch zu schwer.

Marc schloss weiter zu ihr auf und hatte gerade die Hälfte des Blocks hinter sich gebracht, als die Digitalanzeige des Parkhauses auf dreihundertsechzehn umschlug.

Was macht sie hier? Und wer hat sie gefahren?
Constantin etwa?

Die Fußgängerampel sprang auf Grün, und Sandra ging los. Sie schien es nicht eilig zu haben, suchte im Gehen etwas in ihrer viel zu großen Handtasche. Ihr goldgelbes Haar hob sich mit jedem Schritt von ihrem Rücken ab, und Marc glaubte den Duft des Shampoos riechen zu können, so nah fühlte er sich seiner Frau,

obwohl ihn noch mindestens fünfzig Meter von ihr trennten.

"Sandra", rief er, doch nur ein paar Jugendliche, die gerade aus einem Handyshop schlurften, sahen zu ihm herüber und machten spöttelnde Kommentare. Er presste seine Hand in die Leiste, atmete gegen das Seitenstechen an, und als der Zwang, sich auszuruhen, schier unerträglich wurde, erkannte er ihr Ziel.

Sandra geht einkaufen. Natürlich. Es ist ja bald so weit. Das Schaufenster der Babyboutique auf der gegenüberliegenden Straßenseite war bereits winterlich dekoriert. Eine Schneekanone wirbelte dicke Kunstflocken über die ausgestellten Laufställe und Kinderwagen, und vor dem Eingang lockte ein überlebensgroßer Schneemann in einem rosefarbenen Babystrampler die kinderfreundliche Kundschaft an.

Sandra verlangsamte ihren Schritt und war jetzt zum Greifen nahe. Er streckte die Hand aus, wollte ihr Haar berühren, über den kleinen Hügel am Hinterkopf fahren, den er immer drücken musste, wenn sie Migräne bekam. Er wollte ihr den Nacken massieren, sie an sich ziehen und ihr in die Augen sehen, die ihm Antwort auf all seine Fragen geben würden. Doch schließlich traute er sich nur, sie an die Schulter zu tippen und ihren Namen zu rufen. Lauter

als beabsichtigt, mit einer belegten Stimme, die ihm selbst fremd war.

"Sandra!"

Sie fuhr herum. Im ersten Moment versuchte sie noch die Fassung zu wahren. Überlegte, ob ein Lächeln oder eine Begrüßung angebracht war. Dann gewann die Furcht die Oberhand, ihre Mundwinkel begannen zu zucken, und Marc konnte förmlich ihre Gedanken hören.

Was will er von mir?

Sie wich einen Schritt zurück und öffnete den Mund, aber schließlich war es Marc, der den ersten Satz sprach: "Es tut mir leid, tut mir sehr leid."

Er hob die Hand.

Die Frau, die von vorne nicht die geringste Ähnlichkeit mit Sandra hatte, schüttelte nur erschrocken den Kopf.

"N ein, ich will nicht .. ,", stotterte Marc und zeigte auf ihre Handtasche, die die viel zu alte und viel zu stark geschminkte Blondine mit schneeweißen Knöcheln umklammerte. "Ich habe Sie verwechselt, es tut mir leid."

Dann blieb er zurück.

Sie wich erst rückwärts von ihm ab, und erst nachdem sie einen sicheren Abstand zwischen sich und den Fremden gebracht hatte, drehte sie sich um. Marc

starrte ihr nach, wiederholte seine Entschuldigung, als sie ein letztes Mal über die Schulter sah und ihm einen Blick schenkte, den sie sonst für Streuner und Obdachlose reserviert hatte. Sie ließ die Babyboutique unbeachtet hinter sich zurück und verschmolz mit einer Gruppe japanischer Touristen, die gerade an der Kreuzung zur Friedrichstraße aus einem Reisebus stiegen.

"So leid", flüsterte Marc in die Richtung, in der die Fremde wie ein Name verschwunden war, an den man sich nicht mehr erinnern kann.

So leid.

Er starnte nach unten, bemerkte, dass er in einer Pfütze aus Schmelzwasser stand, sah auf seine nassen, zitternden Finger, die er nicht mehr unter Kontrolle bekam. Marc fühlte sich unterzuckert, hatte dennoch keinen Hunger. Er war sterbensmüde und gleichzeitig aufgeputscht, wie nach dem Konsum einer Kanne Kaffee auf nüchternen Magen. Und er wollte weinen. Um seine Frau, sein Leben, um sich selbst, doch das Ventil öffnete sich nicht.

Ich verliere den Verstand, formulierte er den Gedanken zum ersten Mal als Feststellung und nicht als Frage. Dann schloss er die Augen, vergrub das Gesicht in den Händen, und es war ihm vollkommen gleichgültig, was die Passanten denken mussten,

denen er jetzt im Weg stand. Womöglich gab es sie ja gar nicht? Womöglich stand er nicht mit geschlossenen Augen auf einem Bürgersteig, und er hörte auch nicht die Kakophonie der Großstadt. Vielleicht liege ich in dem Bett einer Klinik? Neben mir steht kein Parkscheinautomat, sondern ein Tropf; ich trage keine Jeans, sondern einen Katheter, und das Rauschen des fließenden Verkehrs sind die Geräusche meiner Beatmungsmaschine?

Marc hatte Angst, die Augen zu öffnen. Er befürchtete das Schlimmste, nämlich der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, die sein Leben als Lüge entlarven würde. Als er sich schließlich doch dazu überwand, legte er den Kopf in den Nacken wie ein kleines Kind, das versucht, eine Schneeflocke mit der Zunge zu fangen. Dadurch war der erste Schock nicht so groß, denn das Wolkenspiel des betongrauen Himmels über ihm lenkte zunächst noch vom Baugerüst ab. Doch dann flackerte die Plane, die der Wind nach innen gegen das Bürogebäude drückte.

Das ist unmöglich.

Die Detonation der Erkenntnis löste ein inneres Beben aus. Marc taumelte, obwohl er sich nicht bewegte.

Langsam, als trüge er doch einen Splitter im Hals, drehte er sich einmal um die eigene Achse. Er scannte

seine Umgebung wie eine 3-D-Kamera und speicherte dabei Informationen, die seine Verwirrung ins Unermessliche steigen ließen. Er sah das Babygeschäft, die Autovermietung, die medizinische Fachbuchhandlung, die Einfahrt zur Tiefgarage, neben der das aufblasbare Maskottchen des Handyladens im Wind schwankte. Er erinnerte sich an all diese Einzelheiten, die er gestern schon einmal aus einer anderen Perspektive betrachtet hatte.

Beim Pinkeln. Im sechsten Stock.

Und dann, als der Kreis vollendet und er wieder an seiner Ausgangsposition angekommen war, als Emma ihm vorsichtig die Hand von hinten auf die Schulter legte, fand er den letzten Beweis. Er entdeckte das polierte Messingschild mit dem dezenten Hinweis auf die psychiatrische Einrichtung, die sich im Inneren des Gebäudes befand:

Bleibtreu - Klinik

Sie war wieder da.

Und er stand direkt vor ihrem hochherrschaftlichen Eingang.

58. Kapitel

Sie bemerkte es im gleichen Moment, reagierte aber schneller als er. Marc spürte, wie die Hand, die eben noch auf seiner Schulter gelegen hatte, achtlos von ihm abfiel. Als Nächstes sah er Emmas Rücken. Sie lief auf die Drehtür am Eingang der Klinik zu. Dabei setzte sie vorsichtig einen Fuß vor den anderen, als folge sie einem hypnotischen Befehl.

"Emma, nicht!", wollte Marc noch rufen, doch es war zu spät. Neben der Drehtür hatten zwei Männer die gläserne Seitentür geöffnet und traten mit einer Packung Zigaretten und Feuerzeugen in der Hand in die Kälte hinaus. Emma drängte sich an ihnen vorbei und schlüpfte durch den Spalt, bevor die Tür wieder zufallen konnte.

Marc blieb keine Wahl. Er folgte ihr.

Die Eingangshalle des Komplexes wirkte auf den ersten Blick wie der Check-in-Bereich eines Flughafens. Ein roter Teppich führte zu einem Aluminiumcounter, hinter dem eine junge Frau in einer Art Uniform auf Besucher wartete. Sie unterhielt sich mit einem weißhaarigen Mann, der vor dem Tresen stand und sich an einer Tasse Kaffee festzuhalten schien. Klassische Musik sorgte für einen angenehmen Klangteppich.

"Das ist nun aber wirklich nicht Ihre Aufgabe, Herr Professor", hörte Marc die junge Frau sagen, während er sich langsam Emma näherte. Sie war auf der Hälfte des Weges, etwa zehn Meter vor dem Empfang, stehen geblieben und sah nach oben. Wie schon die Klinik selbst, so war auch die Lobby ein Musterbeispiel für die Verschwendug von Raum und Energie. Das Atrium reichte bis zur dritten Etage, erst dort begannen die Bürofluchten. Die gläsernen Wände erzeugten den Eindruck, als stehe man in dem Aquarium eines Riesen, der das Wasser abgelassen hatte. Jeder Schritt hallte von den Decken- und Wandflächen wie in einer Kirche wider.

"Das Ding spinnt immer mal wieder, gestern kamen wir nicht mal ins Internet", flötete die Empfangsdame weiter und deutete auf den Computermonitor. Weder sie noch ihr Gesprächspartner hatten bislang Notiz von ihnen genommen.

"Wir müssen hier weg", flüsterte Marc und griff nach Emmas Hand. Sie fühlte sich kalt an und feucht.

"Ich habe es dir doch gesagt. Sie ist da. Die Klinik ist nicht verschwunden."

Emma war viel zu aufgereggt, um die Stimme zu senken. "Sie haben dir eine falsche Adresse genannt, Marc. Sie wollten dich zu der Baugrube locken. Genau

darüber haben sie damals diskutiert, als ich sie belauscht habe."

Sie wurde immer lauter, und das erregte schließlich die Aufmerksamkeit der Blondine hinter dem Tresen. "Kann ich etwas für Sie tun?", flötete sie. Auch der Weißhaarige drehte sich um. In seinem Blick lag ein leichter Ärger darüber, beim Flirten mit der vierzig Jahre jüngeren Blondine gestört worden zu sein. Doch der Unmut hielt nur so lange an, wie die Kaffeetasse benötigte, um ihm aus den Händen zu gleiten und auf dem Marmorboden zu zerschellen.

"Gott sei Dank", rief er atemlos und klang dabei erstaunt und erleichtert zugleich. Dann griff er zu seinem Handy. "Frau Ludwig ist wieder da. Ich wiederhole, Frau Ludwig ist ... "

Marc zog jetzt immer heftiger an Emmas Hand, aber sie schien mit dem Boden verwachsen zu sein. Er konnte sie nicht einen Millimeter in seine Richtung bewegen.

Zurück zum Ausgang. Raus. Aus der Klinik.

Während er kostbare Sekunden verlor, war der Weißhaarige bereits zu ihnen herübergekommen. Er schnaufte beim Atmen, als hätte schon der kurze Spurt vom Counter bis hierher seine Kraftreserven verbraucht. Als Zeichen seines guten Willens hob er beide Arme.

"Geht es Ihnen gut?", fragte er. Emmas Augen füllten sich mit Tränen.

"Sie erinnern sich?", fragte sie ängstlich.

Der Mann stand jetzt nur noch zwei Schritte entfernt, und Marc hatte ihre Hand losgelassen, um im Notfall alleine zurückweichen zu können.

"Aber natürlich", antwortete der Alte. "Wir haben Sie überall gesucht."

Und dann ging alles blitzschnell. Aus dem Fahrstuhl schräg rechts hinter ihnen stürmten drei Pfleger, noch ehe sich die Aluminiumtüren ganz geöffnet hatten. Diesmal war Emma zu perplex, um Gegenwehr zu leisten. Innerhalb weniger Sekunden hatten sie sie zu Boden gedrückt und ihre Hände hinter dem Rücken fixiert. Einen Herzschlag später war sie mit einer Spritze ruhiggestellt.

Marc hatte keine Chance, ihr zu helfen, und fragte sich, weshalb sie ihn bislang verschonten, warum sie ihn als stillen Beobachter hier in der Empfangshalle der Klinik duldeten und wann er ihr Schicksal teilen sollte.

Er zuckte zurück, als rechts neben ihm ein Schatten auftauchte. Dann erkannte er den Weißhaarigen, der etwas tat, womit sein auf Flucht programmiertes Gehirn am wenigsten gerechnet hatte. Der Mann streckte ihm die Hand entgegen und bedankte sich.

"Sie haben uns sehr geholfen und eine Menge Ärger erspart. Es ist ein wahrer Segen, dass Sie sie wieder zurückgebracht haben."

"Zurück?"

Marc sah den Pflegern hinterher, die Emma in einen Rollstuhl gesetzt hatten und sie in den Fahrstuhl schoben.

"Ich hoffe, sie hat Ihnen keine zu großen Schwierigkeiten bereitet ?"

"Schwierigkeiten?", echte Marc schon wieder.

Draußen hörte er ein Auto hupen, doch es kam ihm vor wie ein Signal aus einem anderen Universum.

"Erst gestern hat sie zwei unserer Krankenpfleger schwer verletzt, als sie sie auf offener Straße aufgreifen wollten. Sie neigt zur Gewalt, wenn sie wieder einen paranoiden Schub erleidet. Wo haben Sie unsere Patientin denn gefunden, Herr äh ... ?"

Der Weißhaarige zog enttäuscht die Hand wieder zurück, die Marc immer noch nicht geschüttelt hatte.

"Lucas", stotterte er reflexartig. "Marc Lucas." Er griff sich an den Nacken. Ein weiterer Automatismus, auch wenn der Verband jetzt fehlte.

"Ach ja, jetzt erinnere ich mich. Waren Sie nicht mal bei mir in Behandlung? " '

"Sie kennen mich?" Marc betonte jede Silbe mit der gleichen Intensität.

"Ja, natürlich. Wann war Ihr Unfall? Vor sechs Wochen?" Alles um Marc herum begann sich zu drehen. "Wer sind Sie?", fragte er den Mann, den er noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. Weder sein Jacketkronenlächeln noch seine hohe Stirn noch sein sternförmiges Muttermal am Halsansatz direkt unter dem Kinn weckten auch nur die leiseste Erinnerung.

"Oh, verzeihen Sie", sagte der Mann. "Ich dachte, Sie wüssten, wo Sie sich befinden." Das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden. "Mein Name ist Professor Patrick Bleibtreu."

59. Kapitel

Niemand hinderte ihn. Keine massive Gestalt stellte sich ihm in den Weg, keine Hand zerrte an ihm, kein Arm nahm ihn in den Schwitzkasten und presste ihn mit dem Gesicht nach unten. Dabei hätten sie leichtes Spiel mit ihm gehabt. Er war so schwach, zu keinem Widerstand mehr fähig. Marcs Gedanken überschlugen sich.

Wenn das wirklich der Klinikleiter war, wem war er dann gestern Nachmittag begegnet? Wer hatte ihn vor

dem Freibad Neukölln abgefangen und stundenlangen Untersuchungen unterzogen?

Die Drehtür spuckte ihn in die Außenwelt zurück, doch Marc fühlte sich, als wäre seine Seele im Atrium der Bleibtreu-Klinik geblieben und wartete neben dem weißhaarigen Mann darauf, dass er wieder zurückkam. Er wandte sich um und sah nach oben. Genau hier war er gestern gewesen. Aber er stand nicht in der Französischen Straße, sondern in einer Parallelstraße einen Block weiter.

Sie wollen mich fertigmachen. Irgendwer will, dass ich mein Gedächtnis verliere, und dazu bedient er sich der billigsten Tricks.

Der Maybach war gestern in die Französische Straße gefahren und dort in ein Parkhaus gebogen, das vermutlich unterirdisch mit dem Geschäftshaus auf dieser Straßenseite hier verbunden war.

Marc lachte hysterisch auf. Er hatte die echte BleibtreuKlinik nie von außen gesehen, und die Plane vor den Fenstern hatte die Scharade verhüllt. Nur die Fenster der Toiletten waren ohne Sichtbarrieren gewesen, doch die hatten ihm nur einen Ausschnitt der Kreuzung gezeigt, bei dem er keinen Verdacht schöpfte.

Und jetzt? Was mache ich jetzt?

Marc stolperte ziellos den Bürgersteig entlang. Er kämpfte gegen einen unsichtbaren Gegner, konnte nicht zwischen Gut und Böse unterscheiden und kannte noch nicht einmal den Grund für all das, was passierte.

Vielleicht steckte doch Sandra hinter allem? Vielleicht hatte ihr irgendein PR-Berater zu dieser Verschwörung geraten, damit der Film noch erfolgreicher würde, wenn herauskam, dass er auf einer wahren Vorlage basierte.

Nur dass es erst das Drehbuch und dann die Wirklichkeit gegeben hat!

Von all den Geräuschen, die ihn auf der Französischen Straße umströmten, war es wieder eine Autohupe, die seine Gedanken zerriss. Schon in der Lobby der Klinik hatte er sie gehört, doch diesmal war sie viel näher.

Er sah zur Seite und erkannte seinen Bruder hinter dem Steuer.

"Steig ein!" Benny kam neben ihm zum Stehen und rief durch das geöffnete Seitenfenster eines schmutzigen Kleinwagens: "Na los. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!"

60. Kapitel

Das Auto schien einer jungen Frau zu gehören oder einer Familie mit einem kleinen Kind. Zahlreiche Stoffelefanten pressten ihre Saugnapffüße gegen die hinteren Scheiben, und in dem Kassettenfach des Autoradios steckte ein Benjamin-Blümchen-Hörspiel. "Ich hab ihn mir nur ausgeborgt", erklärte Benny, ohne dass Marc ihn danach gefragt hätte. Seit einer Viertelstunde hatte keiner von ihnen etwas gesagt, doch nun wurde sein Bruder mit jeder Sekunde redseliger. "Ich bring die Kiste nachher wieder ins Parkhaus zurück, ehrlich. Aber als die Bullen gekommen sind, konnte ich nicht abwarten. Also bin ich abgehauen und hab die Schüssel hier für uns klargemacht."

Marc nickte nur stumm, unfähig, sich zu konzentrieren, denn Benny war nicht die einzige Stimme im Auto. Eine andere sang gerade auf Englisch etwas von einem Ort, zu dem man gemeinsam gehen solle und der nur einem selbst bekannt sei. Erst nach einer Weile registrierte er, dass die Musik aus dem Radio kam. Marc stellte es ab und griff nach dem Türöffner.

"Halt an!", sagte er leise.

Benny zeigte ihm einen Vogel. "Einen Scheiß werde ich." "Mit einem Mörder will ich nichts zu tun haben." "Fängst du jetzt auch schon so an wie die Irre? Ich habe niemanden umgebracht!"

Sie bogen mit gemäßigtem Tempo in den Kreisverkehr an der Siegessäule. Benny atmete tief durch. In dem Polo stank es nach Erbrochenem und billigem Parfüm. Vermutlich hatte jemand versucht, Ersteres mit Letzterem zu überdecken.

"Und wieso hast du dann einen blutigen Müllsack und ein halbes Waffenlager spazieren gefahren?", fragte Mare. "Die Waffen gehören mir nicht."

"Wem dann?"

"Valka."

"Was hast du getan?"

"Nichts, ich hab mir nur Geld geborgt." "Wofür?"

"Ein todssicheres Geschäft, ist doch jetzt egal. Ich hatte Valka gebeten, es auf das Konto meines Geschäftspartners zu überweisen. Doch der Deal ist geplatzt, ich wurde verarscht." "Und was ist das für Kohle, die in der Sporttasche steckt?"

Benny warf einen flüchtigen Blick auf die Rückbank, wo die blutverschmierte Segeltuchtasche lag.

"Einen Teil habe ich behalten. Den hat Valka mir in die Klinik geschmuggelt. Aber mir fehlt die andere Hälfte, um alles wieder zurückzahlen zu können."

Sein Bruder hielt das Lenkrad nur mit einer Hand. Mit der anderen massierte er sich das Bein, mit dem er Gas gab. "Und jetzt hast du seine Killer an der Backe?"

"So in etwa. Valka wollte mir die Schulden erlassen, wenn ich einen Job für ihn erledige."

Sie wechselten die Spur und überholten einen Studenten, der auf der Straße des 17. Juni einen Parkplatz suchte. Die Uni und damit der nächste Kreisverkehr waren noch eine Ampel entfernt.

"Was für einen Job?"

"Ein Journalist, Ken Sukowsky, hat über Valka recherchiert. Zu gut recherchiert. Ich sollte ihn töten und seine Finger abschneiden. Vielleicht auch umgekehrt. Dann sollte ich sofort die Stadt verlassen."

Er sah in den Rückspiegel.

"Verdammter Mistkerl, ich müsste schon seit Stunden in Amsterdam sein. Jetzt bin ich geliefert."

"Wieso?"

Benny seufzte. "Weil ich natürlich nur geblufft habe. Gestern Abend bin ich bei Sukowsky gewesen. Hab ihn gewarnt. Danach wollte ich eigentlich die Runde machen und mich verabschieden. Du weißt schon, bei allen, denen ich etwas zu verdanken habe. Freunde, Bekannte oder auch Fremde, die mir geholfen haben, wenn's mir schlecht ging. So wie der Professor."

Er griff in die Seitentasche seiner Fliegerjacke und reichte ihm einen zerknitterten Zettel. Von der Liste mit den zehn Einträgen waren die ersten drei Namen abgestrichen, zuletzt der von Haberland. Marc stellte fest, dass sein eigener nicht aufgeführt war.

"Das war der eigentliche Grund, weshalb ich mit euch rausgefahren bin. Während du mit Haberland spazieren warst, hab ich ihm einen Teil von Valkas Kohle auf den Küchentisch gelegt. Er war einer der wenigen, die sich wirklich um mich gekümmert haben. Der Doc hat es verdient."

Das ist es also. Langsam ergab alles einen Sinn.

"So wie Leana?", fragte Marc.

Sie hielten an einer Ampel, und Benny sah ihn erstaunt an. "Hast du dich bei deiner Krankenschwester auch mit Valkas Kohle bedankt?"

"Fünfzehntausend, ja", nickte Benny nach einer langen Pause.

"Ich dachte, ich kann die Stadt verlassen, bevor Eddy es sich zurückholen will. Doch dann hat er das Ultimatum

vorgezogen."

"Was ist in dem blutigen Beutel gewesen?", fragte Marc, immer noch misstrauisch.

"Ein Schweinekopf. Mein Abschiedsgeschenk für Valka. Er sollte es finden, wenn er den Kofferraum aufmacht und ich längst nicht mehr im Lande bin."

Die Ampel schaltete wieder auf Grün, und irgend wie schien damit auch der Damm gebrochen zu sein, der Benny bislang am Reden gehindert hatte. Jetzt sprudelte alles nur so aus ihm heraus: wie er gestern Nacht in die Verkehrskontrolle geraten war, bei der um ein Haar die Waffen in seinem Kofferraum entdeckt worden wären, mit denen er den Journalisten hatte töten sollen. Schließlich erzählte er Marc sogar von dem ermordeten Mädchen in seiner Wohnung. "Und dann bist du mit dieser Paranoiden auf der Bildfläche erschienen, ich konnte nicht rechtzeitig abhauen, und jetzt haben mich Eddys Leute am Arsch."

Benny zog nach rechts und nahm in letzter Sekunde die Ausfahrt des Kreisverkehrs am Ernst-Reuter-Platz. Sie jagten die Bismarckstraße hinunter Richtung Deutsche Oper. "Weshalb bist du mit deinen Geldproblemen nie zu mir gekommen?"

Marc tastete nach dem Tablettentütchen in seiner Jacke und stellte fest, dass er es in dem Unfallwagen verloren haben musste. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als zu hoffen, dass die Übelkeit nicht noch größer werden würde.

"Mal davon abgesehen, dass wir uns in der letzten Zeit nicht gerade nahe standen?" Benny warf ihm einen knappen Blick zu und lachte. "Du hast keine neunzigtausend Euro."

Großer Gott. So viel? "Wofür denn nur, um Himmels willen?"

"Besser, wenn du das nicht weißt."

Marc versuchte, jetzt nicht wieder laut zu werden. Es hatte noch nie etwas gebracht, mit seinem Bruder zu streiten.

Je stärker man in ihn zu dringen versuchte, desto mehr verschloss er sich. "Aber warum Valka? Verdammt, ich kenne Menschen, die dir nicht gleich die Kniescheibe rausreißen, wenn du mal mit einer Rate im Rückstand bist", sagte er ruhig.

"Ach ja? Wenn du damit auf deinen Schwiegervater anspielst, dann kann ich nur lachen."

"Wieso?"

"Der ist pleite." "Was?"

Eine weitere Ampel wechselte von Gelb auf Rot. Für Benny nur ein Zeichen, weiter zu beschleunigen, obwohl alle anderen Fahrzeuge neben ihnen bremsten.

"Wie meinst du das?", fragte Marc konsterniert.

"Pleite. Hat das Wort denn noch eine andere Bedeutung?" Benny warf einen Blick in den

Rückspiegel, als hätte er Angst, wieder verfolgt zu werden. Als Marc sich nach hinten umdrehte, konnte er jedoch niemanden erkennen.

"Er hat sich mit seiner Klinik übernommen. Liest du keine Zeitung?"

Nein. In den letzten Wochen hat mich die Außenwelt kaum interessiert.

"Außerdem hat einer seiner Chirurgen fehlerhafte Herzklappen implantiert oder so was. Nicht Constantins Schuld, aber den Prozess hat er trotzdem an der Backe. Ihm soll noch nicht einmal die Villa mehr gehören, zu der wir gerade fahren." Benny sah Marc von der Seite an. "Du willst doch noch dorthin, oder etwa nicht?"

61. Kapitel

Das menschliche Gehirn ist in der Lage, selbst unumstößliche Wahrheiten zu verdrängen, denen sich jeder einmal stellen muss: Alter, Krankheit, Verfall, der eigene Tod. All das kommt auf jeden von uns zu, und doch erscheint es unwirklich. Jemand anderes mischt die Karten, mit denen wir spielen, und sooft wir darüber verzweifeln, so dankbar sind wir letzten Endes über die Gnade des Systems. Denn würden wir

den Weg des Lebens weitergehen, wenn wir in die Zukunft sehen könnten?

Diese Frage stellte sich Marc, als er vor der Villa seines Schwiegervaters stand. Benny war im Auto geblieben und hatte versprochen, in der Einfahrt auf ihn zu warten, auch wenn er von dem Plan, der sie hierher geführt hatte, nicht überzeugt war.

"Wonach suchst du?", hatte er ihn noch beim Aussteigen gefragt.

"Nach der Wahrheit", hatte Marc geantwortet.

Wollte Constantin ihn wegen seiner Schulden in den Wahnsinn treiben? Wollte er Marc entmündigen, damit er als sein Betreuer an die Erlöse aus dem Drehbuchverkauf käme? Wie auch immer, Marc wollte sein Leben zurück, selbst wenn es das eines Witwers war. Und er wusste, dass Constantin zwischen ihm und der Wahrheit stand. Er musste ihn zur Rede stellen. Dann würden die Dinge ein Ende haben. So oder so.

Er hämmerte gegen die Tür. Früher hatte Constantin immer einen Zweitschlüssel im Bootshaus versteckt für den Fall, dass er sich einmal aussperren sollte. Doch diese unvorsichtigen Zeiten waren lange vorbei. Nach dem Einbruch vor drei Jahren, durch den Sandra ihr erstes Kind verloren hatte, war ein Sicherheitsexperte engagiert worden. Seitdem gab es eine Videoüberwachung, die Besucher im Inneren des

Hauses mit einem unaufdringlichen Signalton ankündigte. Und statt des Schlüssels benötigte man einen passenden Fingerabdruck. Doch heute musste Marc seinen Zeigefinger nicht auf das kalte Lesegerät am Eingang pressen. Denn die Tür war bereits offen. Sie schwang auf, als er klopfte.

"Hallo?"

Marc trat in die Vorhalle, und schon hier spürte er die Veränderung, auch wenn alles noch an seinem Platz zu stehen schien: der kleine Beistelltisch direkt am Eingang, wo man Handy und Schlüssel ablegen konnte, die großen Marmorkugeln, die die beiden Treppenaufgänge säumten. Und der gewaltige, silbern gerahmte Spiegel, in dem Besucher größer und schlanker wirkten, als sie tatsächlich waren. Normalerweise gab das den Gästen gleich beim Betreten des Hauses ein gutes Gefühl, doch das wollte sich bei Marc heute nicht einstellen. Nicht nur, weil sein Schwiegervater niemals das Haus unverschlossen ließ.

Sondern weil er fremde Stimmen hörte.

Ein Mann und eine Frau. Beide wirkten fröhlich und sehr vertraut miteinander. Sie führten ihr Gespräch im ersten Stock.

"Hallo, ich bin's", rief Marc die Treppe hoch. Keine Antwort. Nur ein leises Kichern, gefolgt von einem langen Monolog des Mannes.

Er stieg die Stufen hinauf, die er früher jeden zweiten Sonntag mit Sandra gegangen war. Zweimal im Monat hatte Constantin die Familie zum Tee geladen. Nach dem frühen Tod seiner Frau hatten alle mit dem Bruch dieser Tradition gerechnet, doch er hatte sie fortgesetzt. Und so waren sie weiterhin zu ihm gefahren, um oben in der Bibliothek vor einem der drei Kamine des Hauses über die Ereignisse der vergangenen Tage zu plaudern. Jeden zweiten Sonntag. Bis zum Unfall.

Marc hatte den oberen Absatz erreicht, und die Stimmen wurden lauter.

"Constantin?", rief er heiser. Er hatte seit Stunden nichts mehr getrunken, und seine Zunge fühlte sich an wie ein Fremdkörper.

Der Flur vor ihm erstreckte sich zu beiden Seiten. Links befanden sich die Gästeschlafzimmer, rechts das Arbeitszimmer nebst angeschlossener Bibliothek, von wo aus die Stimmen nach außen drangen. Marc war jetzt so nah, dass er Teile der Unterhaltung verstehen konnte.

"Ich würde das nicht machen", protestierte die Frau fröhlich.

"Wirklich? Ich wäre mir da nicht so sicher. Erinner dich doch mal an dein peinlichstes Erlebnis", antwortete der Mann.

"Oh, das war letztens im Schwimmbad, aber das kann ich dir wirklich nicht erzählen."

Dass das Paar ihm keine Antwort gab, obwohl er sich mehrfach bemerkbar gemacht hatte, war unheimlich. Deshalb beschloss Marc, von nun an so wenig Lärm wie möglich zu machen, und schlich sich nach rechts in den schummrigen Flur.

Zu den Stimmen mischte sich jetzt ein leises, elektrostatisches Knistern, je näher er dem Arbeitszimmer kam. Das befand sich etwa in der Mitte des Ganges, schräg gegenüber einer kleinen Gästetoilette.

"Lügnerin", lachte der Mann hinter der Tür.

"Nein wirklich, ich kann mich gar nicht mehr genau erinnern."

"Na, das passt ja mal wieder."

Marc hielt die Luft an, drückte die schwere Klinke nach unten, öffnete die Tür und erstarrte.

Das Arbeitszimmer, in dem sich das Paar so angeregt unterhielt, war vollkommen verwüstet. Die Stehlampe lag schräg über dem aufgeschlitzten Ledersofa. Der Perserteppich war wie ein überdimensionales Taschentuch zusammengeknüllt vor ein leerer Regal

geworfen worden. Alle Bücher, Bilder, Fotorahmen und Kunstwerke, die früher darin gestanden hatten, lagen auf dem Boden verstreut.

Marc sah sich um, suchte das Paar und fand es hinter einer staubigen Glasscheibe. Der Fernseher lag umgekippt hinter den Überresten eines ausgelaufenen Salzwasseraquariums. Ein Wunder, dass das alte Gerät noch funktionierte und nicht wie die vielen Fische auf dem Parkett verendet war.

"Was denken Sie? Ihre Meinung ist uns wichtig!", sagte der Mann auf der Mattscheibe, der wie die Karikatur eines Frühstücksfernsehmoderators aussah. Er trug eine fröhliche Krawatte, ein fröhliches Jackett und ein fröhliches Grinsen. Die Kamera zog wieder auf und zeigte die Studiokulisse samt platinblonder Kollegin.

"Nein, daran will ich mich wirklich nicht erinnern."
"Siehst du?"

Das Bild flimmerte alle zwei Sekunden, und es roch verschmort. Das Kabel des Fernsehers war beschädigt und reagierte mit dem ausgelaufenen Wasser.

Marc entschied, dass es sicherer war, den Kasten laufen zu lassen, und sah zum Schreibtisch, dem einzigen Ruhepol inmitten der Verwüstung. Unverrückbar, wie geschaffen für einen Staatsmann, der auf seiner lackierten Mahagonioberfläche weltverändern-

de Verträge unterzeichnen will, ruhte er vor der Fensterfront zum See.

Marc stieg über zerbrochene Gläser und schob mit dem Fuß einen umgerissenen Globus zur Seite, der einst als Minibar gedient hatte. Dabei überlegte er, wie er vorgehen sollte.

Es war unmöglich, einen Komplex, der alleine sechs Schlafzimmer beherbergte, nach Gefahren abzusuchen. Wenn der Einbrecher sich noch im Gebäude befand, war er ihm ausgeliefert. Andererseits gab es für ihn keinen Grund mehr, zu bleiben. Hier in dem Chaos konnte er noch nicht einmal die Fernbedienung finden, um das Geplapper hinter sich abzustellen, geschweige denn die Antworten, die Licht in das Dunkel seiner Psyche bringen sollten.

"Ja schon, aber was, wenn etwas dabei schiefgeht?"

"Okay, wie denken Sie, liebe Zuschauer, darüber? Rufen Sie uns unter der eingeblendeten Hotline an."

Marc wollte schon gehen, da fiel sein Blick auf eine herausgerissene Schreibtischschublade am Boden. Sie sah auf den ersten Blick genauso aus wie alle anderen. Erst beim zweiten Hinsehen erschloss sich der verstörende Unterschied. "Würden Sie daran teilnehmen oder nicht? Stimmen Sie jetzt ab!"

Marc kniete sich hin und tastete die Zahlen ab, die jemand mit kindlicher Handschrift auf die Rückseite gekritzelt hatte:

23. 11.

Der errechnete Geburtstermin seines Kindes.

"Bitte wählen Sie am Ende die Eins für >ja< oder die Zwei für >Nein<."

Er drehte die Schublade herum. Ein einziges Dokument war im Inneren haften geblieben. Mit zitternden Fingern griff er nach dem graugrünen Bankauszug von Constantins Privatbank.

"Aber kommen wir jetzt zu einer Reportage der >Akte 09<Redaktion, die uns von unserem geschätzten Sat.1-Kollegen Ulrich Meyer zur Verfügung gestellt wurde und Ihre Meinung sicherlich beeinflussen wird."

In den letzten Tagen waren immer größere Beträge abgehoben worden. Das Konto war im Minus, die letzte Spalte trug den Vermerk "gesperrt".

Marc sah zum Fernseher.

In dieser Sekunde gab es keinen Unterschied mehr zwischen seiner innerlichen Verwüstung und der des Zimmers, in dem er kniete. Auch bei ihm schien jemand alle Schubladen seines Verstandes heraus-

gerissen und aus gekippt zu haben. Und es wollte ihm nicht gelingen, die einzelnen Gedanken wieder einzusortieren. Alles hing zusammen:

Sandra, Constantin, das Baby. Doch nichts ergab einen Sinn. Weder Constantins Schulden noch die Zerstörung seines Arbeitszimmers noch die Stimme seiner Frau, die gerade laut und deutlich seinen Namen sagte.

62. Kapitel

Marc starrte fassungslos auf den Bildschirm, der Sandra in Großaufnahme zeigte. Ihre Haare waren verschwitzt und unfrisiert, ihre Augen rot und verquollen. Sie wirkte verzweifelt, abgespannt. Aber auch wenn er sie noch nie in solch schlechtem Zustand gesehen hatte, so war sie dennoch unverkennbar seine Frau.

Es gab einen harten Schnitt zu einem schlaksigen Reporter, der etwas zu jung für einen investigativen Beitrag eines Nachrichtenmagazins wirkte. Was ihm an Ausstrahlung fehlte, machte seine tiefe Stimme wieder wett.

"Die Bleibtreu-Klinik galt bislang als ein seriöses Privatkrankenhaus für psychosomatische Störungen.

Doch in den letzten Tagen erregt ein ungewöhnliches Experiment die Gemüter. Ein Experiment, das sich hier in dem Gebäude hinter mir abspielen soll, offenbar ohne Genehmigung der Behörden!"

Die Kamera wanderte erst über das vertraute Baugerüst vor der Klinik und zeigte dann das Messingschild am Eingang. Der Reporter kommentierte im Hintergrund. "MME - Memory-Experiment, so nennt sich das Programm, bei dem Teilnehmern das Gedächtnis gelöscht wird, angeblich, damit sie die schlimmsten Erinnerungen ihres Lebens ausradieren können. Die Vorstellung ist natürlich verlockend. Unfälle, Liebeskummer, Tragödien was wäre, wenn wir all das, was uns bedrückt, für immer vergessen könnten?"

Der Reporter erschien wieder und wanderte die Straße vor der Klinik hinab. Passanten drehten sich neugierig zu ihm ins Bild. "Aber was ist, wenn dabei etwas schiefgeht? So wie bei diesem Patienten hier, dessen Akte uns zugespielt wurde."

Marc zuckte zusammen. Das Fernsehen zeigte ein teilweise geschwärztes Dokument. Die Namen der behandelnden Ärzte waren unkenntlich gemacht, sein eigener Name jedoch, Marc Lucas, stand nahezu in jeder Zeile, und auch sein Foto rechts oben in der Krankenakte war mit keinem Balken versehen.

"Ja, das ist die Akte meines Mannes", bestätigte Sandra das Unvorstellbare, die Stimme noch verzweifelter als zuvor. "Bitte nennen Sie seinen Namen und veröffentlichen Sie sein Bild, vielleicht findet er dadurch sein Gedächtnis wieder." Die Kamera fing jetzt nicht nur Sandras Gesicht, sondern ihren gesamten Körper ein. Sie lag in einem Krankenhausbett. Ihr Bauch war noch größer geworden.

Marc begann lautlos zu weinen.

"Ich weiß nicht, wieso, aber er war dort in Behandlung. Und jetzt kann mein Mann sich an nichts mehr erinnern." Wieder ein harter Schnitt, dann bewegte sich eine verwackelte Handkamera auf den Empfangstresen der BleibtreuKlinik zu, vor dem Emma gerade eben erst überwältigt worden war. Plötzlich schoss eine Hand vor die Linse, es gab ein Gerangel, und dann sah man die Lobby aus einem schrägen Winkel.

"Leider wollte der Klinikleiter zu den Vorwürfen keine Stellung beziehen. Unser Kamerateam erhielt Hausverbot."

Die Reportage endete mit einer letzten Einstellung von Sandra in der Klinik. "Er kann sich an nichts mehr erinnern", wiederholte sie. "Nicht an mich. Nicht an das Baby." Tränen liefen ihr die Wangen hinab.

"Großer Gott, er weiß noch nicht einmal, dass es Komplikationen gibt."

Komplikationen?

Seine Frau sprach jetzt direkt in die Kamera. "Marc, wenn du das hier hörst, dann komm zu mir."

Sie schluchzte. "Bitte, mit unserem Baby stimmt etwas nicht. Sie müssen es früher holen."

Und damit endete der Zuspielfilm, und das unsägliche Geschnatter des Moderatorenduos setzte wieder ein. Sie grinsten, als hätten sie gerade eine Liveschaltung zum Oktoberfest beendet.

"So, Sie können weiterhin abstimmen", lachte der Mann. "Würden Sie Ihr Gedächtnis löschen lassen, damit Sie sich nicht mehr an schlimme Erlebnisse erinnern müssten?" "Oder ... ", fügte die Frau an, "... sagen Sie, nein, das ist nichts für mich, wie man ja am Beispiel von Marc Lucas sieht. Dessen Frau entbindet übrigens heute Nachmittag. Ihr Baby soll in diesen Minuten in der Senner-Klinik per Kaiserschnitt zur Welt kommen, und es ist doch wirklich tragisch, dass der Vater ... "

Marc stand auf, hielt sich die Ohren zu und versuchte die Moderatoren mit seinem Schreien zu übertönen, um den Wahnsinn nicht länger ertragen zu müssen.

In dieser Sekunde wurde in der Einfahrt ein Gewehr abgefeuert.

63. Kapitel

Als er unten ankam, schlug sein Bruder mit dem Kopf gegen den Mast einer Gartenlaterne. Irgendwie musste es ihm gelungen sein, aus dem Auto zu fliehen und dem Angreifer die Waffe zu entreißen. Das Gewehr lag einen halben Meter entfernt neben einem Zierstrauch. Sein Besitzer nahm gerade Anlauf, um Benny mit voller Wucht in die Nieren zu treten.

Marc hatte keine Ahnung, ob es der Motorradfahrer von vorhin oder ein neuer Scherge war, den Valka gesandt hatte. Der Mann trug keine Skimaske mehr, allerdings wirkte seine Figur viel zu massiv für eine Person, die Sportmotorräder bevorzugt.

Benny gelang es nicht, sich aufzurichten, und er versuchte, auf allen vieren aus der Gefahrenzone zu kriechen. Vergeblich. Der Angreifer trat ihm von hinten zwischen die Beine, und Benny schnappte wie ein Klappmesser zusammen. Dann beugte sich der Schläger nach unten. Währenddessen war Marc lautlos um das Auto herumgeschlichen, dem jetzt die Windschutzscheibe fehlte. Nun trennten ihn noch zwei Meter von dem Gewehr, mit dem der Killer die Scheibe herausgeschossen haben musste. Er wollte den Abstand weiter verkürzen, da drehte sich der bullige Typ lachend zu ihm um.

"Seh ich aus wie eine Nutte?", fragte er. Marc hob beide Hände.

Jetzt, da er das Gesicht von vorne sah, erkannte er den Mann, der seinen Bruder umbringen wollte.

"Hallo, Valka!"

Er war noch fetter, als er ihn in Erinnerung hatte.

"Sieh mal einer an, der liebe Mr. Streetworker. Na, da ist die Band ja wieder vollzählig."

Eddy grinste überheblich und kontrollierte das Magazin der Pistole. Anders als die Pumpgun neben der Hecke, die nach jedem Schuss mit neuer Munition bestückt werden musste, war Bennys Waffe ausreichend geladen.

"Ein Jammer, dass du damals wegen dieser Nutte bei uns ausgestiegen bist."

"Seit wann machst du dir wieder selbst die Hände schmutzig?", fragte Mare. Sein Atem dampfte, doch er spürte weder die Kälte noch den Wind, der vom See herüberwehte. Die Angst wärmte ihn von innen.

"Seitdem dein Bruder versucht hat, den Ficker zu ficken", antwortete Yalka, wobei er Benny bei jedem F-Wort ins wehrlose Gesicht trat. Seltsamerweise schützte sein Bruder mit den Oberarmen nur die Magenpartie und nicht das Gesicht. Dickes Blut lief ihm aus Mund und Nase.

"Ah, auch ein Eddie-Murphy-Fan", rief Mare, bevor der Irre ein drittes Mal zutreten konnte.

Yalka stutzte. "Was?"

"Das war ein Filmzitat: >Versucht nie, einen Ficker zu ficken< oder so ähnlich. Aus >Die Glücksritter<, aber egal. Du hast das auch ganz gut rübergebracht, Yalka."

Eddy grinste, dann sah er nach unten auf das menschliche Bündel zu seinen Füßen. "Und für diesen Klugscheißer hier bist du in der Klapse gesessen?"

"Leck mich!", krächzte Benny und verlor einen Schneidezahn.

In weiter Ferne dröhnte die Hupe eines Lastkahns, der sich seinen Wasserweg Richtung Glienicker Brücke bahnte. Mare sah sich um. Die Grundstücke in dieser Gegend waren so groß, dass man die Häuser von der Einfahrt aus nicht sehen konnte. Niemand würde ihnen zu Hilfe kommen. Und das Repetiergewehr vor ihm war nichts als ein nutzloser Schlagstock. Valka stand drei Autolängen entfernt; bevor Marc auch nur die Hälfte der Distanz überwunden hätte, würde das gesamte Magazin in seiner Brust stecken. Marc wusste das ebenso wie Eddy, der sich erst gar nicht die Mühe machte, die Pistole auf ihn zu richten. Er kniete sich hin, die Metallspitze seiner Cowboystiefel nur Millimeter von Bennys rechtem Auge entfernt. Dann packte er ihn am Schopf und zog seinen Kopf vom

Kiesweg hoch, bis Bennys blutverschmierter Mund kurz vor Valkas Lippen hing.

"Okay, Benjamin, bist du bereit für den Tod?", fragte er sanft und presste ihm die Pistole unter das Kinn. Er klang jetzt nicht mehr wie ein Prolet, sondern wie der Psychopath, der er war.

Zu Marcs Entsetzen nickte sein Bruder müde mit dem Kopf, wie jemand, der sich in sein Schicksal gefügt hat. Dabei flüsterte er Valka etwas zu, so leise, dass es sich in dem Wind und in dem Rauschen der Bäume verflüchtigte. Blutiger Sabber tropfte ihm das Kinn herunter, und aus irgendeinem merkwürdigen Grund lag so etwas wie eine tiefe Dankbarkeit in Bennys Augen, bevor er sie schloss.

"Na schön, dann fahr zur Hölle, du Spinner!", sagte Eddy.

Und dann, kurz nachdem Marc beschlossen hatte, in den sicheren Tod zu laufen, bevor er hier untätig stehenblieb, tat Valka etwas völlig Unlogisches.

Er tätschelte Benny liebevoll das Gesicht. Als Nächstes stand er auf, warf die Pistole in hohem Bogen fort und ging, ohne sich noch einmal umzudrehen, den Kiesweg zur Toreinfahrt hinaus.

64. Kapitel

"Wieso hat er das getan?" Marc musste gegen den Fahrtwind anschreien, der ihm mit der gefühlten Geschwindigkeit eines Tornados ins Gesicht schnitt. Valka hatte vorhin die Windschutzscheibe herausgeschossen und zum Glück nur den leeren Beifahrersitz perforiert, nachdem Benny in letzter Sekunde zur Seite ab getaucht war. "Weshalb ist Eddy einfach so abgehauen?" Marc drehte sich nach hinten, wo sein Bruder mit angewinkelten Beinen quer über den Rücksitzen lag und sich den Mund mit dem unteren Rand seines T-Shirts abwischte.

"Keine Ahnung. Ist wohl mein Glückstag."

Benny würgte, dann drehte er sich zur Seite und übergab sich auf die Fußmatten. Es dauerte eine Weile, bis er weiterreden konnte. "Ich denke, er wollte sich nicht selbst die Hände schmutzig machen. Seine Leute werden mich schon finden." Er stöhnte. "Es ist sowieso alles vorbei."

Marc schüttelte fassungslos den Kopf. "Wir sind gleich da", brüllte er in den Fahrtwind.

Zu allem Überfluss hatte der Schneeregen wieder eingesetzt. Die Nässe nahm ihm die Sicht. Autos, Passanten, Fahrbahnmarkierungen und die Häuser am Wegrand - all das zerfloss zu einem Schattenspiel vor

seinen Augen. "Wohin fahren wir?" Benny versuchte den Kopf zu heben. "Zur Senner-Klinik."

Hinter ihnen drängelte ein Familienvan mit seiner Lichthupe, doch Marc konnte beim besten Willen nicht schneller fahren.

Er löste die klammen Finger vom Lenkrad, hauchte sie an und tastete nach der Pistole in seiner Innentasche, die er in einer Schmelzwasserpütze wiedergefunden hatte. Selbst das Magazin steckte noch.

"Verdamm, wo sind wir hier?" Benny versuchte, sich auf die Ellbogen zu stützen, aber dann verließen ihn die Kräfte, und er sackte wieder in sich zusammen. Die Siedlung, durch die der Kladower Damm sie gerade führte, wäre gut und gerne als pittoreskes bayerisches Dorf durchgegangen, sauber und aufgeräumt, wie es hier war. Die Kneipen hießen "Kutschestube" oder "Dorfkrug", und Kirchtürme gab es fast so viele wie Pferdekoppeln. Kein Wunder, dass die Besucher des Wochenmarkts dem zerschossenen Wagen wie einem Weltwunder hinterherglotzten.

Marc ließ das Lenkrad los und strich sich die Feuchtigkeit aus dem Gesicht. Der Anteil des Schnees im Regen wurde immer größer, und er ging noch weiter vom Gas.

"Ich muss dir was sagen", hörte er Benny stöhnen. Er sah in den Rückspiegel.

"Damals, als du aus der Band ausgestiegen bist und ich die Pillen geschluckt habe ..."

"Das war scheiße, ich weiß, Kleiner. Ich hätte mich mehr um dich kümmern müssen."

"Nein, das meine ich nicht." Benny hustete. "Das war nicht deinetwegen."

"Sondern?"

"Es ging um Sandra."

Die Worte klatschten Marc ebenso kalt ins Gesicht wie der Regen. Sandra?

"Du warst nicht der Einzige, der sich in sie verliebt hatte, Luke."

Er drehte sich nach hinten.

"Keine Sorge", wehrte Benny ab. "Ich hatte nie etwas mit ihr - auch wenn sie am Anfang geschwankt hat."

Marc verkrampte sich, grub seine Finger noch fester in das Lenkrad und versuchte, die sich überschlagenden Gedanken zu sortieren.

Das also war der Grund gewesen.

Deshalb hatte Sandra ihn zu Beginn ihrer Beziehung so lange zappeln lassen. Sie hatte sich nicht zwischen ihm und seinem Bruder entscheiden können.

"Warum erzählst du mir das?"

Benny antwortete nur schleppend. "Damit du dir keine Gedanken mehr um mich machst. Die Wahrheit ist, Sandra hat sich damals sehr schnell in dich verliebt.

Ich war nur eine Geschmacksverirrung. Der kleine, hilfsbedürftige Bruder, der sie kurzfristig etwas verwirrt hat. Wir haben uns dreimal getroffen, dann war für sie klar, dass du der Richtige bist. Das habe ich akzeptiert, aber danach habe ich es einfach nicht mehr ertragen, in eurer Nähe zu sein." Soll das etwa heißen... Das Puzzle formte sich Stück für Stück zu einem Bild. Bennys erster Selbstmordversuch geschah aus Liebeskummer?

"Du hast mich nie im Stich gelassen, Luke. Ich war es, der den Kontakt abgebrochen hat, bis ... "

Er blieb mit der Stimme oben, und Marc hakte nach:
"Bis ... ?

"Scheiße, bis Sandra mir eines Tages zufällig wieder über den Weg gelaufen ist. Das war zu der Zeit, als sie zum ersten Mal schwanger war."

Marc hatte Mühe, Luft zu bekommen.

Vor drei Jahren? War Benny der Grund für ihr merkwürdiges Verhalten gewesen? Hatte sie sich mit ihm damals in dem Neuköllner Straßencafe getroffen?

"Kaum vorstellbar, aber damals ging es mir noch schlechter als heute", sagte Benny und spuckte wieder etwas Blut. "Sie sah sofort, dass ich den Halt verloren hatte, und gab sich automatisch die Schuld für meinen Abstieg. Als ob ihre Entscheidung, dich zu lieben, der

**Grund dafür gewesen wäre." Er lachte hohl. "Blödsinn.
Das habe ich ganz alleine zu verantworten."**

**Seine Stimme wurde immer weicher, sie klang beinahe
verträumt, und langsam begann Marc zu begreifen.
Verdammter, er liebt sie immer noch. Nach all der Zeit.**

**"In der Beziehung seid ihr euch wirklich ähnlich,
Marc. Sie wollte mir helfen und ihren angeblichen
Fehler wiedergutmachen. Ich fürchte, sie hat sogar
eure Beziehung überdacht und sich gefragt, ob sie
damals die richtige Entscheidung getroffen hat.
Scheiße, Sandra war ein schwangeres Hormonbündel,
du hast ihre Stimmungsschwankungen sicher selbst
erlebt."**

**"Ich verstehe immer noch nicht, was du mir eigentlich
sagen willst."**

**"Das ist doch ganz einfach. Sandra und ich haben uns
in dieser Zeit mehrfach verabredet, und nach jedem
Treffen ging es ihr schlechter. Mit dir konnte sie nicht
darüber reden. Immerhin ging es ja auch um eure
Beziehung, und außerdem wusste sie, wie gestört
unser Verhältnis ist. Also hat sie sich am Ende
hilfesuchend an ihren Vater gewandt. Sie wollte ihn
bitte, ob er mir nicht helfen kann; mit seinem Geld
und seinen Beziehungen."**

**Marc drehte sich wieder kurz nach hinten. Selten hatte
sein Bruder so traurig ausgesehen wie in diesem**

Moment. "Begreifst du jetzt?", fragte Benny heiser. "Wenn ich nicht gewesen wäre, hätte sie ihr erstes Kind nicht verloren. Denn dann wäre sie am Tag des Einbruchs bei dir und nicht bei Constantin in der Villa gewesen."

Marc spürte, dass er schon viel zu lange den Atem angehalten hatte, und sog gierig die eisige Luft ein. Dann hustete er, und mit dem Husten löste sich ein Teil der Anspannung, die sich in den letzten Minuten aufgestaut hatte.

"Vergiss es." Marc wischte einige Splitter der zerstörten Windschutzscheibe von dem Beifahrersitz, dann legte er Bennys Pistole für den Fall eines weiteren Angriffs griffbereit neben sich. "Dich trifft keine Schuld."

"Doch."

"Nein. Das war Zufall. Eine Laune des Schicksals. Wenn, dann haben wir beide versagt."

Nach einer Weile, in der Marc schweigend über das Geständnis seines Bruders nachgedacht hatte, hielten sie vor einer roten Ampel. Der Wind hatte gedreht, und er nutzte die Zeit, um sich mit einem Taschentuch über Augenbrauen, Mund und Nase zu wischen.

"Damals haben wir alles falsch gemacht, oder?", fragte Marc.

Benny stöhnte zustimmend.

"Und heute?" Er sah in den Rückspiegel. "Werden wir das heute irgendwie hinkriegen?"

"Ich weiß nicht, wir können ja das Radio-Orakel befragen", witzelte Benny trotz seiner Schmerzen.

Radio- Orakel.

Bereits das Wort löste einen Schwarm alter Erinnerungen aus, so dicht wie die Schneeflocken, die wieder ins Auto wirbelten.

Wenn er sich nicht irrte, hatten sie es zum letzten Mal in der Nacht gespielt, bevor sie den Wagen ihres Vaters im See versenkten.

"Soll ich?", fragte Marc.

"Ja", schrie Benny und hustete. Vielleicht lachte er auch, aber das war kaum noch zu unterscheiden. Sie bogen gerade auf die Heerstraße ein.

"Okay, die Frage ist: >Liebes Radio-Orakel, wie geht das heute alles aus ?<<<

Er beschleunigte auf fünfzig Stundenkilometer und tastete im Blindflug nach dem Radio.

Werbung.

"Wir haben keine Zeit, skip weiter!"

Marc aktivierte den Sendersuchlauf, und sie landeten auf einem Jazz-, dann auf einem Klassiksender. Danach wurde entweder gequatscht, oder es liefen Nachrichten. Es klappte erst nach dem siebten Versuch.

I know, I know what's on your mind, sang eine hohe und markante Männerstimme. And I know it gets tough sometimes.

"N a, das kannst du wohllaut sagen ", rief Benny. Ich weiß, was du denkst. Manchmal ist es hart. Marc drehte sich um. "Weißt du, wer das ist?"

Sein Bruder hielt die Augen geschlossen und zog bedauernd die Schultern hoch. Die Blessuren in seinem verquollenen Gesicht ließen die Schmerzen erahnen, unter denen er litt.

"Du?", fragte er kaum hörbar.

Sie erreichten eine vereiste Brücke, die über die Havel führte, und die Reifen drehten durch. Marc fuhr langsamer, obwohl alles in ihm danach drängte, so schnell wie möglich in die Klinik zu kommen. Dort, wo Benny versorgt werden könnte.

Und wo Sandra gerade ihr Kind zur Welt bringt?

Fast war er glücklich, dass sein Gehirn sich mit dem kindlichen Spiel des Radio-Orakels beschäftigen durfte. So musste er nicht weiter darüber nachdenken, dass er gerade im Begriff war, zu der Entbindung seiner verstorbenen Frau zu fahren.

"Ich hab's gleich", sagte er, als der Refrain begann.
Cause it's all right, I think we're gonna make it.

Marc wischte sich mit dem Ärmel das Gesicht trocken.
Die Haut, die Lippen, sogar die Zunge schienen sich

nicht mehr bewegen zu wollen. Doch bald hatten sie es geschafft. Verschwommen konnte er das Hochhaus erahnen.

Die Senner-Klinik markierte die Grenze zwischen Spandau und Charlottenburg. Die meisten Gebäude des Komplexes erstreckten sich auf zwei, maximal drei Etagen und waren von der Heerstraße aus hinter den dichten Baumreihen kaum zu sehen. Nur der vierzehnstöckige Klinikneubau, in dem auch das Hotel für die Familienangehörigen und Kurgäste untergebracht waren, ragte wie ein Phallus heraus und diente den Autofahrern als Orientierungshilfe. Spätestens hier musste man den Blinker setzen, wenn man zu einem Konzert in der Waldbühne wollte.

I think it might just work out this time.

"Hörst du, was der singt? Alles wird gut. Wir werden es schaffen."

All right.

Marc wusste, es war ein alberner, unsinniger und kindischer Aberglaube, aber er konnte dennoch nicht anders, als sich über das Ergebnis des Radio-Orakels zu freuen. Sie verließen die Heerstraße und bogen in eine private Zufahrtsstraße. Schilder mahnten zur Schrittgeschwindigkeit. Die Außenbeleuchtung war bereits eingeschaltet.

"Okay, aber wie heißt der Sänger?" Benny hustete wieder, und jetzt klang es nicht mehr nach einem Lachen.

Hat Valka ihn etwa doch getroffen?

Die Angst um seinen Bruder vertrieb die unsinnige Euphorie.

"Ich weiß es nicht", sagte Marc leise. Der Weg wurde immer schmäler und führte sie an einem Gästeparkplatz vorbei.

"Scheiße, du weißt, was das bedeutet."

Marc nickte stumm. Natürlich kannte er die Regeln. Er selbst hatte sie schließlich erfunden, vor über zwanzig Jahren. Das Radio-Orakel galt nur, wenn man den Künstler kannte. Sonst brachte es Unglück.

"Ja, kein gutes Zeichen, aber mir fällt es gleich wieder ein ..."

Criss, Christoph, Chris fons, Christopher ...

Marc wusste, er hatte es beinahe, da klingelte ein Handy im Fußraum. Erstaunt sah er nach unten. "Hey, Kleiner, da will jemand was von dir."

Er bückte sich und langte nach dem Nokia mit dem blinkenden Display. Ein geschlossener Briefumschlag kündigte eine eingegangene SMS an.

"Ist mir vorhin raus gefallen", sagte Benny.

Marc zuckte zusammen, dann verkrampten sich alle seine Muskeln.

,>Was ist?<“, fragte sein Bruder von hinten, doch Marc starrte wie paralysiert auf das Handy in seiner Hand.

Das darf nicht wahr sein. Nicht auch das noch ...

Benny hatte die Vorschaufunktion aktiviert, so dass Marc für zwei Sekunden den Absender und die Nachricht hatte lesen können.

**Wo seid ihr? Beeil dich, Benny, es geht gleich los.
Ohne Marc können wir nicht anfangen!**

Constantin Marc starrte fassungslos in den Rückspiegel, wo ihn der nächste Schock erwartete. Zuerst sah er nur den Arm seines Bruders, der sich nach dem Haltegriff ausstreckte. Dann schob sich Bennys Gesicht in sein Blickfeld.

Sein Bruder schnellte nach vorne, griff durch die zerschossene Rückenlehne zum Beifahrersitz, doch Marc war schneller. Er stieg auf die Bremse, wodurch die Waffe nach vorne rutschte. Das Auto drehte sich um neunzig Grad, schlitterte noch einen halben Meter weiter und kam kurz vor einem Halteverbotsschild zum Stehen.

Dann langte Marc nach unten, angelte sich die Pistole und drückte den Lauf auf die blutige Stirn seines Bruders.

65. Kapitel

"Komm mir nicht zu nahe", schrie Marc. Die Gummisohlen seiner Turnschuhe fanden auf dem glatten Boden kaum Halt, als er aus dem Wagen stieg. "Bleib, wo du bist, du elender Verräter!"

Es stank nach Benzin, die Kühlung des Kleinwagens dröhnte wie ein übervoller Staubsauger, und Marc strauchelte. Er gab es auf, seinen Bruder in Schach zu halten, und stolperte, so schnell es ihm möglich war, die Zufahrt hoch. Der gepflasterte Weg endete vor einem schlichten Flachdachbau, wo zwei Krankenwagen parkten. Im Gegensatz zur Bleibtreu- Klinik steckte hier das Geld der Privatpatienten weder in der Architektur noch im Innendesign, sondern wurde von Constantin für modernste Geräte und bestens ausgebildetes Personal ausgegeben. Auf den ersten Blick unterschied sich der Eingangsbereich daher nicht von dem eines öffentlichen Krankenhauses: ein aluminiumverkleideter Empfangstresen, der Klinikkiosk mit den obligatorischen Zeitungs- und Buchständern, eine Schilderwand neben den Fahrstühlen und etwas weiter hinten der Zugang zur Besuchercafeteria.

Wohin? Wo soll ich hin?

Marc drehte sich um und rannte in einen leeren Rollstuhl, den ein jugendlicher Pfleger kurz abgestellt hatte, während er sich mit dem Pförtner unterhielt. Fast wäre er gestürzt, hätte er sich nicht am Empfangstresen festhalten können. "Wo ist er?", schrie Marc und hob seine Waffe. Der Pfleger wurde blass und wich mit seinem Klemmbrett in der Hand zurück. Hinter Marc wurde es laut, er hörte Rufe, dann hektische Schritte, weitere Schreie. Türen knallten, kalte Luft drang von außen herein, doch das alles fand nicht in seiner Welt stand.

"Constantin Senner. Wo hat er sich verkrochen?"

Der Pförtner, ein untermalter Mann mit blutunterlaufenen Augen und Dreifachkinn, hob beide Arme und rollte auf seinem Drehstuhl nach hinten, als könne er die Wucht der Kugel etwas abmildern, wenn er nur genügend Platz zwischen sich und den Irren brachte. Er zitterte, öffnete den Mund, bekam aber keinen Ton heraus. Er war ebenso stumm wie der Werbefilm der Klinik, der gerade über ihren Köpfen auf einem Flachbildschirm seine Endlosschleife drehte.

"Wo?"

"Im OP", krächzte er endlich. Er wischte sich mit dem billigen Stoff seiner blauen Uniform über die feuchte Stirn. "OP Nummer drei, dritter Stock."

"Okay, Sie werden jetzt die Polizei holen, haben Sie verstanden? Bis dahin will ich nicht ... Verdammt, was ist das denn?"

Marc hatte sich unterbrochen und sah nach oben. Zu Constantin. Der Werbefilm zeigte gerade, wie sein Schwiegervater eine interessierte Patientengruppe durch die Klinik führte. Eine glückliche Familie, die stellvertretend für den Zuschauer von den Vorzügen einer exklusiven Behandlung überzeugt werden sollte. Marc blinzelte nervös.

Die junge Frau und das lachende Kind hatte er noch nie gesehen. Dafür aber die anderen Schauspieler, die den Ehemann und Großvater mimten. Der ältere, der gerade anerkennend den Operationssaal musterte, hatte sich ihm als Professor Bleibtreu vorgestellt. Und der andere bevorzugte harte Campingbetten in seinem Keller und keine Einzelzimmer. Im Video tauchte plötzlich ein kräftiger Pfleger auf, der einen grauhaarigen Mann im Rollstuhl in die Cafeteria schob, und auch diese beiden sah Marc nicht zum ersten Mal. Der Rollstuhlfahrer hatte ihm, als Obdachloser verkleidet, eine Nachricht seiner toten Frau zugesteckt, und das Gesicht des großgewachsenen Pflegers war ihm gestern schon vertraut erschienen, als der Mann ihn nicht in sein Büro hatte lassen wollen. Vermutlich kannte er den

Schauspieler noch aus anderen Werbespots im Fernsehen.

"Es ist nicht so, wie du denkst."

Marc schnellte herum und blickte seinem Bruder ins Gesicht. Benny näherte sich vorsichtig, wobei er es vermied, das rechte Bein zu belasten.

"Hau ab!" Marcs Pistole wanderte in seine Richtung.

"Nimm die Waffe runter und lass es mich erklären."

"Nein, verpiss dich!"

Sie waren jetzt allein in der Halle, ängstliche Gesichter pressten sich von außen gegen die Scheiben zum Eingangsbereich, mehrere Menschen sprachen in ihre Handys. "Bitte. Ich bringe dich zu Sandra." Benny humpelte auf ihn zu, streckte seine Arme aus.

"Bitte", flehte er noch einmal tonlos.

Marc schluckte, wischte sich über das Gesicht. Seine Beine begannen zu zittern, und ihm wurde übel. Die Erschöpfung war so groß, dass er kaum noch die Pistole gerade halten konnte.

"Du lügst", weinte er.

"Nein", sagte Benny. "Komm, noch ist es nicht zu spät."

66. Kapitel

Glaukomchirurgie, Koloproktologie, minimalinvasive Chirurgie, Gastroenterologie, Onkologie - Constantin hatte das Spektrum der Behandlungsmöglichkeiten seiner Klinik in den letzten Jahren beträchtlich erweitert. Ursprünglich als eine Einrichtung für chirurgische Spezialeingriffe geplant, beherbergte sein Haus jetzt außerdem noch eine Rheumatologie, ein Zentrum für plastische Chirurgie und eine Geburtsstation, zu der sein Bruder ihn jetzt führte.

Es dauerte lange, bis sie die drei Etagen erstiegen hatten. Benny schien unter den Folgen einer Gehirnerschütterung zu leiden, außerdem zog er das Bein nach. Marc drückte ihm dennoch die Pistole in den Rücken. Sein Bruder hatte ihm lange genug etwas vorgemacht, erst die Zurückweisung, dann seine Hilfe, seine brüderliche Freundschaft und nun vielleicht auch seine Verletzungen.

Sie erreichten das oberste Stockwerk des Flachdachbaus und öffneten eine Glastür, hinter der der Stationsbereich lag.

"Perinatalzentrum" stand mit weißer Schrift auf einem blauen Schild. Ein Wegweiser zeigte nach rechts.

"Wo sind wir hier?", fragte Mare, als sie den Gang betrat. Auf der Kinderstation, die er einst mit

Sandra besichtigt hatte, hatten bunte Bilder an den Wänden gehangen; Fotos von glücklichen Babys, mit denen sich die noch glücklicheren Eltern bei Ärzten und Schwestern bedankten. Wo es nur möglich war, hatte man versucht, die typischen Ausstattungsmerkmale einer Klinik abzuschwächen, etwa mit orangefarbenen Wänden, mit Dienstkitteln, die mit aufgestickten Disneymotiven verziert waren, und leiser, klassischer Musikbeschallung in den Gängen.

Eine Geburt ist keine Krankheit, hatte Constantin immer erklärt. Doch schien seine Devise nicht bis zu diesem Teil der Station vorgedrungen zu sein.

"Hier ist nicht der Kreißsaal", sagte Benny. "Nicht?"

Er blickte auf einen weiteren Wegweiser: "OP UI/Neugeborenen-Intensivstation".

"Hierhin kommen die Problemfälle."

"Großer Gott, er weiß noch nicht einmal, dass es Komplikationen gibt."

"Was denn für Problemfälle?"

Mare bekam keine Antwort, denn in diesem Augenblick öffnete sich direkt vor ihnen eine Tür, und ein breites Krankenbett wurde herausgeschoben. Und mit ihm seine Frau.

67. Kapitel

Sandra.

Sie war leichenblass, die Augenlider waren halb geschlossen, beide Hände wie zum Gebet über ihrem gewaltigen Bauch gefaltet. Aus den Armen führten Schläuche zu medizinischen Geräten am Bettgestell. Eine Schwester schob sie weiter den Flur hinunter.

"Halt", rief er und schloss zu dem Bett auf, um sich noch einmal zu vergewissern. Doch es war keine Täuschung, ebenso wenig, wie er sich gestern geirrt hatte, als sie seine Wohnungstür aufgemacht hatte.

Sandra.

Er erkannte die Lippen, die er so oft geküsst, und die geschwungenen Augenbrauen, die er so oft berührt hatte, dass man die damit verbrachte Zeit in Stunden hätte messen können.

"Wer sind Sie?", fragte die Schwester erschrocken und griff zu ihrem Piepser, als sie die Waffe in seiner Hand sah.

"Ich bin's, Marc", antwortete er, den Blick starr auf Sandra geheftet.

Bin ich das wirklich? Stehe ich hier und sehe in die Augen meiner verstorbenen Frau? Oder existiere ich gar nicht und lebe in einer Scheinwelt des Schreckens?

Marc begann zu weinen und streckte die Hand nach Sandra aus, teilte mit dem Zeigefinger ihre Lippen, als wolle er ihr helfen, einen Laut hervorzuholen, denn es schien sie eine übermenschliche Kraftanstrengung zu kosten, den Mund zu öffnen. Endlich, nachdem eine gefühlte Ewigkeit vergangen war, hörte er die erlösenden Worte. "Ich liebe dich, Luke."

Grenzenlose Erleichterung durchströmte ihn.

"Ich liebe dich so sehr." Sandra sprach mit schwerer Zunge. Ihre Augen flimmerten glasig, und sie lächelte wie unter Drogen.

Ihm schossen die Tränen in die Augen. Er hob die Arme, drehte sich mit einer hilflosen Geste zu seinem Bruder, der sie beide stumm beobachtete. Dann ließ er die Waffe achtlos zu Boden fallen, legte beide Hände auf den Metallrahmen des Bettes, das jetzt von der Schwester weiter vorangeschoben wurde. Er war unfähig, auch nur eine der Abermillionen von Fragen zu formulieren, die gleichzeitig aus seinem Mund sprudeln wollten: Warum lebst du noch? Was habt ihr mit mir gemacht? Was ist mit unserem Baby? "Warum?", war schließlich das Einzige, was ihm über die Lippen kam.

"Bitte, lassen Sie sie in Ruhe. Die Narkose wurde bereits eingeleitet. Sie muss in den OP."

Marc hörte kaum, was die Schwester sagte, behinderte sie aber auch nicht mehr. Er lief nebenher und beugte sich zu Sandra, die stumm die Lippen bewegte.

"Was?", fragte er. "Was sagst du?"

"Es tut mir leid."

"Was tut dir leid?"

Er sah nach vorne. Sie waren nur noch wenige Meter von den gläsernen Flügeltüren entfernt, hinter denen der sterile Bereich begann.

"Wir sind zu weit gegangen".

"Womit? Was habt ihr denn nur getan?"

Sandras Stimme flatterte. Die Mittel in ihrem Körper lähmten sie von innen, zogen ihr Bewusstsein von ihm fort. Sie flüsterte nur noch: "Aber wir hatten keine andere Wahl. Verstehst du? Du durftest dich nicht erinnern."

Mit letzter Kraft bäumte sie sich auf, doch die Schwester drückte sie sanft zurück auf die Liege. Marc fühlte einen Druck auf den Schultern, als Nächstes erschien eine Hand, die ihn nach hinten riss. Zurück. Fort von seiner Frau, deren Bett durch die Schleuse zum Operations- bereich geschoben wurde.

"Du durftest dich doch nicht erinnern", wiederholte Sandra verzweifelt, bevor sie verschwand.

Für immer.

Als die Flügeltüren sich hinter ihr schlossen, hatte Marc das Gefühl, seine Frau endgültig verloren zu haben. "Komm mit", sagte eine Stimme hinter ihm, die zu der Hand gehörte, die seinen Oberarm wie ein Schraubstock umklammerte. "Es ist so weit. Ich erkläre dir jetzt alles." Marc drehte sich um und sah seinem Schwiegervater in ein von Sorgen und Müdigkeit zerfurchtes Gesicht. Noch nie hatte Constantin Senner so alt ausgesehen.

68. Kapitel

"Sie lebt!"

"Ja."

"Es hat nie einen Unfall gegeben?"

Constantin, Marc und Benny standen in dem weitläufigen Behandlungszimmer, in das sein Schwiegervater sie geführt hatte. Ihre Körper waren so weit voneinander entfernt wie nur möglich und bildeten die Eckpunkte eines unsichtbaren rechtwinkligen Dreiecks.

"Doch, aber der Unfall ist nicht tödlich gewesen. Sandra kam mit leichten Blessuren davon. Dein Airbag hingegen ... ", er atmete schwer, presste das Blut aus seinen Lippen, bevor er weitersprach, "... dein Airbag

hat sich nicht geöffnet. Du bist mit dem Kopf gegen den Seitenrahmen geschlagen und hast sofort das Bewusstsein verloren." Benny zog sich einen Drehstuhl heran und setzte sich mit dem Rücken zu einer Glastür, deren Scheibe bis auf den Boden reichte. Dahinter erstreckte sich eine großzügige Terrasse, die um die gesamte Vorderfront des Neubaus verlief.

"Wir brachten dich hierher in die Klinik", sagte Constantin, der ebenso wie Marc vor dem Schreibtisch stehengeblieben war. "Als du aufgewacht bist, konntest du dich an die letzten Stunden vor dem Unfall nicht mehr erinnern. Das war die Chance."

"Wovon zum Teufel redest du? Was für eine Chance?"
Kalte Wut stieg in ihm hoch.

"Wir mussten alles daransetzen, um deine Teilamnesie bis zum heutigen Tag aufrechtzuerhalten. Doch uns war klar, dass das Unfalltrauma nicht groß genug wäre, um die Erinnerung auf Dauer zu verdrängen. Also entschieden wir uns dazu, deinem Gehirn etwas anderes zu geben, womit es sich beschäftigen konnte."

"Ihr habt Sandras Tod vorgetäuscht?"

"Glaub mir, das alles ist uns nicht leicht gefallen. Wir wollten es mehrfach abbrechen. Vor allen Dingen meine Tochter." Marc erinnerte sich an das Foto des gelben Volvos, das Emma vor dem Revier gemacht

und ihm gezeigt hatte. "Die beiden haben sich gestritten. Nur deshalb habe ich die Szene überhaupt fotografiert."

"Was ist mit der Bleibtreu- Klinik? Gibt es die überhaupt?"

"Ja. Patrick ist ein guter Freund von mir. Er behandelt oft meine stationären Patienten. Auch dich hat er untersucht, nachdem du hier aufgewacht bist. Patrick erklärte uns, dass deine Amnesie voraussichtlich nicht lange vorhalten würde. Aber er wollte dich nicht offiziell in sein Programm aufnehmen, was ich verstehen kann. Immerhin betreibt er wirklich seriöse Forschung, und was wir hier machen, ist höchst unethisch. Aber wenigstens stellte er uns eine seiner Praxisetagen zur Verfügung."

Dann ist Emma wirklich nur eine Patientin!

Marc wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Seine engste Vertraute, die Person, die ihm am meisten geholfen hatte, war eine aus einer Klinik entlaufene Paranoide. Vermutlich hatte sie tatsächlich eine Unterhaltung zwischen Constantin und dem echten Professor Bleibtreu belauscht und voreilige Schlüsse gezogen. Sie war aus der Klinik abgehauen, um ihn zu warnen, und hatte sich gleichzeitig in eine paranoide Psychose gesteigert.

"Ich verstehe es immer noch nicht. Wozu dieser enorme Aufwand?" Marc presste beide Hände gegen seine glühenden Wangen. Er schluchzte, die Worte verließen nur noch stoßweise seinen Mund.

"Weil es hier um Leben und Tod geht, Marc. Glaub mir, wir wollten dir nie weh tun. Die Trauer sollte einfach nur den Erinnerungsprozess hinauszögern. Und die ersten Wochen hat es ja ganz gut funktioniert. Doch dann hast du begonnen, von den letzten Minuten vor dem Unfall zu träumen, und wir wussten, es wäre nur noch eine Frage der Zeit, bis du es begreifst und dir den Rest zusammenreimen kannst."

Benny.

"Also haben wir die Zeitschrift mit der fingierten Anzeige in mein Wartezimmer gelegt."

Lernen zu vergessen.

"Am Ende brauchten wir nur noch einen einzigen Tag. Vierundzwanzig Stunden, in denen du dich nicht erinnern solltest. Schneller konnten wir die Operation nicht vorbereiten, und es wäre ein zu großes Risiko gewesen, das Baby noch früher zu holen."

Marc zögerte einen letzten Moment, dann hielt er es nicht mehr aus und sprang über den Schreibtisch, hinter dem sein Schwiegervater stand.

"Was sollte ich vergessen?", brüllte er und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Constantin taumelte nach hinten, während Marc nach seiner Gurgel griff.

"Sag es mir!", schrie er und drückte zu.

"Marc! ", rief Benny hinter ihm. "Lass ihn los." Constantins Augen traten aus den Höhlen, seine Wangen liefen rot an, doch er hob noch nicht einmal den Arm, um sich zu wehren.

"So wirst du es nie erfahren!" Benny klang ruhig, fast teilnahmslos, und vielleicht war es dieses merkwürdige Desinteresse in seiner Stimme, was Marc zur Räson brachte. Er drückte noch einmal nach, dann ließ er los.

Constantin schnappte nach Luft, griff sich an den fleckigen Hals und begann zu würgen.

"Beantworte mir endlich meine Fragen, oder ich schwöre, ich bring dich um!"

Sein Schwiegervater hustete, den Kopf zum Boden gebeugt. Dann richtete er sich wieder auf, griff sich eine Akte von dem Schreibtisch und ging zu einem metallgefassten Glaskasten an der Wand. Er schaltete die Halogenlampe hinter der Milchglasscheibe an, zog ein Bild aus dem Ordner und heftete es vor die Lampe.

"Das ist eine stark vergrößerte Ultraschallaufnahme."

Marc sah nichts als schwarze und weiße Flecken, von denen er nicht wusste, ob sie gut- oder bösartig waren. Und dennoch erkannte er das Bild.

Zuletzt hatte er diese Aufnahme wenige Sekunden vor dem Unfall gesehen - in Sandras Hand.

Deswegen hat sie sich abgeschnallt! Um nach diesem Ultraschallbild auf dem Rücksitz zu greifen. Wieso nur?

"Wir sehen darauf die Magen- und Bauchpartie deines ungeborenen Sohnes. Und das hier ... ", Constantin hustete noch einmal und tippte vorsichtig auf eine schattige Stelle der Aufnahme, " ... das ist seine Leber. Hier sieht man ganz deutlich das Problem."

Er warf Marc einen sorgenvollen Blick zu. "Dem Baby fehlen die Gallengänge."

"Und das heißt?"

"Er leidet unter der gleichen Krankheit, an der dein Vater zugrunde gegangen ist, Marc. Nur sehr viel ausgeprägter. Die Gallenflüssigkeit kann nicht ablaufen. Der Säugling wird ohne funktionstüchtige Leber zur Welt kommen." "Was ... was kann man da tun?"

"Nicht viel. Ohne Leber ist der Mensch nicht lebensfähig."

Marc hatte das Gefühl, sich um die eigene Achse zu drehen, obwohl er sich keinen Millimeter bewegte.

"Du sagst, mein Junge muss sterben?"

Constantin nickte.

Aber wozu dann das Ganze? Weshalb holen sie ihn dann per Kaiserschnitt, zehn Tage früher als geplant?

Ein Schauspieler hatte ihn zum Schein in der BleibtreuKlinik untersucht. Die stundenlangen Tests, die Blutentnahme, diese sinnlosen psychologischen Fragebögen, die er hatte ausfüllen müssen - alles nur, um Zeit zu gewinnen, damit sie derweil die Scharade vorbereiten, sein Handy löschen und das Schloss sowie das Namensschild an seiner Wohnungstür austauschen konnten. Aber wieso? Damit weitere Laiendarsteller sich als Leiter seines Büros, als gefesselter Anwalt oder er selbst ausgeben? Das fingierte Drehbuch, der Anrufbeantworter mit Sandras Stimme, die gefälschten Kontoauszüge, das Video in Constantins Villa, das nur so ausgesehen hatte wie die Reportage eines Nachrichtenmagazins, in Wahrheit aber eine Fälschung war - all das sollte seine Erinnerung in die falsche Richtung lenken und ihn gleichzeitig zum richtigen Zeitpunkt hierher in die Klinik lotsen. Weshalb?

"Ich weiß, was du jetzt denkst", versuchte Constantin zu Marc durchzudringen, der wie betäubt auf den

Kasten mit den Aufnahmen starrte. "Wie konnten wir dir das nur antun? Wie konnte ich dich anlügen? Dich wegen eines imaginären Splitters behandeln, damit du Tabletten nimmst, die den Verdrängungsprozess unterstützen? Aber hier ging es um Leben und Tod, verstehst du, mein Junge? Oder glaubst du, mir hat es Spaß gemacht, deine SIM-Karte auszutauschen oder die verdammte Delphinlampe anzuknipsen, nur um dich zu verwirren? Mich hinter deiner Klotür zu verstecken und später im Bad einzuschließen, während du in deiner Wohnung nach mir gesucht hast? Glaub mir, das alles ist nicht auf meinem Mist gewachsen. Ich habe eine Organisation beauftragt, die sich mit Rollenspielen auskennt: Normalerweise veranstalten die gutbezahlte Schnitzeljagden für Erwachsene. Sie wussten nicht, worum es in Wirklichkeit geht, und haben wohl etwas übertrieben. Das Drehbuch, das du in Eichkamp gefunden hast, der Anwalt in deinem Keller, mein verwüstetes Arbeitszimmer, nicht zuletzt die Möbel in eurem Haus. Das war falsch. Keine Frage. Doch am Ende hatten wir keine andere Wahl mehr, das verstehst du doch, oder? Himmel, es ist dein Sohn! Mein Enkel!" Marc bekam nur Fragmente des Redeschwalls mit. Seine Gedanken übertönten jedes dritte Wort des Chirurgen. Nein. Das ergibt doch alles keinen Sinn.

Weshalb soll ich mich nicht an die tödliche Krankheit meines Sohnes erinnern, wenn es ohnehin keine Chance mehr für ihn gibt?

Es sei denn ... Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag.
"Ihr braucht einen Spender!"

Constantin sah ihn fassungslos an. "Ja, aber natürlich.
Ich dachte ... " Er blickte zu Benny. "Hast du es ihm
etwa noch nicht erklärt?"

Sein Bruder schüttelte den Kopf, und eine tiefe
Traurigkeit lag in seinen Augen. "Das Reden überlasse
ich dir. Ich bin hier ja nur der Mann für die
Drecksarbeit."

"Du willst also transplantieren?", fuhr Marc
dazwischen. "Ja, aber die Chance, dass ein Säugling
mit einer spenderfähigen Leber stirbt, ist nicht
existent, das weißt du."

"Also brauchst du jemanden, der die gleichen Gene
hat wie mein Sohn?"

Constantin nickte vorsichtig. "Es reicht ein Spender
mit einer kompatiblen Blutgruppe."

"Jemanden, dessen Leber man zerschneiden kann,
damit sie in den Körper eines Säuglings passt?"

"Ja."

Klack. Wie auf einem Rechenschieber schob sich die
erste Kugel der Wahrheit in sein Bewusstsein. "Wie
schnell nach der Geburt braucht ihr das Organ?"

"Sofort."

"Und wie lange kann man die Leber nach dem Tod des Spenders noch verpflanzen?"

Constantin sah nervös auf seine Armbanduhr. "Nur wenige Stunden."

Klack. Klack. Zwei weitere Kugeln, zwei weitere Wahrheiten. Blieb eine letzte Frage.

"Würde ich den Eingriff überleben?"

"Nein", sagte Constantin. "Tut mir leid. Deshalb hatten wir ja keine andere Wahl. Genau daran durftest du dich nicht erinnern."

Constantins Piepser schlug an, und er nickte ein letztes Mal, wie zur Bestätigung eines geschlossenen Handels. "Also gut, es kann losgehen."

Er trat vor Bennys Stuhl, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: "Ich kann mich doch auf dich verlassen, oder? Ein einfacher Schuss in den Kopf. Hirntod, aber das Herz muss noch schlagen. Mach es so, wie ich es dir gezeigt habe."

Benny nickte, zog die Waffe aus der Jackentasche und entsicherte die Pistole, während Constantin den Raum verließ und hinter sich abschloss.

69. Kapitel

"Hast du nicht selbst immer gesagt, der Zweck heiligt die Mittel? Ist das nicht dein Lebensmotto?"

"Du bist wahnsinnig, Sandra. Der Zweck heiligt doch niemals den Tod."

Die Erinnerung an das Streitgespräch vor dem Unfall übertönte das Rauschen des Blutes, das von seinem unruhigen Herzen immer schneller durch den Körper gepumpt wurde.

Das also war ihr Plan.

Sie hatten ihn nicht schon vorher umbringen können, denn sie brauchten seine Leber erst nach der Geburt seines Kindes.

Haberland hatte am Ende mit allem recht behalten.

"Nun, ich bin mir nicht sicher, wie die Bleibtreu-Klinik bei ihren Patienten eine künstliche Amnesie herbeiführen will. Bislang sind Gedächtnisausfälle immer ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt. Doch ich könnte mir vorstellen, dass sie die Probanden einer Schocktherapie unterziehen. Und ist es nicht genau das, was Ihnen gerade widerfährt? Ein traumatisches Ereignis, das das nächste jagt?"

"Dreh dich um", befahl Benny. Er kontrollierte noch einmal das Magazin. Dann zog er die Lamellenvor-

hänge vor dem Fenster zu. Das restliche Tageslicht fiel jetzt nur noch durch die Tür vor der Terrasse.

"Du bist wahnsinnig." Marc hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Draußen schneite es weiter, die Stadt schien von hier oben wie mit schmutziger Zuckerwatte überzogen. Alles war unwirklich und gleichzeitig real.

"Bitte, dreh dich um. Sie holen das Baby in dieser Sekunde. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, es muss sofort operiert werden."

"Aber wieso nur? War das alles denn wirklich nötig?"

Er suchte den direkten Blickkontakt zu seinem Bruder, doch der senkte die Augen. Auch Bennys Hand zitterte, obwohl er derjenige war, der die Situation mit der Waffe kontrollierte.

"Du hättest nach einem Kompromiss gesucht", sagte er. "Das Risiko wollte Sandra nicht eingehen."

"Ich wünschte, du hättest es nicht erfahren."

"Es gibt wirklich keine andere Lösung."

Marc schlug verzweifelt die Hände vors Gesicht.

"Verdammtd, Benny, du kennst mich doch. Glaubst du nicht, ich hätte mich freiwillig geopfert?"

"Hättest du das?"

Marcs Beine drohten unter ihm wegzuknicken.

Habe ich den Mut? Oder wäre ich wirklich davongelaufen?

"Du kennst mich. Wir sind Brüder!"

"Ich weiß, aber ich kann nicht anders." Benny zog die Nase hoch. Er stand im Halbdunkel neben dem Schreibtisch, und Marc konnte die Tränen nicht sehen, die seinem Bruder die Wangen hinab liefen. Auch er begann zu weinen, als er sich langsam, wie in Zeitlupe, zur Wand drehte. Er starrte auf den Leuchtkasten mit der Ultraschallaufnahme seines Sohnes. Das erste und letzte Bild, das er von seinem Kind je sehen würde. Dann schloss er die Augen.

"Weshalb kann man nicht einfach einen Teil meiner Leber verpflanzen?", fragte er. "Wieso muss hier überhaupt jemand sterben?"

"Siehst du? Du hättest nach einem Mittelweg gesucht. Du warst ein zu großes Risiko für unseren Plan."

Marcs Brustkorb hob und senkte sich wie bei einem hyperventilierenden Patienten. Er schwitzte am ganzen Körper, während er versuchte, an seinen Sohn zu denken, den er niemals in den Armen halten würde, nie zur Schule bringen, nie beim Baden im Meer beobachten, dem er nie Geld für den Abend mit der ersten Freundin zustecken würde. Niemals könnte er einfach nur still dastehen und seine regelmäßigen Atemzüge beim Schlafen beobachten. Aber die Gewissheit, dass sein Kind nur durch ihn leben würde, nahm ihm nicht die Angst vor dem Sterben. Er war kein Held. Er war einfach nur ein geschwächter, voll-

kommen erschöpfter Mann mit entsetzlicher Angst vor dem Tod.

"Aber den kannst du doch sowieso nicht verhindern."

"O doch, das werde ich, glaube mir", erinnerte er sich an die Unterhaltung mit Sandra kurz vor dem Aufprall.

"Ich wünschte wirklich, ich müsste das hier nicht tun. Scheiße", flüsterte sein Bruder. "Ich wünschte, du wärst nicht zu mir gekommen, und ich würde dich immer noch hassen. Es tut mir so leid."

Dann hörten die schwarzen Punkte vor Marcs Augen auf zu tanzen, und eine letzte schöne Erinnerung an ein Gespräch mit Sandra berührte seine Seele.

"Sollte einer von uns beiden sterben - halt, lass mich bitte ausreden. Dann soll der, der gegangen ist, dem anderen ein Zeichen geben."

"Er soll die Lampe anmachen?"

"Damit wir wissen, dass wir trotzdem nicht alleine sind. Dass wir an uns denken, auch wenn wir uns nicht sehen können."

"Benny", sagte Marc und schlug die Augen wieder auf.

"Hmm?"

"Du musst das nicht tun." "Doch."

"Nein, ich werde es selber machen." "Das geht nicht."

Die Antwort klang dumpf, als würde sein Bruder sich ein Taschentuch vor den Mund halten.

Marc schnellte herum, doch da war es schon zu spät.

Sein Bruder hatte den Abzug bereits gezogen. Die Pistole mit beiden Händen umfassend. Den Lauf direkt in Bennys Mund.

70. Kapitel

"Neeeein!"

Marcs sämtliche Sinne waren in seiner Todesangst so angespannt, dass er glaubte, der Lärm würde seine Trommelfelle zerreißen.

Dabei gab es keinen Knall, kein Blut und keine Gehirnreste, die die Vorhänge neben dem Fenster zur Terrasse besudelten. Nur ein metallischen Klacken wie bei einem billigen Kugelschreiber, aber selbst das war kaum zu ertragen. Möglicherweise war die Munition von minderer Qualität, und das feuchte Anzündhölzchen der Patrone hatte nicht reagiert, als der Bolzen traf. Oder es war erst gar keine Patrone in das Lager geschoben worden, weil Sand oder Dreck die Schließfeder blockiert hatten. Vielleicht lag es nicht einmal an der Schmelzwasserpftze, in die Valka die Pistole vorhin geworfen hatte, und es gab noch einen ganz anderen Grund, weshalb das Projektil nicht durch Bennys Gehirn gejagt war und seine

Schädeldecke zerfetzt hatte. Zumindest nicht beim ersten Versuch.

Benny schob hektisch den Schlitten zurück und setzte ein zweites Mal an.

"Neeeein!"

Marc fühlte sich wie in einem dieser Alpträume, in denen man sich nur auf der Stelle bewegt und keinen Schritt vorankommt, um der Gefahr zu entgehen. Träge, als hielten ihn unsichtbare Gummibänder zurück, schlich er auf seinen Bruder zu. Die Zeit schien rückwärts zu fließen oder zumindest stehengeblieben zu sein. Nie hatte er so langsam einen Raum durchquert.

In Wirklichkeit dauerte alles nicht einmal eine halbe Sekunde, dann hatte Marc den Schreibtisch erreicht, die schwere Messinglampe gepackt und sie mit dem Fuß voran gegen das Schienbein seines Bruders geschlagen.

Benny sackte vor dem Fenster zusammen, die Hände vor den Beinen verschränkt. Er brüllte vor Schmerz.

"Du Idiot!", schrie er. "Du gottverdammter Idiot!"

Marc griff sich die Pistole, die ihm vor die Füße gerutscht war. "Wieso?", schrie er, fast genauso laut wie sein Bruder. "Wieso willst du das tun?"

"Begreifst du denn immer noch nicht?" Benny wippte wie ein Autist mit dem Oberkörper vor und zurück. Er

presste die tränenden Augen zusammen, schrie in seine geballte Faust hinein. Und dann ergab endlich alles einen Sinn. "Du hast es auch!"

"Was?"

Benny wiederholte es noch einmal. Er spuckte die Worte einzeln aus, Sabber lief ihm das unrasierte Kinn hinab, und ein Speichelfaden zog sich bis zu seiner Brust.

Natürlich.

Ich habe es auch.

71. Kapitel

Marc sah zur Terrasse und betrachtete sein Spiegelbild im Fenster, hinter dem die Schneeflocken tanzten.

Es war offensichtlich, wenn man es wusste: die gelb unterlaufenen Augen, die Müdigkeit, immer stärker werdende Kopf- und Gliederschmerzen, Juckreiz. Alles Anzeichen einer Zirrhose.

Vor ihm versuchte Benny, sich auf den Stuhl zu ziehen. "Deine Leber ist im Arsch", keuchte er. "Nicht so schlimm wie bei deinem Sohn. Dem fehlen schon von Geburt an die Gallengänge. Dir bleibt etwas mehr Zeit, aber auch nicht mehr viel, Mare. Verstehst du?"

Nein, tat er nicht. Sein Gehirn registrierte zwar alle Fakten, dennoch weigerte sich sein Verstand, die Zusammenhänge zu erkennen.

"Du willst dich opfern?", fragte er entgeistert. "Wir haben keine andere Wahl!"

Benny hatte es bis auf den Stuhl geschafft und klammerte sich nun erschöpft an dessen Rückenlehne fest. **"Der Leberschaden eures Babys wurde lange vor dem Unfall entdeckt. Auf dem Ultraschall, bei einer Routineuntersuchung in der Senner-Klinik"**, erklärte er hastig. **"Constantin war schockiert. Er erzählte weder dir noch Sandra etwas davon. Ihr solltet erst davon erfahren, wenn er einen passenden Spender gefunden hätte."**

"Dich!"

Benny nickte.

"Zuerst hat er die offiziellen Spenderdatenbanken gecheckt und das Baby auf die Warteliste gesetzt. Doch wie wahrscheinlich ist es, dass ein Säugling stirbt? Ein Baby mit einer kompatiblen Blutgruppe?"

Null.

"Also hat Constantin alle Verwandte überprüft, die als Spender in Frage kommen."

Marc nickte. Obwohl sich alles in ihm dagegen sperrte, begann sein Verstand langsam die richtigen Schlüsse zu ziehen. Darum also hatte ihn Constantin zu diesem

Gesundheitscheck überredet; damals, drei Wochen vor dem Unfall. Seine Müdigkeit, die Übelkeit und die Gelenkschmerzen -

Constantin hatte doch eine Ursache für die Symptome gefunden, sie ihm aber verheimlicht.

"Unser Vater hat dir seinen Leberschaden vererbt, und du hast ihn an das Baby weitergegeben, Marc. Ich bin der einzige Verwandte, an dem der Kelch vorübergegangen ist." Benny lachte. "Was für eine Ironie des Schicksals, dass die Kette ausgerechnet bei mir unterbrochen wurde, was?"

Während sein Bruder jetzt schon fast beschwörend auf ihn einredete, erinnerte sich Marc an die mysteriösen Worte von Bennys Krankenschwester, Leana Schmidt, die jetzt einen Sinn ergaben:

"... Bennys Verhalten änderte sich an dem Tag nach einer Kernspinuntersuchung ... Normalerweise durchleuchten wir das Gehirn nach Anomalien, aber bei Benny wurde nur der Unterleib gescannt ... Ich habe mir die Bilder besorgt ... Er ist vollkommen gesund."

"Du willst für mich sterben?", fragte Marc, und allein die Frage klang unvorstellbar.

Benny drückte sich vom Stuhl hoch. "Für dich und das Baby. Das ist der Plan. Constantin hat euch am Tag

des Unfalls eingeweiht, bei eurem Treffen in der Villa."

Woran ich mich nicht mehr erinnern sollte.

"Kommt denn wirklich kein anderer Spender in Frage?", fragte Marc hilflos.

"Nein." Benny sah ihn traurig an. "Weder legal noch auf dem Schwarzmarkt. Ich habe alles versucht."

Dafür also hast du das Geld gebraucht, schoss es Marc durch den Kopf. Neunzigtausend Euro. Benny hatte sich das Geld bei Valka geborgt, um ein illegales Spenderorgan zu kaufen. Um Marcs Leben zu retten und das seines Kindes. Es hatte nicht funktioniert.

"Marc, sieh mich an." Benny schlug sich mit der Faust rhythmisch gegen den Bauch. "Ich habe eine gesunde Leber und - anders als Sandra - eine kompatible Blutgruppe. So etwas findest du nicht rasch genug noch einmal. Begreifst du, was das heißt?"

Er nickte. Sein Bruder war der ideale Spender. Deshalb hatte er von heute auf morgen sein Leben umgestellt, Sport getrieben und sich gesund ernährt. Alles zur Vorbereitung auf die anstehende Operation. Und deshalb hatte Valka ihn vorhin laufenlassen. Benny musste ihn in letzter Sekunde eingeweiht haben, vermutlich erst, nachdem er von Eddy aus dem Auto gezogen und im Garten von Constantins Villa zusammengeschlagen worden war. Nur weil Valka

wusste, dass Benny ohnehin bald sterben würde, hatte er auf die Exekution verzichtet. Wieso sich die Hände dreckig machen, wenn das Opfer sich selbst erledigt? "Sandra liebt dich", sagte Benny leise. "Constantin auch. Sie haben das alles arrangiert, damit sie nicht alles auf einmal verlieren. Dich und das Kind. Also bitte, bitte, gib mir jetzt die Waffe zurück", fügte er fast flehend hinzu. "Lass es mich zu Ende bringen."

Marc wich einen Schritt zurück. Auch wenn die Erinnerung an das letzte Treffen vor dem Unfall in Constantins Villa noch nicht vollständig zurückgekommen war, wusste er nun ganz genau, worüber sie sich nach diesem Besuch im Auto gestritten hatten.

"Aber dir ist doch klar, dass wir keine andere Wahl haben, oder?"

Sandra hatte in ihrer Verzweiflung dem mörderischen Plan zugestimmt, der Kind und Ehemann retten sollte. Marc war dagegen gewesen, hatte noch auf der Rückfahrt protestiert, und wäre es nicht zum Unfall gekommen, hätte er ganz sicher ein zweites Mal den Selbstmord seines Bruders vereitelt.

"Warum habt ihr es so kompliziert gemacht?", fragte er verzweifelt.

"Wie Sandra schon sagte: Die Dinge sind außer Kontrolle geraten. Constantin wollte einerseits deine

Amnesie aufrechterhalten, damit du meinen Tod nicht verhinderst. Andererseits musste er dich auf die Operation vorbereiten. Auch deshalb musstest du so oft zum Verbandswechsel." "Aber warum hat er mich nicht einfach unter Drogen gesetzt oder entführt?"

"Constantin?" Benny drückte sich aus dem Stuhl hoch.

"Dein Schwiegervater ist vielleicht skrupellos, aber kein Verbrecher, im Gegenteil. Er wollte dich retten, und anfangs dachte er, das mit einer einzigen Lüge zu schaffen. Also sperrte er dich in ein geistiges Gefängnis, aus dem du viel schwerer ausbrechen konntest als aus einer körperlichen Gefangenschaft, verstehst du? Außerdem konnte er dich doch nicht einfach verschwinden lassen. Du musstest ja auch erst noch deine Aussage vor dem Untersuchungsausschuss zurücknehmen. Sonst wäre ich nie aus dem Psychoknast entlassen worden." Benny hustete.

"Natürlich hat er sich hoffnungslos verrannt, und als Emma dann plötzlich aufgetaucht ist, war das Chaos perfekt. Die entlaufene Irre stand nicht im Drehbuch. Mit ihr hat niemand gerechnet. Genauso wenig wie damit, dass du ausgerechnet mich um Hilfe bitten würdest. Verdammtd, Marc, ich wollte die letzten Stunden vor meinem Tod nutzen, um mich zu verabschieden, doch auf einmal hatte ich dich, Valka und diese Paranoide an der Backe." Seine Stimme

wurde brüchig. Sandra wollte irgendwann nicht mehr mitmachen und hat Constantin gebeten, alles abzubrechen und dich einzuweihen. Doch er handelte nicht mehr rational. Am Ende waren sie beide nur noch getrieben von Panik und Angst." Benny schluckte. "Angst um dich, Angst um das Baby. Begreifst du das endlich?"

Doch. Leider.

Sie hatten ihn traumatisieren, aber nicht töten wollen. Alles diente nur zu seinem Schutz. Er sollte vergessen, um zu leben.

"Und jetzt?", fragte Mare, endgültig am Ende seiner physischen und psychischen Kräfte. " Wie genau soll das hier ablaufen?"

72. Kapitel

Benny lächelte wehmütig und warf einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr.

"Die Leber ist das einzige teilbare Organ im menschlichen Körper", sagte er nach einer kurzen Pause. "Dein Sohn bekommt den linken, du den größeren Leberlappen. So hat Constantin es mir erklärt. Es funktioniert, es muss nur schnell gehen! Also, bitte ... "

Er streckte die Hand nach der Waffe aus. "Komm schon, ich wollte es doch schon mal tun. Jetzt hätte mein Selbstmord wenigstens einen Sinn."

"Das kann ich nicht zulassen."

"Sie haben alles vorbereitet. Dein Sohn wartet im OP. Wenn ich nicht sterbe, hat er keine Überlebenschance. Und du auch nicht!"

"Mag sein", antwortete Mare, und dann zitierte er einen alten Mann, den er erst vor wenigen Stunden kennengelernt hatte. Der Einzige, der immer ehrlich zu ihm gewesen war.

"Aber es kann nie richtig sein, etwas Falsches zu tun." Benny sah ihn verwundert an. **"Einer stirbt, zwei leben. Was soll daran falsch sein?"**

"Der Tod ist doch keine mathematische Gleichung", schrie Marc.

Sein Bruder verdrehte die Augen. "Du kannst es nicht verstehen, ja? Du willst einen Grund. Schön, pass auf. Ich geb dir einen."

Benny strich sich die verschwitzten und blutverschmierten Haare zurück. "Erinnerst du dich noch an den Tag im Mai?"

Der Einbruch, Sandras Fehlgeburt.

Die Frage traf Marc bis ins Mark. "Worauf willst du hinaus?"

"Ich war es." "Was?"

"Ich hab mich damals bei Valka verquatscht, dass bei Sandras Vater was zu holen ist."

"Nein."

"Doch. Ich schwöre, ich wollte nicht, dass sie dort einbrechen. Ich habe nur darüber gelästert, wie ein reicher Sack so dumm sein kann, sein Haus so schlecht zu sichern. Sandra hatte mir bei einem unserer Treffen von dem Zweitschlüssel im Bootshaus erzählt, für den Fall, dass ich einmal einen Unterschlupf brauchen würde und niemand zu Hause wäre."

Tränen verschleierten Bennys Augen.

"Verdammmt, sie wollte mir helfen, und deshalb hat sie ihr Baby verloren. Euer Baby. Ich habe es wirklich versucht, aber irgendwann konnte ich mit der Schuld nicht mehr leben. Deshalb habe ich mir die Pulsadern aufgeschnitten."

Für einen Moment spürte Marc den Boden nicht mehr unter den Füßen. Er hatte gerade zum zweiten Mal den Selbstmord eines Mannes verhindert, der für den Tod seines ersten Kindes verantwortlich war. Eine Welle aus Wut und Schmerz schlug über ihm zusammen.

Irrt Haberland? Kann es richtig sein, das Falsche zu tun? Er dachte an seine Arbeit mit den Jugendlichen, an Julia, die er mit einem psychologischen Trick gerettet und gleichzeitig zurück in die Hölle geschickt hatte, und begriff, dass das Prinzip, nach dem er sein

Leben immer ausgerichtet hatte, soeben auf die schrecklichste aller Proben gestellt wurde.

Heiligt der Zweck am Ende doch die Mittel?

"Ich habe Sandra damals sofort meine Schuld gestanden", sagte Benny. "Doch sie wollte mich nicht anzeigen." Er schluckte. "Deinetwegen. Du solltest nie von der wahren Ursache ihrer Zweifel erfahren. Und außerdem wusste sie, dass mein Selbsthass die größte Strafe für mich ist."

"Eine Tragödie hat manchmal die unglaubliche Kraft, Menschen, die sich lieben, zusammenzuschweißen", erinnerte sich Marc an Constantins Worte.

Deswegen hatte Sandra nach der Fehlgeburt wieder zu ihm zurückgefunden. Und deshalb hatten sie und Constantin auch so bereitwillig Bennys Angebot, sich zu opfern, akzeptiert.

"Bitte", flehte Benny. "Lass es mich wiedergutmachen. Bei dir, bei dem Kind. Und bei Sandra."

Marcs Unterlippe begann zu zittern, als er an die Konsequenzen der Wahl dachte, die er jetzt zu treffen hatte.

Wenn er Benny vom Selbstmord abhielt, riskierte er sein Leben. Und besiegelte gleichzeitig den Tod ihres Kindes. Er hob die Waffe, kontrollierte den Sicherungshebel und schob den Lauf zurück, um eine neue Patrone zu aktivieren. Und dann passierte das,

womit er gerechnet hatte. Sein Bruder biss die Zähne zusammen, ignorierte die gleißenden Schmerzen und belastete sein verletztes Bein. Als Nächstes sprang er nach vorne, um Marc die Waffe zu entreißen. Doch der scherte nach rechts und wich zur Terrassentür aus. Fast hätte er die Klinke nicht mehr fassen können, weil Benny ihn am Jackenärmel gepackt hielt.

Strauchelnd riss er die Tür auf und warf die Pistole im hohen Bogen über die Balustrade, während er von seinem Bruder nach hinten gerissen wurde.

Sie stolperten, und für einen Moment lagen sie keuchend nebeneinander. Erschöpft, ausgelaugt, verletzt.

Marc wollte sich abwenden, doch es ging nicht. Er spürte ein nie zuvor da gewesenes Gefühl, das ihn innerlich in zwei Stücke riss. Eine Mischung aus väterlicher Rachsucht und brüderlicher Liebe. Schließlich sah er Benny in die tiefbraunen, tränенfeuchten Augen, wusste nichts zu sagen, und ihm blieb auch keine Gelegenheit mehr, darüber nachzudenken, denn diesmal war er nicht darauf vorbereitet. Es ging alles viel zu schnell.

Benny schlug ihm den Ellbogen ins Gesicht, sprang auf und humpelte zur offenen Glastür. Er zog sein verletztes Bein hinter sich her, stöhnte vor Schmerzen, und es war glatt auf den Steinfliesen der Terrasse. Und

dennoch hatte Marc keine Chance mehr, ihn einzuholen. Sein Bruder, der gerade zum Sprung über das Geländer ansetzte, war unerreichbar weit von ihm entfernt.

73. Kapitel

Es war Absicht. Benny nahm das Geländer wie ein erschöpfter Hürdenläufer, das rechte Bein voran. Dabei wedelte er mit den Armen, als wolle er sich von der kahlen Trauerweide im Park verabschieden, deren Krone das Klinikgebäude um Meter überragte. Er drückte die Brust nach vorne, machte ein Hohlkreuz und sah für einen Moment aus wie ein Fallschirmspringer, kurz bevor der Schirm sich öffnet. Und dann blieb sein linker Fuß an der Geländerkante hängen.

Die vereisten Sprossen zitterten hohl. Benny schien sich noch im Sprung umdrehen zu wollen, ruderte mit dem rechten Arm nach hinten, und da bestätigte sich Marcs Verdacht: Es war kein Zufall. Benny hatte den Sprung ausgebremst, wollte sein Fallen hinauszögern und sich in letzter Sekunde doch noch am Geländer festhalten.

Aber wieso?

Sterne tanzten vor seinen Augen, als Marc aus dem Büro in den Schneeregen hinauswankte.

Bennys Hand war von der Kante abgerutscht, aber er hatte wenigstens eine Sprosse zu fassen bekommen. Jetzt hing er an einem Arm hinter der Absperrung, seine Beine strampelten. Er versuchte, auch mit dem anderen Arm Halt zu finden, doch die Metallstreben waren so eisig, dass seine Hände immer wieder abrutschten.

Er will sich wieder nach oben ziehen. Er hat es sich anders überlegt.

Marc eilte ihm zu Hilfe, schlitterte mehr, als dass er auf seinen Gummisohlen vorankam. Derweil waren Bennys Finger vollends von den Sprossen abgerutscht, und er klammerte sich jetzt mit bei den Händen an eine schmale Zierleiste.

Als Marc endlich bei ihm war, hing er nur noch an den ersten Gliedern seiner Finger.

Marc beugte sich über das Geländer, sah senkrecht nach unten und begriff, weshalb Benny mitten im Sprung abgebrochen hatte.

Zu hoch.

Er hatte sich die falsche Seite für seinen Sprung ausgesucht.

"Hirntod, aber das Herz muss noch schlagen. Mach es so, wie ich es dir gezeigt habe."

Schon bei drei Stockwerken war fraglich, ob die Organe den Sturz ohne Prellungen überlebten. Doch hier ging es noch viel tiefer nach unten, denn Constantin hatte vor dem Ostflügel eine Baugrube ausheben lassen. Für einen Anbau, eine Tiefgarage oder ein Schwimmbad für die Rehapatienten; der Zweck war von hier oben nicht erkennbar, wohl aber die Wirkung, die ein Sturz aus dieser Höhe haben würde.

Benny wird dort unten zerplatzen.

Zumal das Fundament der Grube mit Stahl matten ausgelegt war. Kein Strauch, kein Rasen, keine Erde. Dort unten gab es nichts, was den Sturz hätte abmildern können. "Scheiße", flüsterte Benny. Er versuchte sich nicht zu bewegen, um ja nicht abzurutschen. Seine kalten Finger waren blutleer, lange würde er sich nicht mehr halten können. "Ich helfe dir", sagte Marc. Von seiner Seite aus konnte er nichts ausrichten. Er stieg über das Geländer und balancierte auf dem kleinen Mauervorsprung, an den Benny sich klammerte. Die Gummisohlen seiner Turnschuhe fanden kaum Halt auf dem nassen Stein. "Okay", sagte er und packte seinen Bruder am Arm. Dabei hielt er sich mit der anderen Hand an der Sprosse fest.

"Ich hab dich", log er. Er war müde, geschwächt, und sein ganzer Körper schmerzte. Marc konnte kaum sich selbst halten, geschweige denn seinen Bruder nach oben ziehen und über das Geländer zurückhieven.

"Scheiße, selbst zum Sterben bin ich zu blöd", sagte Benny. Marc warf ihm ein gequältes Lächeln zu und log schon wieder. "Ich schaff das schon!"

"Vergiss es."

"Einen Scheiß werde ich."

"Lass mich los, oder wir gehen beide drauf."

Marc's Finger rutschten an dem glitschigen Kunststoff der regennassen Fliegerjacke ab, doch er hatte sie schnell wieder im Griff. Vorerst.

Er sah nach unten, suchte nach Hilfe, doch das Klinikgelände war bei diesem Wetter wie ausgestorben. Ein Krankenwagen mit einem roten Kreuz auf dem weißen Dach parkte nutzlos fünfzig Meter weit entfernt.

"Es tut mir leid", hörte er seinen Bruder sagen, während er immer noch auf das Dach des Krankenwagens starrte. Ein unsinniger, alberner und völlig unpassender Gedanke löste sich in seinem Kopf, und er musste lachen.

"Cross!"

"Was?", fragte Benny.

"Das Radio-Orakel. Der Sänger heißt Christopher Cross." Benny sah nach oben und lächelte matt. Plötzlich sah er nicht mehr aus wie jemand, der an einer Klippe hängt und um sein Leben kämpft. Obwohl sein ganzer Körper ein einziger, angespannter Muskel war, wirkte er friedlich. Er hatte abgeschlossen.

"Lass mich los", bat er ein letztes Mal. All right.
Marc nickte.

Dann nahm er alle Kraft zusammen, packte seinen Bruder mit beiden Armen, auch wenn er dadurch selbst nun keinen Halt mehr fand. Aber er brauchte auch nur wenige Zentimeter, um Benny wenigstens ein Stück nach oben zu reißen. Er schaffte es nicht ganz so hoch, wie er es sich gewünscht hätte, doch besser ging es einfach nicht. Mehr Kraft steckte nicht mehr in seinen Knochen.

Es war nicht optimal, und ein letztes Risiko blieb. Aber am Ende, in der allerletzten Sekunde, sagte ihm eine innere Stimme, dass sein Plan funktionieren würde, als er sich von dem Mauervorsprung abstieß und gemeinsam mit seinem Bruder in die Tiefe stürzte.

74. Kapitel

Heute

Das Feuer im Kamin hatte seine magnetische Wirkung nicht verloren. Während Haberlands Erzählungen hatte Marc kaum den Blick davon abwenden können, und die Flammen erschienen ihm jetzt sogar noch heller als zu Beginn seines Überfalls.

Anfangs hatte er noch die Waffe auf den alten Mann im Ohrensessel gerichtet. Doch als dieser davon völlig unbeeindruckt immer eindringlicher mit der Schilderung fortfuhr, hatte er die Pistole auf den Couchtisch gelegt und sie zum Schluss vergessen. Jetzt, da Haberland geendet hatte und ihn mit erwartungsvollen Augen ansah, fühlte er sich erleichtert und furchterfüllt zugleich.

So hat es sich zugetragen. Genauso ist es gewesen. Haberland hatte so bildhaft erzählt, dass die Erinnerungen wie ein Film vor seinem geistigen Auge abgelaufen waren. "Darf ich ein Glas Wasser haben, bitte?", fragte er mit trockener Zunge. Es musste Stunden her sein, dass er etwas getrunken hatte. Sein Rachen fühlte sich rauh und staubig an. Merkwürdigerweise waren dafür viele andere negative Empfindungen weit in den Hintergrund gerückt. Seine

ausgekugelte Schulter, die zersplitterten Rippen, die lockeren Zähne in seinem Mund sendeten nur noch stark gedämpfte Signale zu seinem Schmerzzentrum. Haberland tat so, als habe er Marcs Frage nicht gehört. "Sie stimmen mit mir also darin überein, dass Sie das alles wirklich erlebt haben?"

Marc nickte schwerfällig.

"Was veranlasst Sie dann, zu denken, Sie könnten den Verstand verloren haben?"

Haberland beugte sich interessiert nach vorne.

"Bitte, Sie müssen es mir sagen. Ich weiß nicht, was mit mir geschieht."

Marc sah an ihm vorbei in den Kamin mit den hellen, hohen Flammen, dann zum Fenster, vor dem es immer noch so finster war wie bei seiner Ankunft.

"Woher wissen Sie das alles?", fragte er mit leiser, fast abwesender Stimme und musste an einen der ersten Sätze denken, mit denen Haberland ihn heute Nacht begrüßt hatte.

"Ich wünschte wirklich, Sie wären früher gekommen. Jetzt wird die Zeit knapp."

"Waren Sie etwa auch nur ein Schauspieler, den Constantin beauftragt hat?"

"Nein", lächelte Haberland gutmütig. "Ganz im Gegenteil. Mit Emma war ich der Einzige, der nicht eingeweiht war. Benny hat Sie nur zu mir

herausgebracht, damit ich mir Ihre Wunden ansehe. Zudem wollte er Zeit gewinnen und sich von mir verabschieden."

Er zog ein dickes Geldbündel aus der Innentasche seines Sakkos und zeigte es Marc für einen kurzen Augenblick, bevor er es wieder zurücksteckte.

"Ich glaube, es hat Benny überhaupt nicht gefallen, dass ich den fehlenden Splitter unter Ihrem Verband entdeckt habe." Haberlands Lächeln wurde breiter.
"Haben Sie nicht bemerkt, wie nervös er war, als Sie nach unserem Spaziergang am See mit ihm wieder wegfuhrten? Ihr Bruder hatte große Angst, ich hätte Ihrem Gedächtnis versehentlich auf die Sprünge geholfen. Aber ich wusste ja nichts von der Verschwörung."

Marc dachte nach, dann schüttelte er zweifelnd den Kopf. Auf einmal roch es im Zimmer nach antiseptischen Reinigungsmitteln. "Das glaube ich nicht. Denn wenn Sie damit nichts zu tun haben, woher wissen Sie dann so detailliert, was ich in den letzten Stunden erlebt habe?"

"Stunden?", fragte der Arzt.

Er sah zu der kleinen Digitaluhr auf dem Schreibtisch. 11.04 Uhr. Exakt die Zeit, zu der sie ihn gestern Vormittag das erste Mal aufgesucht hatten.

Marc blinzelte verwirrt. "Ist sie kaputt?", fragte er mit Blick auf die Uhr. Haberland schüttelte den Kopf.

Aber ... das kann nicht sein, das ist ...

Er versuchte aufzustehen, doch es gelang ihm nicht, sich aus den dicken Sofakissen hochzustemmen. Seine Arme waren eingeschlafen, das Blut schien nicht mehr richtig zu zirkulieren. Er wandte den Kopf zur Tür.

"Wie bin ich hierhergekommen? Und wie ... ", er sah an seinem nutzlosen Arm herab, den er nicht mehr willentlich bewegen konnte, " ... wie konnte ich den Sturz überleben ?"

Zehn Meter tief? Auf Stahlplatten? Ohne medizinische Versorgung?

Haberland lächelte gutmütig. "Sie beginnen langsam die richtigen Fragen zu stellen. Sehen Sie, ich hab es Ihnen doch gesagt, Sie kommen ganz allein auf alle Antworten." "Haben Sie jemals eine Geschichte gehört und sich danach gewünscht, Sie hätten das Ende niemals erfahren?"

Auf einmal überkam Marc das Gefühl, er müsse sich imaginäre Spinnweben von der Haut reißen. Staubige Fäden, die nicht nur seinen Körper, sondern auch seinen Verstand überzogen und die Wahrheit verhüllten, der er so dringend auf den Grund gehen wollte. Die Wahrheit, die sich in einer einzigen Frage konzentrierte: "Existiere ich?" Haberland lächelte

erneut und faltete die Hände. Dann, kurz nachdem ein Holzscheit im Kamin in sich zusammengefallen war und glutrote Funken stoben, sagte er endlich: "Ja. Daran besteht kein Zweifel. Bei Bennys Erlebnissen musste ich allerdings etwas improvisieren. Ich habe sie aus den Gesprächen rekonstruiert, die Ihr Bruder mit Ihnen in den letzten Stunden geführt hat, und hier mag einiges verfälscht dargestellt sein. Doch all das, was ich Ihnen über Sie erzählt habe, ist Ihnen wirklich widerfahren. Sie sind real."

Er machte eine Pause, dann sagte er leise: "Aber ich bin es nicht."

Eiseskälte drang in das Zimmer, so wie gestern, als Benny vor die Veranda getreten war, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Die Erinnerung an seinen Bruder trieb Marc die Tränen in die Augen.

"Wissen Sie, was man sich über die letzten Sekunden des Sterbens erzählt?", fragte Haberland und rieb sich die vernarbten Handgelenke.

Marc nickte. "Es heißt, vor dem geistigen Auge ziehe noch einmal das gesamte Leben vorbei, oder zumindest Teile davon. Erlebnisse, die die Psyche des Sterbenden nachhaltig beeindruckt haben. Eine bestandene Prüfung, die Hochzeit, die Geburt eines Kindes, aber auch negative Ereignisse ..."

Er stockte.

Wie ein Unfall?

"Natürlich hat noch nie jemand die Schwelle überschritten und ist zurückgekommen, aber viele Menschen, die wiederbelebt wurden, sagten, sie hätten sich in ihrer Nahtoderfahrung mit Menschen unterhalten, die ihnen sehr viel bedeutet haben", fuhr Haberland fort.

Wie Sandra, Constantin, Benny und ...

Der Professor nickte wissend, als könne er Marcs Gedanken lesen. "Forscher haben herausgefunden, dass diese letzten Momente und das gleißende Licht, auf das man sich angeblich zubewegt, letztlich nichts anderes sind als eine biochemische Störung unseres absterbenden Gehirns." Das Feuer loderte auf, noch heller als je zuvor während ihres Gesprächs. Marcs Augen brannten. Um ihn herum schien alles gleichzeitig klarer und durchsichtig ZU werden.

"Wer sind Sie?", fragte er.

"Ich bin nur eine Erinnerung."

Der Professor erhob sich aus seinem Ohrensessel, und plötzlich fühlte Marc nicht mehr die bleierne Schwere, die ihn bislang in der Couch gehalten hatte. Das Aufstehen gelang ihm ohne Kraftanstrengung.

"Na los, Tarzan." Haberland nahm sich eine alte Strickjacke von dem stummen Diener und beugte sich

zu seinem Hund. Das müde Tier hob die Schnauze, streckte sich und kroch aus seinem Rattankörbchen vor dem Fenster.

Marc sah erst in das Feuer, dann zu dem Arzt, der seinem Hund den Kopf tätschelte.

"Es war also alles umsonst?", fragte er. "All das Leid, vergebens?"

Haberland sah auf.

Hätte ich Benny etwa doch fallen lassen sollen?

"Ich weiß es nicht. Ich kann nicht in die Zukunft sehen.

Niemand kann das. Ich kann Ihnen nur sagen, was in Ihrer Erinnerung bereits vorhanden ist."

Marc nickte. Der Film war zu Ende. Die letzte Rolle von der Spule gefallen.

"Aber Sie wissen ja, was ich denke."

Es kann nie richtig sein, etwas Falsches zu tun.

Die Dielen knarrten leise, als Haberland mit kurzen Schritten zur Verandatür schlurfte, seinen alten Hund im Schlepptau. Von hinten wirkten sie müde, aber zufrieden. Draußen schien es heller zu werden, und Marc meinte, den Rauch des Kamins auf einmal viel intensiver wahrzunehmen. Aber das konnte auch nur Einbildung sein. Eine weitere biochemische Störung seines Gehirns, so wie das Bild des Professors, der sich

mit der Türklinke in der Hand noch einmal zu ihm umdrehte.

"Kommen Sie", sagte er. "Wir machen einen kleinen Spaziergang. "

Berlin / Aktuelles

Der Zweck und die Mittel

Heute wurden in der Senner-Klinik in Berlin-Charlottenburg bei einem Menschen die lebenserhaltenden Geräte abgestellt, dessen Schicksal in den letzten Wochen in der Bevölkerung breite Anteilnahme erfahren hat.

Marc Lucas war gemeinsam mit seinem Bruder Benjamin aus bislang noch ungeklärten Umständen von dem Dach der Klinik gestürzt, in der er nach zehn Tagen künstlichen Komas verstarb. Dabei hatte er sich schwere innere Verletzungen zugezogen, die letztlich zu seinem Tod führten, der heute um 11.04 Uhr festgestellt wurde.

Es mutet wie eine zynische Ironie des Schicksals an, dass durch Lucas' Tod zwei Menschenleben gerettet werden konnten. Wäre Lucas nicht zuerst auf dem Boden aufgeschlagen, hätte er den Sturz seines Bruders nicht gedämpft, der zwar mit zahlreichen

Knochenfrakturen, jedoch ohne innere Schädigungen überlebte. Das ermöglichte eine Organspende von Benjamin Lucas, dessen linker Leberlappen für ein Neugeborenes entnommen werden konnte. Dabei handelte es sich ausgerechnet um das Kind des Verstorbenen, das nur wenige Minuten vor dem Sturz seines Vaters mit einem tödlichen Leberschaden entbunden worden war.

Der Fall beschäftigt wegen seiner mysteriösen Umstände jetzt die Staatsanwaltschaft. Denn vieles deutet darauf hin, dass hier ein Selbstmord für eine illegale Organspende ausgenutzt werden sollte, zumal es sich bei dem Klinikleiter Constantin Senner um den Vater von Sandra Lucas handelt, der Ehefrau des Verstorbenen. Der OP für die Transplantation war bereits vorbereitet, ein Ärzteteam für die schwierige Operation eines Neugeborenen hielt sich bereit, und das Baby stand seit Wochen auf der Warteliste für ein Spenderorgan. Zudem soll Gerüchten nach ein weiteres Transplantationsteam auf Marc Lucas gewartet haben, der angeblich selbst auf eine Leberspende angewiesen war. Das würde zumindest die Selbstmordtheorie der Staatsanwaltschaft erhärten, denn lebend hätte Benjamin Lucas seine beiden Organhälften niemals spenden können. Wenn er allerdings gleichzeitig seinen Bruder und das

Ungeborene durch seinen Freitod retten wollte, weshalb sprang er dann gemeinsam mit Marc Lucas in die Tiefe?

Eine interne Quelle der Staatsanwaltschaft bezweifelt, dass es zu einer Anklage kommen wird.

"Die Beweislage bei derartigen Familiendramen ist immer schwierig. Constantin Senner könnte sicher wegen unethischen Verhaltens die Approbation entzogen werden, doch der Chirurg hatte ohnehin vor, seine Klinik wegen Geldproblemen zu verkaufen und nicht länger zu praktizieren."

Es ist also fraglich, ob die Hintergründe jemals ganz aufgeklärt werden. Das meiste Wissen dürfte wohl mit dem Tod von Marc Lucas für immer verloren gegangen sein, und sein Bruder beruft sich auf sein Aussageverweigerungsrecht, seitdem er von der Intensivstation entlassen wurde. Zumindest scheint er die Lebendspende, die in Deutschland unter Verwandten zulässig ist und bei der nur ein Teil des Organs verpflanzt wird, gut überstanden zu haben. Sandra Lucas hingegen mag genug gestraft sein, sollte sie denn überhaupt eine Schuld treffen. Sie verlor ihren Ehemann, und bislang ist nicht sicher, ob der Lobus sinister, also der linke Leberlappen ihres Schwagers, wirklich von dem Körper ihres Kindes akzeptiert oder doch noch abgestoßen wird. Dem

Säugling geht es den Umständen entsprechend gut, für eine endgültige Prognose ist es aber noch viel zu früh.
Ken Sukowsky

Prozessaufakt gegen Chef der Türsteherszene

Berlin - Heute beginnt vor dem Landgericht der Prozess gegen Eduard Valka, den Chef der organisierten, kriminellen Türsteherszene Berlins. Ihm wird unter anderem zur Last gelegt, Magda H., eine minderjährige Zwangsprostituierte aus Bulgarien, ermordet zu haben. Zudem wird ihm die Anstiftung zum Mord an einem Journalisten dieser Zeitung vorgeworfen, der über Valka und seine kriminellen Machenschaften recherchierte. Aufgrund der laut Staatsanwaltschaft erdrückenden Beweislage wird mit einem raschen Urteil gerechnet.

Viele Jahre später

Das Licht fiel in einem schrägen Winkel durch die gesicherten Fenster, deren Streben ein langgezogenes Schattengitter auf den Fußboden warfen. Obwohl das Patientenzimmer regelmäßig gelüftet und gereinigt wurde, tanzten feinste Staubpartikel in der Luft und

gaben dem Kegel der Sonnenstrahlen die Konturen eines Bühnenscheinwerfers.

"Sie ist nicht ansprechbar", sagte der drahtige Chefarzt, wobei ein Pfefferminzbonbon kurz zwischen den schmalen Zähnen aufblitzte. Ein vergeblicher Versuch, damit den abgestandenen Nikotinatem zu übertünchen.

"Wie lange schon?", fragte Marc Lucas und lehnte die unhandliche Röhre, die er den weiten Weg hierher all eine hatte schleppen müssen, an das Fußende des Bettes.

"Eine Ewigkeit."

Der Chefarzt trat einen Schritt zur Seite und warf einen prüfenden Blick auf den Tropf, mit dem die alte Dame gerade eine Elektrolytinfusion erhielt. Der Plastikschlauch war noch randvoll.

"Als sie bei uns eingeliefert wurde, habe ich hier noch gar nicht gearbeitet, aber laut Krankenakte war ihre Psychose schon sehr ausgeprägt."

"Hm", grunzte Marc, dann griff er nach ihrer Hand, die auf der gestärkten Bettdecke ruhte. Sie fühlte sich spröde an und schwer.

"Wer hat sie hierher überwiesen?", fragte er den Chefarzt.

"Das war damals noch die Mutter. Wenn Sie mich fragen, hätte das Vormundschaftsgericht schon viel

früher einen Betreuer bestellen müssen. Die gute Frau war mit der Situation völlig überfordert. Der erste Fehler war es, dass sie ihre Tochter zuerst in diese Bleibtreu-Klinik gebracht hatte, Sie kennen doch die alte Geschichte?"

Marc tat so, als hörte er sie zum ersten Mal.

"Nein? Ging damals ziemlich durch die Presse. Egal, jedenfalls verschlimmerten sich dort ihre paranoiden Schübe, die zum Teil auch schizoid waren. Zu Beginn ihrer Behandlung hielt sie sich für eine Dolmetscherin, obwohl sie in Wahrheit keine einzige Fremdsprache spricht. Dann dachte sie eines Tages, sie wäre Teil eines geheimen Amnesieexperiments, das in der Bleibtreu- Klinik ja tatsächlich durchgeführt wurde, jedoch nur an Freiwilligen. Aber nachdem sie ein Gespräch zweier Ärzte belauscht hatte, zog sie die falschen Schlüsse. Sie fühlte sich bedroht und riss aus. Glücklicherweise konnte sie wieder aufgegriffen werden, und die Mutter sorgte dann endlich für eine Unterbringung in einer seriösen und sicheren Anstalt."

Der Chefarzt zermalmte zufrieden das Bonbon zwischen seinen Backenzähnen. Offenbar gefiel ihm die Vorstellung, dass seine Klinik damals einer privaten Einrichtung vorgezogen worden war.

"Wir konnten sie nicht heilen, aber zumindest weiß sie jetzt, dass sie keine Dolmetscherin ist und ihr niemand etwas Böses will, nicht wahr, Frau Ludwig?" Der Chefarzt tätschelte ungelenk ihr Schienbein über der Decke.

Die alte Patientin schien von dem, was um sie herum vorging, nichts wahrzunehmen. Sie schlief mit offenen Augen, atmete ausschließlich durch den Mund.

Sie sieht dünn aus, dachte Marc. Fast ausgezehrt.

Ganz anders, als er sie sich vorgestellt hatte.

"Hören Sie, Herr Kollege." Der Chefarzt räusperte sich. "Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie zu ihr durchdringen wollen. Fremden gegenüber ist sie besonders misstrauisch."

"Eigentlich bin ich kein Fremder", sagte Marc und öffnete den Deckel der Pappröhre. "Können Sie mich hören?"

Er wandte sich zu der Frau, während er das Behältnis umdrehte und behutsam den Inhalt herausschüttelte.

Keine Reaktion.

"Was soll das denn sein?", fragte der Chefarzt eine Minute später, nachdem Marc seine Vorbereitungen abgeschlossen hatte. Er trat zur Wand und streckte die Hände nach der Leinwand aus, die der junge Besucher dort provisorisch befestigt hatte.

"Ein Erbstück", antwortete Marc und konzentrierte sich von nun an nur noch auf die Patientin.

"Schauen Sie mal."

Er trat einen Schritt zur Seite, damit ihr leerer Blick auf das Bild gegenüber von ihrem Bett fallen konnte.
"Ich habe Ihnen etwas mitgebracht."

"Haberlands Haus?", las der Chefarzt die winzige Unterschrift rechts unten auf dem Gemälde. Er drehte sich um. "Ich kann da nur eine weiße Fläche erkennen."

Marc Lucas achtete nicht auf ihn. Er stand jetzt am Kopfende direkt neben der alten Frau, die trotz ihrer schweren seelischen Krankheit das Sanftmütige in ihrem Gesichtsausdruck nicht gänzlich verloren hatte.

"Mein Onkel Benny hat mir gesagt, es hätte Ihnen sehr gefallen", flüsterte er so leise, dass der Chefarzt es nicht hören konnte. "Sie wären die Einzige, die begriffen hat, was es darstellen soll, damals, als sie es in seiner Wohnung entdeckt haben. Später hat Benny sie dann dorthin gebracht zu dem Haus am Wald. Können Sie sich daran noch erinnern?"

Keine Veränderung. Noch immer keine Reaktion.

"Sehen Sie, mein junger Freund!" Der Chefarzt klang beinahe triumphierend. "Sie lässt keinen an sich ran."

Marc Lucas nickte abwesend.

"Ich lasse es Ihnen da", flüsterte er ihr ins Ohr. "Und ich werde wiederkommen. Schon am nächsten Wochenende. Vielleicht haben Sie ja dann Lust, mit mir über meinen Vater zu reden."

Über den Mann, der mir das Leben schenkte, in jeder Hinsicht.

"Ich glaube, Sie haben ihm damals sehr geholfen."

Marc flüsterte weiter, obwohl Emmas Gesichtsausdruck nicht das geringste Anzeichen von Verstehen zeigte. "Auf jeden Fall haben Sie ihn besser gekannt als ich."

Er strich ihr die Haare aus der Stirn und trat zur Seite. Emma Ludwigs Geist schien tatsächlich nicht in demselben Raum zu sein wie er. Ihre Gesichtszüge blieben starr und ausdruckslos, während sie reglos auf die weiße, grobkörnige Leinwand blickte.

Sie reagierte auch nicht, als er ihr zum Abschied die Hand drückte; sah ihm nicht nach, als er vom Chefarzt wieder nach draußen begleitet wurde.

Noch nicht einmal ihre Augen blinzelten, als sich sehr viel später eine erste, hilflose Träne löste.